Reiſen

durch die

vereinigten Staaten von Nord-Amerika

und

durch die Provinzen

Ober- und Unter-Kanada,

in den Jahren 1795, 1796 und 1797,

von

Iſaac Weld.

Nach der zweiten Ausgabe aus dem Engliſchen überſetzt, mit Anmerkungen.

Zweiter Band mit Kupfern.

Anſicht der Niagara Waſſerfälle.

Berlin 1800, bei Oehmigke dem Jüngern.

EX
BIBLIOTHECA
REGIA ACADEM.
GEORGIAE
AUG.

Vorrede.

Zu einer Zeit, als der Krieg Jammer und Elend über Europens ſchönſte Gegenden verbreitete, als Anarchie ſich von Nation zu Nation fortzupflanzen drohete, und als die Gewitterwolken, welche über Irland *) ſchwebten, befürchten ließen, daß mancher der Bewohner deſſelben bald in einem fremden Land Schutz ſuchen müſſe, begab ſich der Verfaſſer der folgenden Briefe nach den Nordamerikaniſchen Freiſtaaten, um über dasjenige, was man von dem ſteigenden

*) Dem Vaterlande des Verfaſſers.

Flor des Landes und der glücklichen Lage ſeiner Bewohner hört, mit eigenen Augen Beobachtungen anzuſtellen, und um zu unterſuchen, ob hier das Land ſei, wo man, im Falle der Noth, ſeine Hütte aufſchlagen könnte. Er bereiſete die Staaten Pennſylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Neu-Yerſey und Neu-York, von wo er ſich nach Ober- und Unterkanada begab, um die Lage ihrer Bewohner kennen zu lernen, und um die Regierungsformen ſowohl dieſer Provinzen, als der Staaten mit einander vergleichen zu können.

Sollte das Urtheil, welches der Verfaſſer dieſer Briefe hin und wieder über Amerikaner und ihre Sitten gefället hat, Manchem etwas ſtrenge vorkommen, ſo bittet er, daß man ihm ja nichts auf Rechnung des Vorurtheiles oder

einer blinden Vorliebe für alles, was Europäisch heißt, schreiben möge. Er war, beim Antritte seiner Reise, sehr für das Land, welches er bereisen wollte, und für die Bewohner desselben eingenommen; hatte sich seine Meinung, seine Ansicht der Dinge, bei der Rückkehr ins Vaterland verändert, so ist diese Veränderung nur das Resultat kaltblütiger, ruhiger Beobachtung, welche er bei seiner Anwesenheit im Lande anzustellen Gelegenheit hatte.

Dies ist es, was aus der Vorrede des Verfassers auszuheben war; das Uebrige betrifft theils Entschuldigungen wegen seiner Schreibart, theils einiges über die, beim Originale befindlichen, Kupferstiche. Was diese lezteren betrifft, so sind die

intereſſanteſten derſelben auch dieſer Ueberſetzung hinzugefügt worden; andere, als die Anſicht von Bethlehem, der Grundriß der Stadt Waſhington, Mount Vernon, ſind Nachſtiche, und deshalb billig weggelaſſen. Auch die Karten, ſowohl die allgemeine, als auch die von Kanada ſind überflüſſig, denn ſie zeichnen ſich auf keine Weiſe aus, und enthalten oft nicht die Hauptörter, die auf des Verfaſſers Wege liegen.

d. Ueb.

Inhalt.

Erſter Band.

Erſter Brief.

Ankunft an der Küſte von Amerika. — Bäume, die erſten ſichtbaren Gegenſtände. — Beſchreibung des Delaware-Fluſſes und der Delaware-Bai. — Unterſuchung von Geſundheitsbeamten. — Ankunft zu Philadelphia. — Plan der Stadt. — Kai's. — Oeffentliche und Privatgebäude. — Hoſpital und Gefängniß. S. 1 — 18.

Zweiter Brief.

Volksmenge in Philadelphia. — Charakter und Sitten der Einwohner. — Privatbeluſtigungen. — Die Amerikaner verlieren ihre Zähne frühzeitig. — Schauſpiele ſind nur ſeit einiger Zeit erlaubt. — Quäker. — Audienz beim Präſidenten. — Kirchen. — Fuhrwerke. — Tavernen. — Schwierigkeit, ſich Bedienten zu verſchaffen. — Charakter der niedrigen Volksklaſſen in Amerika. S. 19 — 29.

Dritter Brief.

Reiſe nach Baltimore. — Beſchreibung des Landes um Philadelphia. — Schwimmende Brücken über den Schuylkill. — Ihre Einrichtung. — Mühlen im Brandywine-Krihk. — Verbeſſerung des Mechanismus der

Mehlmühlen in Amerika. — Stadt Wilmington. — Blockhäuser. — Schlechte Wege. — Schöne Aussichten. — Tavernen. — Susquehannah-Fluß. — Stadt Baltimore. — Hafen. — Oeffentliche und Privatgebäude. — Einwohner. — Gegend zwischen Baltimore und Washington. — Abscheuliche Wege. S. 30 — 46.

Vierter Brief.

Gründung der Stadt Washington. — Wahl des Platzes ward dem General Washington überlassen. — Wählt den Mittelpunkt der gesammten Staaten. — Vortheilhafte Lage — Beschaffenheit des Handels nach den hintern Gegenden des Landes — Uebersicht der vorzüglichsten Handelsstädte der vereinigten Staaten. — Ihr blühender Zustand hängt vom Handel mit dem hintern Lande ab. — Beschreibung des Patowmac-Flußes — Seine Verbindung mit andern Flüssen. — Ungeheurer Umfang der Wasserkommunikation der Stadt Washington nach allen Richtungen. — Lage der Stadt. — Plan. — Oeffentliche Gebäude. — Das Präsidentenhaus. — Hotel. — Steine und andre Baumaterialien in der Nachbarschaft. — Gegenwärtige Privathäuser und Bewohner der Stadt. — Verschiedene Meinungen wegen der zukünftigen Größe der Stadt. — Hinderniſſe, die man dem Gedeihen derselben in den Weg zu stellen sucht. — S. 47 — 82.

Fünfter Brief.

Einige Nachricht von Alexandria. — Mount Vernon, Wohnort des Generals Washington. — Schwierigkeit, den Weg dahin durch das Gehölz zu finden. — Beschreibung des Berges und der Aussichten von demselben. — Beschreibung des Hauses und der Ländereien. — Sklaven. — Einige Gedanken darüber. — Bewirthung auf dem Berge. — Rückkehr nach Washington. S. 83 — 89.

Sechster Brief.

Ankunft zu Philadelphia. — Einige Bemerkungen über das Klima der mittlern Staaten. — Ueble Beschaffenheit der

Wege zwiſchen Baltimore und Philadelphia. — Abreiſe von Baltimore während des Froſtes. — Amerikaniſche Reiſende. — Vorrichtungen, welche ſie trafen, ehe ſie den Gaſthof verließen. — Ankunft an den Ufern des Susquehannah. — Paſſage über den zugefrornen Fluß. — Gefährliche Lage der Ueberfahrenden. — Die Amerikaniſchen Reiſenden in einer Taverne, an der andern Seite des Fluſſes. — Politiſche Zänkereien. S. 89 — 96.

Siebenter Brief.

Philadelphia, lebhafter im Winter als in jeder andern Jahreszeit. — Geburtstagsfeier des Generals Waſhington. — Nachricht von General Waſhington's Perſon und Charakter. — Die Amerikaner ſind unzufrieden mit ſeinem Betragen als Präſident. — Ein Geiſt der Unzufriedenheit herrſcht unter ihnen. S. 96 — 101.

Achter Brief.

Gelinder Winter vom Jahre 1795 bis 96. — Abreiſe nach Lancaſter. — Hochweg zwiſchen Philadelphia und Lancaſter. — Ueberſicht Pennſylvaniens. — Beſchreibung der Meiereien zwiſchen Lancaſter und Philadelphia. — Armuth des Landmannes. — Schlechte Gaſthöfe. — Wagen. — Verfahren der Frachtfuhrleute. — Lancaſter. — Sitz des Staatsgouvernements. — Fabriken. — Gezogene Büchſen. — Geſchicklichkeit, mit welcher ſich die Amerikaner derſelben bedienen — Anekdote von zwei Virginiſchen Scharfſchützen. S. 102 — 111.

Neunter Brief.

Viele Deutſche in der Nachbarſchaft von York und Lancaſter. — Weißer Sklavenhandel. — Grauſamkeit, die oft dabei ausgeübt wird. — Vergleichung des Charakters der Deutſchen mit dem der Amerikaner. — Ueberfahrt über den Susquehannah zwiſchen York und Lancaſter. — Vortreffliche Gegenden am Fluſſe. — Beſchreibung von

York. — Deſſen Gerichtshöfe. — Juriſtiſches Syſtem in Pennſylvanien. S. 111 — 122.

Zehnter Brief.

Gegend um York. — Boden des Landes an jeder Seite der blauen Berge. — Frederic-town. — Veränderung des Landes und ſeiner Bewohner wird merklicher, je näher man der See kommt. — Sklaven Menge. — Tabacksbau. — Neugierde der Leute in den Gaſthöfen. — Großer Waſſerfall im Patowmack-Fluſſe. — George-town. — Gegend zwiſchen George-town und der Hoe's-Fähre. — Giftige Weinſtöcke. — Port Tabacco. — Traurige Beſchaffenheit des an die Fähre gränzenden Landes. — Vernachläßigung der Sklaven. — Fahrt auf dem Patowmack iſt gefährlich. — Süßwaſſer-Auſtern. — Landung an einem verlaſſenen Theile des Virginiſchen Ufers. — Gaſtfreundſchaft der Virginier. S. 122 — 135.

Eilfter Brief.

Nördliche Gegend Virginiens. — Engländer, die erſten, welche ſich hier niederließen. — Die von ihnen erbaueten Häuſer ſind noch jetzt vorhanden. — Ungleichheit der bürgerlichen Lage der Einwohner. — Arbeiten der Neger auf den Landgütern. — Zuſtand der Sklaven. — Ausſaugung des Bodens durch den Tabacksbau. — Verfahren bei dem Anbaue und der Bearbeitung des Tabacks. — Häuſer in Virginien. — Niedrige Volksklaſſen in Virginien. — Ihr ungeſundes Anſehen. S. 135 — 147.

Zwölfter Brief.

Stadt Tappahannock. — Fluß Rappahannock. — Haien in demſelben. — Gegend zwiſchen Urbanna und Glouceſter. — Feuersbrünſte in den Holzungen. — Art, denſelben Einhalt zu thun. — Gewinnung des Terpentins — Glouceſter. — York. — Ueberbleibſel einer Verſchanzung aus dem Amerikaniſchen Kriege. — Häuſer von Kanonenkugeln zerſchmettert. —

Höhlung am Ufer des Fluſſes. — Williamsburgh. — Ueberreſte des Staatenhauſes — Standbild des Lord Bottetourt. — Das Wilhelm- und Marienkollegium. — Studenten. S. 147 — 157.

Dreizehnter Brief.

Hampton. — Fähre nach Norfolk. — Gefahr beim Paſſiren der vielen Fähren in Virginien. — Norfolk. — Geſetze, die dem Handel nachtheilig ſind. — Enge, ſchmutzige Straßen zu Norfolk. — Gelbes Fieber daſelbſt. — Bemerkungen darüber. — Partheigeiſt der Einwohner. — Wenige Kirchen in Virginien. — Verſchiedene ſind in Verfall gerathen. — Privat Begräbniß-Plätze. S. 158 — 167.

Vierzehnter Brief.

Beſchreibung des Dismal Swamp. — Bären, Wölfe u. ſ. w. in demſelben. — Gegend zwiſchen dem Sumpfe und Richmond. — Theer- und Pech-Bereitung. — Schlechter Boden. — Elende Gaſthöfe. — Mangel an Pferdefutter. — Petersburg. — Pferderennen daſelbſt. — Beſchreibung der Virginiſchen Pferde. — Amerikaniſche Art zu reiten. — Richmond. — Brücke über den James-Fluß. — Staats-Haus. — Stürzungen im James-Fluſſe. — Glücksſpiele ſind ſehr gewöhnlich zu Richmond. — Zankſucht der niedern Volksklaſſen. — Ihre Art und Weiſe ſich zu balgen. — Gouging. S. 167 — 181.

Funfzehnter Brief.

Virginien zwiſchen Richmond und den Bergen. — Duft der Blumen und Stauden in den Wäldern. — Geſang der Vögel. — Sonderbares Gequäcke der Fröſche. — Columbia. — Magazin daſelbſt. — Feuerfliegen in den Holzungen. — Grihn-Springs. — Schlangen. — Die ſüdweſtlichen oder grünen Berge. — Bergſtröme thun großen Schaden. — Geſundes Klima. — Schöne Bäuerinnen. — Monticello. — Weinberge. — Etwas über den hieſigen Weinbau. S. 182 — 197.

Sechszehnter Brief.

Gegend zwiſchen den ſüdweſtlichen und blauen Bergen. — Kupfer- und Eiſen-Minen. — Lynchburgh. — Neu London. — Zeughaus daſelbſt. — Straße über die blauen Berge. — Peaks of Otter, der höchſte dieſer Berge. — Ueber die Berge hinaus giebt es viele deutſche Anſiedler. — Verſchiedenheit des Landes und der Bewohner an den verſchiedenen Seiten der Berge. — Samenzerſtörer, (weevil). — Heſſiſche Fliege. — Kanton Bottetourt. — Boden deſſelben. — Geſundes Klima. — Geſundheitsquellen. S. 198 — 208.

Siebenzehnter Brief.

Beſchreibung der berühmten Felſenbrücke. — Ungeheure Höhle. — Das Shenandoah Thal. — Einwohner, größtentheils Deutſche. Boden und Klima. — Bemerkungen über Amerikaniſche Landſchaften. — Art und Weiſe die Bäume zu fällen. — Heerſtraße nach Kentucky, hinter den blauen Bergen. — Tölpiſches, neugieriges Volk. — Lexington. — Staunton. — Militäriſche Titel häufig in Amerika. — Wincheſter S. 209 — 226.

Achtzehnter Brief.

Beſchreibung des Durchganges des Patowmack und Shenandoah durch eine Kluft in dem blauen Gebirge. — Bemerkung über Herrn Jefferſon's Darſtellung dieſer Szene. — Ankunft zu Philadelphia. — Bemerkungen über das Klima der vereinigten Staaten. — Philadelphia während der Sommerhitze. — Schwierigkeit Butter, Fleiſch u. ſ. w. vor der Fäulniß zu bewahren. — Anwendung des Eiſes. — Winde in Amerika. — Die Beſchaffenheit des Wetters hängt größtentheils von ihnen ab. S. 226 — 239.

Neunzehnter Brief.

Ohne Geſellſchafter in Amerika zu reiſen, iſt unangenehm. — Der Verfaſſer trifft zwei Engländer. — Reiſet mit ihnen nach Kanada. — Beſchreibung der Gegend zwiſchen Philadelphia und Neu-York. — Briſtol. — Trenton. —

Princeton. — Akademie daſelbſt. — Brunsvick. — Waſſerfall im Poſaik-Fluſſe. — Kupferminen. — Neu-York. — Charakter und Sitten ſeiner Einwohner. — Schleunige Abreiſe, des gelben Fiebers wegen. — Fahrt von Neu-York nach Albany den Nord-Fluß hinan. — Große Schönheit des Nord-Fluſſes. — Weſt-Point. — Hochland. — Stürme ſind hier gewöhnlich. — Albany. — Beſchreibung der Stadt und ihrer Einwohner. — Feier der Amerikaniſchen Unabhängigkeit, den 4ten Julius. S. 240 — 256.

Zwanzigſter Brief.

Abreiſe von Albany. — Schwierigkeit Fuhrwerke zu bekommen. — Ankunft zu Kohoz. — Beſchreibung der hier im Mohawk-Fluſſe befindlichen Waſſerfälle — Still-Water. — Saratoga. — Fort Edward. — Ermordung der Miß M'Crea. — Fort Ann. — Schlechter Weg dahin. — Bemerkungen über Amerikaniſche Wälder. — Schwierigkeit vorwärts zu kommen. — Ankunft zu Skenesborough. — Angriffe der Muskiten. — Beſchreibung dieſes Inſekts. — Ihr Stich iſt zuweilen gefährlich. — Mittel dagegen. S. 257 — 269.

Einundzwanzigſter Brief.

Beſchiffen des Champelain-Sees. — Schwierigkeit, ſich in den, am See liegenden, Meiereien Lebensmittel zu verſchaffen. — Ticonderoga. — Crown-Point. — Mahleriſche Gegend. — Beſchreibung des Champlain Sees, und der umherliegenden Gegenden. — Kapitain Thomas. — Ankunft zu St. John's. — Unterſchied zwiſchen Kanada und den Staaten, in Anſehung des Landes, der Einwohner u. ſ. w. — Fort Chambly. — Kaleſchen. — Bons-dieux. — Stadt La Prarie. — Reißender Strom des St. Laurenz-Fluſſes. — Ueberfahrt nach Montreal. — Große Schiffe bei Montreal. — Anſehnliche Tiefe des Fluſſes. S. 269 — 289.

Zweiundzwanzigſter Brief.

Beſchreibung der Stadt Montreal. — Ihre Gebäude. — Begräbnißfeierlichkeiten. — Klöſter. — Kaſernen. —

Festungswerke. — Einwohner, größtentheils Franzosen. — Charakter und Sitten derselben. — Reizende Aussichten nahe bei der Stadt. — Sommerbelustigungen. — Lustpartien auf dem Berge. — Pelzhandel. — Die Nordwestkompagnie. — Skizze der vom Herrn von Mackenzie unternommenen Reise nach dem Südmeere, durch das Land. — Streitigkeiten zwischen der Hudsonbai- und Nordwestkompagnie. S. 289—308.

Dreiundzwanzigster Brief.

Fahrt nach Quebec auf dem St. Laurenz-Flusse. — Vorzüge eines Bateau's vor einem Kielboote. — Stadt Sorelle. — Schiffsbau daselbst. — See St. Pierre. — Ballikon. — Reizende Gegenden an den Ufern des St. Laurenz. — Kanadische Häuser. — Skizze des Karakters und der Sitten des gemeinen Mannes in Kanada. — Aberglaube. — Anekdote. — St Augustin Calvaire. — Ankunft in Quebec. S. 309 — 318.

Vierundzwanzigster Brief.

Lage der Stadt Quebec. — Beschreibung der Ober- und Unterstadt. — Große Festigkeit der Oberstadt. — Einige Bemerkungen über die Eroberung von Quebec, unter General Wolfe. — Ueber Monthgomery's und Arnold's Angriffe während des Amerikanischen Krieges. — Volksmenge zu Quebec. — Das Schloß. — Franziscanerkloster. — Jesuitenkollegium. — Ein einziger alter Jesuit ist noch übrig geblieben. — Sein großer Reichthum. — Sein Charakter. — Nonnenklöster. — Ingenieurhaus. — Staatshaus. — Zeughaus. — Kasernen. — Marktplatz. — Fuhrwerke mit Hunden. — Vortreffliche Aussichten von einigen Gegenden der Oberstadt. — Reizende Landschaften. — Beschreibung der Wasserfälle in den Flüssen Montmorenci und la Chaudiere. S. 319—336.

Fünfundzwanzigster Brief

Konstitution, Regierung, Gesetze und Religionszustand von Ober- und Unterkanada. — Ausgaben für die Civil-Liste,

die bewaffnete Macht, und die Geſchenke an die Indianer. — Beſoldung einiger königlichen Beamten. — Ein- und Ausfuhr. — Taxen. S. 337 — 350.

Sechsundzwanzigſter Brief.

Boden und Produkte Unterkanada's. — Ueber die Bereitung des Ahornzuckers. — Klima. — Winterbeluſtigungen des Volkes. — Schlitten. — Mittel, ſich vor der Kälte zu ſchützen. — Abhärtung der Pferde. — Beſchaffenheit des St. Laurenz beim Abzuge des Winters. — Schnelle Vegetation im Frühlinge. — Annehmlichkeit des Sommers und Herbſtes. S. 351 — 367.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Bewohner Unterkanada's. — Bedingungen, unter welchen Ländereien abgetreten werden. — Sind dem Gedeihen des Landes nachtheilig. — Vergleichung der Vortheile des Anſiedelns in Kanada und in den vereinigten Staaten. — Urſache der häufigern Auswanderung nach den leztern. — Reiſe nach der Ortſchaft Stoneham bei Quebec. — Beſchreibung des St. Charles-Fluſſes. — Der St. Charles-See. — Etwas über die Ortſchaft Stoneham. S. 367 — 395.

Zweiter Theil.

Achtundzwanzigſter Brief.

Abreiſe von Quebec. — Bequemes Reiſen zwiſchen Quebec und Montreal. — Poſthäuſer. — Kaleſchen. — Fuhrleute. — Kanadiſche Pferde. — Bewillkommung in den Poſthäuſern. — Schöne Ausſicht von der Heerſtraße. — Dörferinnen. — Zuſtand der Landwirthſchaft in Kanada. — Vergleichung des Charakters der Kanadier mit dem der Bewohner der Staaten. — Ankunft zu Troisrivieres. — Beſchreibung dieſer Stadt und der Gegenden um ſie her. — Urſulinerinnen-Kloſter. — Arbeiten aus Birkenrinde. — Birkenkanots. — Abreiſe von Troisrivieres und Ankunft zu Montreal. S. 1 — 18.

Neunundzwanzigster Brief.

Die Gesellschaft macht die gewöhnlichen Vorbereitungen, um den St. Laurenz hinan zu fahren. — Büffelhäute. — Schwierigkeit zu Lande nach Kingston zu kommen. — Stürzungen oberhalb Montreal. — Dorf la Chine. — Magazine daselbst. — Indianisches Dorf an der entgegengesetzten Seite des Flusses. — Aehnlichkeit der Französischen Kanadier mit den Indianern. — Ueber die Indianer in Unterkanada. — Die Gesellschaft schifft sich in einem Bateau nach la Chine ein. — Die Kanadier lieben das Tabakrauchen. — Ihr Maaß, wonach sie Entfernungen messen. — Beschreibung des St. Ludwig-Sees. — Insektenwolken über den beschilften Sandbänken. — Die Gesellschaft nimmt auf der Perot-Insel ihr Nachtquartier. — Verschiedene Stürzungen, les cascades genannt. — Ihr furchtbares Ansehen. — Beschreibung des Dorfes des Zederuberges. — Stürzungen des Coteau du Lac. — Wunderbare Schnelligkeit des Stromes. — Uebernachtung. — St. Francis-See. — Point au Baudet. — L'isle aux Raisins. — Die Inseln im Flusse gehören den Indianern. — Uebernachtung. — Sturm. — Unangenehme Lage der Gesellschaft. — Erlösung daraus. — Setzen die Wasserfahrt weiter fort. — Noch andere Stürzungen. — Kanäle und Schleusen an verschiedenen Stellen des St. Laurenz. — Ungeheure Taubenflüchte. — Auswanderung der Eichhörnchen und Bären. — Oswigatschi-Fluß. — Fort la Galette. — Der Strom oberhalb desselben ist sanft. — Die Fahrzeuge seegeln die ganze Nacht hindurch. — Lieder der Kanadier. — Gutes musikalisches Gehör. — Der See mit tausend Inseln. — Ankunft zu Kingston. — Bemerkungen über die Schiffahrt auf dem St. Laurenz. — Vergleichung des St. Laurenz mit dem Missisippi. — Uebersicht der Flüsse, durch welche eine Wasserverbindung zwischen den großen Seen und dem Atlantischen Meere statt findet. — Handel auf den Seen.

S. 20 — 58.

Dreißigſter Brief.

Beſchreibung der Stadt Kingſton. — Blühender Handel derſelben — Gaſtfreie Einwohner. — Hafen am Ontario-See. — Kriegeſchiffe auf dieſem See. — Kauffarteiſchiffe. — Marine-Offiziers. — Große Ausgaben für Bau- und Beſſerung der Schiffe. — Noch kein Eiſenſtein-Verabau in dieſer Gegend. — Kupfer kann leichter gewonnen werden als Eiſen. — Wird in großer Menge an den Küſten des Oberſees gefunden. — Einſchiffung auf den Ontario-See. — Beſchreibung des Sees. — Man will alle ſieben Jahre eine Veränderung der Höhe der Gewäſſer bemerkt haben. — Auch Ebbe und Fluth alle zwei Stunden. — Bemerkungen über dieſe Phänomene. — Fahrt auf dieſem See iſt einer Reiſe auf dem Meere ähnlich. — Erblickung des Forts Niagara. — Landung an der Miſſiſſaguis-Spitze. — Miſſiſſaguis-Indianer. — Einer ihrer Anführer fällt in einem Gefechte. — Wie ſie von dem Brittiſchen Gouvernement behandelt werden. — Ihre Rachſucht. — Gute Jäger unter ihnen. — Ihre Methode, die Lachſe zu tödten. — Mannigfaltigkeit der Fiſche in den Seen und Flüſſen Kanada's. — Seewölfe. — Seekühe. — Beſchreibung der Stadt Niagara oder Newark. — Der jetzige Sitz der Regierung. — Abſicht ihn an einen andern Ort zu verlegen. — Ungeſunde Beſchaffenheit der Stadt Niagara und der umliegenden Gegend. — Navy-Hall. — Uebergabe des Forts Niagara. — Beſchreibung deſſelben. — Beſchreibung der andern Forts, welche an die vereinigten Staaten abgetreten ſind. — Sie ſind ihnen nicht von dem Vortheile, als man es erwartete. — Vortheilhaftere Lage der neuen Brittiſchen Poſten. S. 59 — 99.

Einunddreißigſter Brief.

Beſchreibung des Niagara-Fluſſes, ſeiner Waſſerfälle und der Gegend, die an den ſchiffbaren Theil des Fluſſes, unterhalb der Waſſerfälle, gränzt. S. 100 — 125.

Zweiunddreißigster Brief.

Beschreibung des Forts Chippeway. — Plan, einen Kanal zu ziehen, um der Landwege bei den Niagara-Wasserfällen überhoben zu sein. — Abreise von Fort Chippeway. — Große Hitze. — Beschreibung des, oberhalb der Fälle, an den Niagara-Fluß gränzenden Landes. — Klima in Oberkanada. — Klapperschlangen sind in Oberkanada häufig. — Fort Erie. — Schlechte Bewirthung daselbst. — Eichhörnchen-Jagd. — Seneka-Indianer. — Ihre Geschicklichkeit mit dem Blaserohre. — Wanderung nach dem Dorfe der Seneka-Wilden. — Die ganze Nation abwesend. — Fahrt über eine gefährliche Sandbank an der Mündung des Buffalo-Creek. — Abfahrt vom Fort Erie. — Werden vom Sturme zurückgetrieben. — Ankern an der Abineau-Spitze. — Beschreibung dieser Spitze. — Sandberge daselbst. — Bären-Jagd. — Hunde, deren man sich dabei bedienet. — Der Wind drehet sich. — Das Fahrzeug leidet vom Sturme vor Anker. — Abfahrt von der Abineau-Spitze. — Allgemeine Beschreibung des Erie-Sees. — Anekdote. — Erreichen die Inseln am westlichen Ende des Sees. — Ankern daselbst. — Beschreibung der Inseln. — Schlangen verschiedener Art daselbst. — Klapperschlange. — Medizinischer Gebrauch derselben. — Fabelhafte Erzählungen von Schlangen. — Abfahrt von den Inseln. — Ankunft zu Malden. — Detroit-Fluß. S. 127 — 158.

Dreiunddreißigster Brief.

Beschreibung des Distriktes Malden. — Anlegung neuer Englischer Posten daselbst. — Die Insel Bois-blanc. — Streitigkeiten zwischen den Engländern und Amerikanern des Eigenthumsrechts wegen. — Blockhäuser. — Kapitain E—'s Meierei. — Wilde. — Beschreibung des Detroit-Flusses und des daran gränzenden Landes. — Stadt Detroit. — Hauptquartier der Amerikanischen Armee. — Offiziers der westlichen Armee. — Vergebliche Mühe der

Amerikaner, den Indianern eine große Meinung von ihrer Wichtigkeit beizubringen. — Gegend um Detroit. — Zweifel wegen unſerer Rückkehr nach Philadelphia. — Beſchließen unſern Weg über Presqu' Isle zu nehmen. — Abreiſe von Detroit. S. 159 — 176.

Vierunddreißigſter Brief.

Geſchenke, die den Wilden von der Brittiſchen Regierung gemacht werden. — Art und Weiſe ſie zu vertheilen. — Urſachen warum man ſie giebt. — Das beſte Mittel die Zuneigung der Wilden zu gewinnen. — Die Amerikaner geben ſich wenig Mühe, mit den Wilden in gutem Vernehmen zu bleiben. — Folgen davon. — Krieg zwiſchen den Wilden und den Amerikanern. — Friedensſchluß des Generals Wayne. — Der Friede wird wahrſcheinlich nicht dauernd ſein. — Urſachen. — Art und Weiſe wie die Wilden Frieden zu machen pflegen. S. 177 — 207.

Fünfunddreißigſter Brief.

Etwas über das Aeußere, die Sitten, den Charakter, die Körper- und Geiſtes-Beſchaffenheit der Wilden; nebſt einigen Anekdoten. S. 207 — 277.

Sechsunddreißigſter Brief.

Abreiſe von Malden. — Sturm auf dem Erie-See. — Werden zurück zwiſchen die Inſeln getrieben. — Fahrt über den See. — Landung bei Fort Erie. — Begeben ſich zum Buffalo-Kriek. — Reiſe durch die Wälder. — Beſchreibung der Gegend oberhalb des Buffalo-Kriks. — Ungeheure Ebenen. — Majeſtätiſches Anſehen der Bäume. — Indianiſche Hunde. — Ankunft bei den Niederlaſſungen am Geneſee-Fluſſe. — Erſte Anſiedler. — Ihr allgemeiner Charakter. — Beſchreibung des an den Geneſee-Fluß gränzenden Landes. — Fieber ſind hier zur Herbſtzeit häufig. — Gehen zu Fuß nach Bath. S. 278 — 318.

Siebenunddreißigſter Brief.

Beſchreibung der Stadt Bath. — Ihre Nachbarſchaft. — Sonderbare Methode, um ſie in Flor zu bringen. — Spekulirende Köpfe. — Kohorton-Krihk. — Ueberſicht der Schifahrt von Bath abwärts. — Abreiſe nach Newtown. — Schiffen ſich in Kanots ein. — Stranden in der Nacht. — Suchen ein Obdach in einem benachbarten Hauſe. — Schwierigkeit Nahrungsmittel zu bekommen. — Setzen die Waſſerfahrt fort. — Locharts-burgh. — Beſchreibung des öſtlichen Armes des Susquehannah-Fluſſes. — French-Town. — Franzoſen und Amerikaner ſchicken ſich nicht für einander. — Wilkesbarré. — Berge in der Nachbarſchaft. — Das Land, nach Philadelphia zu, nur wenig bevölkert. — Beſchreibung der Windkluft in den blauen Bergen. — Nachricht von der Mähriſchen Niederlaſſung zu Bethlehem. — Rückkehr nach Philadelphia. S. 314 — 344.

Achtunddreißigſter Brief.

Abreiſe von Philadelphia. — Ankunft zu Neu-York. — Beſuchen Long-Island. — Schreckliche Verwüſtung durch das gelbe Fieber. — Die Holländiſchen Bewohner trauen den Fremden nicht. — Zahl der Bewohner. — Getreidebau. — Große Menge Haſelhühner und Rehe. — Geſetze gegen die Ausrottung derſelben. — Zunahme derſelben. — Abnahme der Biber. — Neu-York hat viel Angenehmes für Fremde. — Schluß.

Achtundzwanzigſter Brief.

Abreiſe von Quebec. — Bequemes Reiſen zwiſchen Quebec und Montreal. — Poſthäuſer. — Kaleſchen. — Fuhrleute. — Kanadiſche Pferde. — Bewillkommnung in den Poſthäuſern. — Schöne Ausſicht von der Heerſtraße. — Dörferinnen. — Zuſtand der Landwirthſchaft in Kanada. — Vergleichung des Charakters der Kanadier mit dem der Bewohner der Staaten. — Ankunft zu Troisrivieres. — Beſchreibung dieſer Stadt und der Gegenden um ſie her. — Urſulinerinnen-Kloſter. — Arbeiten aus Birkenrinde. — Birkenkanots. — Abreiſe von Troisrivieres und Ankunft zu Montreal.

Theurer Freund

Montreal im Auguſt.

Wir hielten uns in Quebec und ſeiner Nachbarſchaft ſo lange auf, als es mit unſerm Plane, die Waſſerfälle des Niagara zu beſuchen, und alsdann, noch vor Anfange des Winters, nach den Staaten zurück zu kehren, beſtehen konnte und reiſeten darauf zu Lande nach Montreal.

In keinem Theile von Nordamerika kann man mit so großer Bequemlichkeit reisen als auf dem Wege von Quebec nach Montreal. Es sind hier, in einer geraden Linie und in mäßiger Entfernung von einander, Posthäuser angebracht, in welchen beständig Kaleschen oder Schlitten, je nachdem die Jahrszeit ist, in Bereitschaft gehalten werden. Jeder Postmeister ist verpflichtet vier Kaleschen und dieselbe Anzahl Schlitten vorräthig zu haben; außer diesen werden aber noch weit mehrere auf jeder Station von Leuten gehalten, die aides de poste heißen, und die dem Postmeister, wenn seine eigene Fuhrwerke bereits vergriffen sind, aushelfen müssen. Der Postmeister allein hat das Recht, diese Fuhrwerke auf jeder Station herzugeben; dafür muß er sie aber, wenn er nicht in Strafe verfallen will, bei Tage in einer Viertelstunde, nachdem sie von den Reisenden gefordert sind, und bei Nacht in einer halben Stunde in Bereitschaft haben. Die Postillions sind verbunden, zwei Meilen (leagues) in einer Stunde zu fahren. Für eine Kalesche mit einem Pferde bezahlt man einen Schilling Halifaxer Kurant *) auf die Meile; dem Postillion giebt man nichts.

*) Nach diesem Münzfuße, der in Unterkanada angenommen ist, gilt der Dollar fünf Schillinge. Die gangbaren Silbermünzen in Kanada sind Dollars, von denen man Halbe, Viertel, Achtel und Sechszehntheile hat; Piastarins, Spanische Münzen, die etwas weniger als ein Vierteldollar gelten, so wie auch Französische und En-

Die Poſtkaleſchen ſind plump, doch fanden wir ſie im Allgemeinen zum Reiſen ſehr bequem. Sie ſind den Amerikaniſchen Poſtwagen bei weitem vorzuziehen; denn will man in dieſen nur mit einiger Bequemlichkeit fahren, ſo muß man ſich mit Kiſſen für die Hüften und Ellbogen wohl verſehen, ſonſt ſetzt es blaue Flecke im Ueberfluſſe.

Die Kanadiſchen Pferde ſind größtentheils klein und ſchwerfällig, aber ſehr dauerhaft, wie man dies an den Poſtpferden ſehen kann, die, ſelbſt bei ſchlechter Fütterung und übler Behandlung, fett und feurig ſind. Selten werden ſie in Ställe gebracht und geſtriegelt; gewöhnlich treibt man ſie, nach zurückgelegter Station, auf das Feld, wo ſie ſo lange bleiben, bis der folgende Reiſende ankommt, oder bis man ſie zu wirthſchaftlichen Arbeiten nöthig hat. Dies iſt eigentlich gegen die Verordnung, nach welcher man die Pferde, für die Paſſagiere, im Stalle bereit halten ſollte; indeß erinnere ich mich nicht, daß wir irgendwo viel über die vorgeſchriebene Viertelſtunde aufgehalten worden wären, obgleich man die Pferde oft eine Meile weit vom Felde zurückholen mußte. Waren ſie weit entfernt, ſo kam man mit ihnen, um Klagen zu verhüten, in vollem Gallopp zurück, ſpannte ſie augen-

gliſche Kronen und halbe Kronen. Goldmünzen gehen, wie unverarbeitetes Gold (bullion), bloß nach dem Gewichte. Engliſche und Portugiſiſche Goldmünzen werden am mehrſten geſchätzt; auf dieſe folgen die Spaniſchen und dann die Franzöſiſchen.

blicklich vor, und dann wurden gewöhnlich neun bis zehn Engliſche Meilen in einer Stunde zurückgelegt. Ein kleines Trinkgeld treibt oft die Poſtillions an, geſchwinder zu fahren, als es ihnen vorgeſchrieben iſt. Erreicht man ſeinen Zweck auf dieſe Weiſe nicht, ſo hat man nur nöthig, ſie von Seiten ihrer Eitelkeit anzugreifen, um ſie ſo ſchnell fahren zu laſſen, wie man es für gut findet. Lobt man ihre große Geſchicklichkeit im Fahren, und die vortrefflichen Pferde, ſo kann man darauf rechnen, daß man in einer Stunde drei Meilen weiter fortrücken wird. Will man etwa im Gallopp fahren, ſo giebt man laut genug, daß es der Poſtillion hören kann, ſeinen Reiſegefährten zu verſtehen, daß doch die Kanadiſchen Kaleſchen die erbärmlichſten Fuhrwerke in der Welt und ſo ſchwer wären, daß die Leute befürchten müßten, die Pferde würden umfallen, wenn ſie ſo geſchwinde damit fahren wollten, als wie es in andern Ländern geſchieht. Vor allen Dingen lobt man die Fuhrwerke und Poſtillions in den vereinigten Staaten. Einige Bemerkungen dieſer Art ſetzen den Poſtillion gewöhnlich in Feuer, und machen, daß er unaufhörlich auf ſeine Pferde lospeitſcht.

Um ihre Pferde aufzumuntern, ſich ſchneller aus der Stelle zu bewegen, haben ſie drei Ausdrücke, deren ſie ſich in regelmäßiger Stufenfolge bedienen. Das erſte Wort iſt „marche“, welches ſie mit gewöhnlicher Stimme ausſprechen; dann folgt „marche donc“, welches geſchwinder und lauter ausgeſprochen

wird; iſt das Pferd indeß halsſtarrig genug, auch dies nicht verſtehen zu wollen, dann wird zum dritten Mahle, und zwar mit greller durchdringender Stimme, „marche donc“ und eins von Sterne's magiſchen Wörtern ausgeſtoßen, wobei zugleich ein derber Peitſchenhieb erfolgt. Weil ſich die Fuhrleute dieſer Wörter ſo häufig bedienen, ſo haben die Kaleſchen den Nahmen Marchedoncs bekommen.

Das erſte Poſthaus liegt neun Meilen von Quebec, die unſere Poſtillions, auf eigenem Antrieb, in einer Stunde zurücklegten. Kaum erblickten wir das Haus, ſo ſahen wir auch ſchon den Poſtmeiſter, deſſen Frau, in ihrer engen Franzöſiſchen Haube, und die ganze Familie herauslaufen, uns in Empfang zu nehmen. Der vorderſte Poſtillion, ein magerer, etwa ſechs Fuß langer Kerl, der einen, mit einer Aalhaut umwundenen, Ellen langen Zopf trug, klatſchte, ſobald er das Haus erblickte, tapfer mit ſeiner Peitſche. Er fuhr vor, ſtieg mit wichtiger Miene ab, machte in ehrfurchtsvoller Ferne der Wirthin ſeine Verbeugung, näherte ſich ihr dann, mit dem Hute unter dem Arme, ſagte ihr etwas Verbindliches, und küßte ihre Wangen, die ſie ihm mit ungemeiner Herablaſſung darzureichen geruhte. Mit ſolchen wechſelſeitigen Begrüßungen werden, vor jedem Poſthauſe, gewöhnlich mehrere Minuten hingebracht, ehe die Leute daran denken, einen andern Wagen herbei zu ſchaffen.

Die Straße zwiſchen Quebec und Montreal läuft gröſtentheils dicht an den Ufern des St. Laurenz,

durch die reizenden kleinen Städte und Dörfer, die man schon vom Wasser aus liegen sehen konnte. Das Auge des Reisenden wird, auf dieser Straße, durch Aussichten ergötzt, welche, wo möglich, selbst diejenigen übertreffen, durch die er, beim Hinabseegeln des Flusses so angenehm überrascht wird.

Ganz besonders majestätisch ist die Gegend der ersten 30 bis 40 Meilen, die man auf dem Wege von Quebec zurücklegt. Der ungeheure St. Laurenz, der mehr ein von Bergen eingeschlossener See, als ein Fluß zu sein scheint, wälzt sich, an der einen Seite, so tief unter den Füßen des Wanderers dahin, daß die größten Kauffahrteischiffe dem Auge wie Fischerboote vorkommen. An der andern Seite zeigen sich, in der Ferne, mit Waldungen eingefaßte Berge; der Raum in der Mitte prunkt mit weißgemahlten Hütten, glänzenden Thürmen, Waldungen und üppigen Ländereien, die von unzähligen kleinen Strömen gewässert werden. Gruppen von Landleuten, die gerade mit emsiger Hand die Ueberreste der Erndte fortzuschaffen bemüht waren, verbreiteten eine gewisse Fröhlichkeit über die Szene, die das Reizende derselben um vieles vermehrte.

Im Allgemeinen sind die jungen Französischen Bäuerinnen sehr schön, und die Sauberkeit, das Einfache ihrer Sommerkleidung, die fast durchgängig in einem blauen oder scharlachrothen Mieder ohne Aermel, einem Röckchen von verschiedenen Farben und einem Strohhute besteht, machen sie sehr liebenswür-

dig. Schade iſt es, daß ihre Schönheit, wie es auch bei den Indianerinnen der Fall iſt, ſo ſchnell dahin welkt; woran ſowohl bei dieſen als bei jenen, die Lebensart Schuld iſt. Sie arbeiten über ihre Kräfte und ſind der Luft zu viel ausgeſetzt, weil die unthätigen Männer den größten Theil der Landarbeiten ihnen aufzubürden pflegen.

Der Landbau iſt ſeither von den Franzöſiſchen Kanadiern ſehr oberflächlich betrieben worden. Sie bedienten ſich ſelten des Düngers, ſondern warfen das Erdreich nur ein wenig mit dem Pfluge auf, und ſäeten alsdann ihr Getreide ohne alle weitere Vorbereitung aus. Auch ließen ſie bisher mehr als die Hälfte ihrer Felder ohne Zäune, ſo daß das Vieh freien Zutritt haben konnte. Jezt fängt man indeß an, mehr Induſtrie zu zeigen, und den Ackerbau gründlicher zu betreiben, welches dem häufigen Nachfragen nach Getreide zur Ausfuhr zuzuſchreiben iſt, ſo wie auch dem Rathe und der Aufmunterung von Seiten der Engliſchen Kaufleute zu Quebec und Montreal, die zum Ankauf alles entbehrlichen Getreides ihre Agenten im ganzen Lande umherſchicken. Die Landleute halten, an gewiſſen Tagen, ihr Korn an den Ufern des St. Laurenz in Bereitſchaft; von hier wird es alsdann in Flachbooten für die Kaufleute abgeholt, und zum Einſchiffen nach einem Hafen gebracht.

Alle Niederlaſſungen in Unterkanada befinden ſich unmittelbar am St. Laurenz. In keiner Gegend lie-

gen sie weiter als 12 Meilen davon entfernt, ausgenommen die längs den Ufern der Flüsse St. Jean, des Prairies und einiger andern Ströme, die sich in den St. Laurenz ergießen. Wie die Deutschen Ansiedler sind auch die Französischen Kanadier sehr dafür, nahe neben einander zu wohnen. So lange die Meierei des Vaters noch einigermaßen eine Vereinzelung gestattet, bekommen die Söhne, wenn sie herangewachsen sind, ihren Theil davon, und nur wenn die Meierei besonders klein, oder die Familie sehr groß ist, denken sie daran, ein Stück Landes von ihrem Seigneur zu nehmen. In dieser Hinsicht findet ein auffallender Unterschied zwischen ihnen und den jungen Leuten in den vereinigten Staaten, vorzüglich in Neu-England, statt; diese wandern, so bald sie erwachsen sind, aus, und begraben sich in Wäldern, wo sie vielleicht 500 bis 600 Meilen von ihren Verwandten entfernt leben. An Unternehmungsgeist fehlt es deswegen den Kanadiern nicht; sie machen Reisen über die unermeßlichen Seen in den westlichen Gegenden, ohne sich um die furchtbaren Stürme zu bekümmern, die auf denselben zu wüthen pflegen; sie arbeiten, ohne zu ermüden, mit Rudern und Stangen den reißenden Strömungen der Flüsse entgegen, und beklagen sich auch nicht, wenn sie, auf ihren Reisen, unfreundlichem Wetter und quälendem Hunger ausgesetzt sind. Die Eitelkeit ist es, die den Kanadier muthig macht; er gefällt sich, wenn er seinen Freunden und Verwandten von den fernen Gegenden, die er

besucht, und von den großen Gefahren, worin er sich befunden hat, etwas vorschwatzen kann. Beim Fällen der Bäume und beim Pflügen findet seine Eitelkeit wenig Nahrung; er hält solche Arbeiten nicht für den Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit, und verläßt sie daher mit Widerwillen. Anders verhält es sich mit dem Bürger der vereinigten Staaten; bei ihm ist Eigennutz die Triebfeder seiner Handlungen; er begiebt sich eiligst nach einem fremden Theile des Landes, wo er, im Besitze einträglicher Ländereien, einer Leidenschaft nachhängen zu können hofft, welcher er die Bande des geselligen Lebens und alles, was einem andern Menschen theuer sein würde, mit Vergnügen zum Opfer bringt.

Am zweiten Tage nach unserer Abreise von Quebec nach Montreal erreichten wir Troisrivieres, welches sich zwischen beiden Städten etwa in der Mitte befindet. Diese Stadt liegt an den Ufern des St. Laurenz, dicht an der Mündung des Moritz-Flusses, der von mehr als 30 Flüssen, die sich allein an der Nordwestseite, zwischen Quebec und Montreal, in den St. Laurenz ergießen, der größte ist. Dieser Fluß wird, ehe er noch den St. Laurenz erreicht hat, von zwei großen Inseln in drei Ströme getheilt, so daß es, wenn man oberhalb seiner Mündung seegelt, den Anschein hat, als ob sich drei besondere Flüsse an einer und derselben Stelle ergössen. Diesem Umstande hat die Stadt ihren Nahmen zu verdanken.

Der St. Moritz-Fluß ist für große Fahrzeuge

gar nicht ſchiffbar, und auch für Jachten nur auf einige Meilen oberhalb ſeiner Mündung; in flachgetäfelten Booten und Kanots kann man ihn indeß faſt bis zu ſeiner Quelle verfolgen. Der Angabe der Indianer zu Folge iſt die Entfernung vom Orte ſeines Urſprungs bis zu größern ſchiffbaren Flüſſen, die ſich in die Hudſons-Bai ergießen, nicht beträchtlich. Iſt dieſe Behauptung richtig, ſo darf man annehmen, daß der St. Moritz in der Zukunft, wenn die verlaſſene Wüſte, durch welche er läuft, ein anderes Anſehen bekommen, und ein Aufenthalt für menſchliche Weſen, ſtatt für wilde Thiere geworden iſt, in Hinſicht auf Handlung ein Fluß von großer Bedeutung werden wird. Jezt befinden ſich an den Ufern deſſelben, von ſeiner Mündung bis zu den, von Troisrivieres an 9 Meilen entfernten, Eiſenwerken, hin und wieder einige Niederlaſſungen; weiterhin kennt faſt Niemand das Land, als nur die Indianer.

Troisrivieres eine Stadt, die 250 bis 300 Häuſer hat, und, in Anſehung der Größe, die dritte in beiden Provinzen iſt, hat ihren Urſprung einer der älteſten Niederlaſſungen des Landes zu verdanken. Der Gründer derſelben ſoll darauf gerechnet haben, daß ſie bald zu einer ſehr großen Stadt heranwachſen würde; indeß iſt es bis jezt mit der Vergrößerung derſelben ſehr langſam gegangen, und es iſt keine Wahrſcheinlichkeit da, daß es in der Folge geſchwinder damit gehen wird, wenn nicht das an den St.

Moriz gränzende Land viele Ansiedler bekommt, welches noch sehr lange dauern möchte.

Das Eisensteinlager in der Nachbarschaft von Troirivieres, von dem man glaubte, daß es die Stadt sehr bereichern würde, ist jezt fast gänzlich abgebauet; auch soll dasselbe niemahls mehr Erz hergegeben haben, als nöthig war, um ein kleines Schmelz = und Frischfeuer abwechselnd in Betrieb zu erhalten. Der Pelzhandel, von dem man sich so große Vortheile versprach, ist jezt größtentheils auf Quebec und Montreal beschränkt. Nur eine unbedeutende Menge von Pelzen, die man auf dem St. Moritz und einigen der nördlichen Flüsse, die sich näher bei Troisrivieres, als bei Quebec und Montreal, in den St. Laurenz ergießen, der Stadt zuführt, wird daselbst eingeschifft. Man belastet Montrealer Schiffe damit, die beim Hinabfahren des Flusses, der Stadt gegenüber, anhalten.

Einige Französische Reisende haben die Gegend um Troisrivieres als äußerst fruchtbar und als den angenehmsten Theil von Kanada vorgestellt — es findet aber gerade das Gegentheil statt. Der Boden in und um Troisrivieres ist flach, unfruchtbar, und so sandig, daß man in vielen Straßen der Stadt oder auf den Wegen vor derselben, bei jedem Schritte bis über die Knöchel versinkt. Der Sand hat eine weißliche Farbe und ist sehr locker. Ueberdies wimmelt hier die Luft von Muskiten, die ein sicheres Zeichen der niedrigen Lage und der feuchten Beschaffen-

heit der Gegend abgeben. In keinem andern der bewohnten Theile von Kanada, als nur in der Gegend des St. Charles-Sees, wurden wir von dieſen beſchwerlichen Thieren gequält. In Quebec und Montreal hat man ſie kaum jemahls bemerkt.

Die Straßen zu Troisrivieres ſind enge, die Häuſer im Ganzen klein und unanſehnlich, und größtentheils von Holz. Es giebt zwei Kirchen in dieſer Stadt: eine Engliſch-Biſchöfliche, und eine große Katholiſche Pfarrkirche, die ehemahls den recollets oder Franziskanern gehörte; jezt iſt dieſer Orden in Troisrivieres eingegangen. Das alte Kloſter der Franziskaner, ein großes ſteinernes Gebäude, iſt jezt ganz verlaſſen. Auch ſtehen viele Häuſer in der Nachbarſchaft deſſelben, die nicht bewohnt werden, wodurch dieſe Gegend der Stadt ein trauriges, düſteres Anſehen bekommt. Das Jeſuiten- oder Kloſter-Kollegium, gleichfalls ein großes ſteinernes Gebäude, in derſelben Gegend, iſt in ein Gefängniß verwandelt worden.

Der einzige geiſtliche Orden, den man noch in dieſer Stadt trifft, iſt der Urſulinerinnen-Orden, deſſen Schweſterſchaft ſo groß iſt, als es der Umfang des Kloſters erlaubt. Dieſes Kloſter wurde vom Biſchof von Quebec, M. de St. Vallier, im Jahre 1796 gegründet. Es iſt ein großes Gebäude, und ſteht in der Nähe des ehemaligen Franziskaner-Kloſters. Einen Theil des Gebäudes nimmt das Hospital ein, welches von den Nonnen beſorgt wird. Man führte uns beim

Kaplan des Ordens, einem armen Französischen curé ein, an welchen wir einen sehr unterhaltenden und liebenswürdigen Mann kennen lernten. Wir bekamen die Erlaubniß, in seiner Gegenwart das Kloster besuchen zu dürfen.

Der erste Theil des Gebäudes, zu dem wir kamen, war eine Kapelle, deren Thüren nach der Straße unter ein Vordach gehen. Sie ist sehr hoch, aber nicht besonders geräumig. Der große, kostbar verzierte Altar steht dem Eingange fast gerade gegenüber. An beiden Seiten desselben befindet sich ein Gitter, wovon das eine mit dem Krankensaale für die Nonnen, das andere mit dem Chore der Kapelle in Verbindung steht. Als unser Begleiter eine kleine Klocke zog, so erhob sich ein, an der innern Seite dieses leztern Gitters befindlicher, Vorhang, und wir erblickten einen Saal, der etwas größer als die Kapelle war, und rund umher Kirchenstühle und einen Altar hatte, an welchem zwei Nonnen, mit Gebetbüchern in den Händen, ihre Andacht verrichteten. Die schöne Ursulinerin, die zum Gitter kam, schien eine der Unglücklichen zu sein, die das Schreckliche einer solchen Einkerkerung fühlen, und die Raschheit eines Gelübdes bejammern, durch welches sie sich der Welt und ihren Freuden, die der wohlthätige Regierer des Weltalls für jedes seiner Geschöpfe bestimmt hat, auf immer entzogen sehen. Als sie den Vorhang aufzog, warf sie durch das Gitter einen verstohlnen Blick auf uns, der mehr von den Gefühlen ihres Herzens

ſagte, als es die größte Beredſamkeit zu thun im Stande geweſen wäre. Hierauf begab ſie ſich ſtillſchweigend fort, und ſetzte ſich, in einem entfernten Theile des Chores, auf eine Bank nieder. Die Schwermuth, welche ihr bezauberndes Geſicht überzog, rührte mich — es war unmöglich, ſie zu betrachten, ohne den Kummer, der an ihrem Herzen nagte, mit ihr zu theilen, und ohne zugleich die Grauſamkeit des Gebrauchs und den falſchen Religionseifer zu verwünſchen, durch welche ein unſchuldiges, unerfahrnes Mädchen, das vielleicht eine nützliche Bürgerin geworden wäre, der Welt entzogen, und, damit es Sünden bereuen möge, die es nie begangen hat, zu einer zweckloſen Einſamkeit verdammt wird.

Das Hospital, welches mit der Kapelle zuſammenhängt, beſteht aus zwei großen Gemächern, die zwölf bis vierzehn Betten enthalten. Dieſe Gemächer ſind luftig, und die Betten ſauber, und gut geordnet. Jedes Bette iſt einem beſonderen Heiligen gewidmet, und am untern Theile derſelben lieſet man, mit großen Buchſtaben geſchriebene, Anrufungen des Schutzheiligen, als: „St. Jaques priez pour moi“ — „St. Jean priez pour moi“ u. ſ. w. Die Kranken werden von einer gewiſſen Anzahl Schweſtern beſorgt, die dazu angeſetzt ſind. Ein alter Prieſter, der dem Tode ſehr nahe zu ſein ſchien, war der einzige Kranke im Hospitale. Er ſaß in einem Armſtuhle vor dem

Bette, und war von mehreren Schweſtern umgeben, die ſeiner mit der größten Sorgfalt warteten.

Die Kleidung der Urſulinerinnen beſteht in einem Gewande aus ſchwarzem Zeuge, und einem weißen leinenen Tuche mit abgerundeten Ecken, das vermittelſt eines Bandes genau am Halſe befeſtiget iſt, und über Bruſt und Schultern herabhängt. Die Stirne, die Schläfen und Ohren bedeckt ein Aufſatz von weißer Leinewand, der am Halstuche befeſtiget iſt. Ferner tragen ſie einen Schleier aus ſchwarzem Flor, der, wenn er herabhängt, nur die Hälfte des Geſichts bedeckt, und über die Schultern hinflattert. Ein großes einfaches ſilbernes Kreuz hängt von der Bruſt herab. Dieſe Kleidung iſt nichts weniger als ſchön, denn das Haar und ein großer Theil des Geſichts wird durch das dicht anſchließende weiße Kopftuch durchaus verſteckt und entſtellt.

Vom Hospitale gingen wir, durch einen langen Gang, in ein ſchönes helles Zimmer, deſſen Fenſter ſich in den Kloſtergarten öffneten. Es gehörte der „Superieure“, die ſich, in Begleitung mehrerer dienenden Schweſtern, bald einſtellte. Sowohl die alten Damen als die Untergebenen waren in ihrer Unterhaltung ſehr lebhaft und angenehm. Sie thaten uns tauſend Fragen wegen unſerer Reiſe und wegen unſerer künftigen Beſtimmung; auch ſchienen ſie ſehr damit zufrieden zu ſein, einige Fremde männlichen Geſchlechts in den Mauren ihres Kloſters zu ſehen. Sie entſchuldigten ſich, daß ſie uns nicht im „inte-

rieur“ umher führen könnten, weil ſie Befehl erhalten hätten, keinen Fremden, ohne beſondere Erlaubniß des Biſchofs hinein zu laſſen, und bedauerten auſſerordentlich, daß wir nicht in Quebec darum nachgeſucht hätten. Als wir einige Zeit mit Geſprächen über verſchiedene Gegenſtände hingebracht hatten, legten uns die Nonnen allerlei künſtliche Sachen, die ſie ſelbſt verfertiget hatten, zur Anſicht vor. Da man immer erwartet, daß Fremde eins oder das andere davon kaufen — denn der Orden iſt arm — ſo ſuchten wir uns die hübſcheſten Stücke aus, ließen ſie zierlich in kleine Schachteln packen, die zu dieſem Zwecke ſchon bereit ſind, verſprachen, ſie den ſchönen Urſulinerinnen zum Andenken aufzubewahren, und kehrten darauf zu unſerer Wohnung zurück.

Vorzüglich berühmt ſind die Nonnen dieſes Kloſters wegen der artigen Sachen, die ſie aus Birkenrinde verfertigen. Sie machen Schreibtafeln, Körbchen, Putzſchachteln u. ſ. w. daraus, auf welchen ſie, mit den ſchön gefärbten Haaren des Elenthieres, allerlei Figuren ſticken. Auch verfertigen ſie Modelle von Indianiſchen Kanots, und von verſchiedenen Waffen und Geräthſchaften, deren ſich die Wilden bedienen.

Faſt alle Kanots aus Birkenrinde, deren man ſich auf den Flüſſen St. Laurenz und Utawas bedient, werden zu Troisrivieres, und in der Nachbarſchaft dieſes Ortes, von Wilden verfertiget. Die Birke findet ſich in der Nähe dieſer Stadt im Ueberfluſſe; der

größte

größte Theil der Rinde, aus welcher die Kanots verfertigt werden, kommt indeß aus den nördlichen Gegenden des Landes, wo der Baum zu einer anſehnlichen Dicke gelangt. Die Rinde hat gewiſſer Maaßen Aehnlichkeit mit der des Korkbaumes, doch iſt ſie von dichterm Korne und auch biegſamer, denn ſie läßt ſich wie ein Stück Tuch aufrollen. Die Wilden dieſer Gegend des Landes führen, wenn ſie auf das Jagen ausgehen, große Rollen davon in ihren Kanots mit ſich, um auf der Stelle Hütten aufſchlagen zu können. Die Rinde wird oben über kleine Stangen ausgebreitet, und mit Streifen von Ulmenrinde, die ſehr zähe iſt, ſo an Pfählen befeſtiget, daß Wände dadurch an den Seiten gebildet werden.

Die Kanots aus Birkenrinde werden auf folgende Art bereitet: Man verbindet zuerſt die Rippen, die aus biegſamen Hölzern beſtehen, mit einander, nähet alsdann die Rinde in ſo großen Stücken, als möglich, zuſammen, und bedeckt hierauf die verſchiedenen Näthe mit einer dicken Pechlage. Um jeder Beſchädigung, welche die Rinde von der Schiffsladung bekommen könnte, vorzubeugen, und um das Kanot ſtärker zu machen, wird die innere Seite deſſelben mit zwei, in entgegengeſetzter Richtung laufenden, Lagen von dünnen Fichtenholzſtückchen ausgelegt. Ein ſolches Kanot iſt ſo leicht, daß eins derſelben, welches ſechs Menſchen faßt, von zwei Männern mit großer Leichtigkeit auf den Schultern fortgetragen werden kann.

Die Birkenkanots, welche man zu Troisrivieres verfertiget, werden mit der größten Zierlichkeit gearbeitet, und nehmen ſich auf dem Waſſer ſehr ſchön aus. Man hat ſie von verſchiedener Größe; von einſitzigen an, bis zu ſolchen, die über zwanzig Mann faſſen können. Die Geſchwindigkeit, mit der man dieſe Kanots zu regieren weiß, iſt bewundernswürdig; indeß iſt es ſchwer, darin zu fahren, weil ſie ſo leicht ſind, daß ſie durch jede unregelmäßige Bewegung der darin befindlichen Menſchen umgeworfen werden.

Den Tag nach unſerer Abreiſe von Troisrivieres erreichten wir nochmahls die Stadt Montreal. Es giebt zwiſchen dieſen beiden Oertern eine große Anzahl Dörfer und vortreffliche Gegenden, daher findet das Auge des Reiſenden auf dem ganzen Wege Unterhaltung genug. Uebrigens iſt in dieſer Gegend nichts, was beſondere Aufmerkſamkeit verdiente.

Neunundzwanzigster Brief.

Die Gesellschaft macht die gewöhnlichen Vorbereitungen, um den St. Laurenz hinan zu fahren. — Büffelhäute. — Schwierigkeit zu Lande nach Kingston zu kommen. — Stürzungen oberhalb Montreal. — Dorf la Chine. — Magazine daselbst. — Indianisches Dorf an der entgegengesetzten Seite des Flusses. — Aehnlichkeit der Französischen Kanadier mit den Indianern. — Ueber die Indianer in Unterkanada. — Die Gesellschaft schifft sich in einem Bateau nach la Chine ein. — Die Kanadier lieben das Tabaksrauchen. — Ihr Maaß, wonach sie Entfernungen messen. — Beschreibung des St. Ludwig-Sees. — Insektenwolken über den beschilften Sandbänken. — Die Gesellschaft nimmt auf der Perot-Insel ihr Nachtquartier. — Verschiedene Stürzungen, les cascades genannt. — Ihr furchtbares Ansehen. — Beschreibung des Dorfes des Zedernberges. — Stürzungen des Coteau du Lac. — Wunderbare Schnellheit des Stromes. — Uebernachtung. — St. Francis-See. — Point au Baudet. — L'isle aux Raisins. — Die Inseln im Flusse gehören den Indianern. — Uebernachtung. — Sturm. — Unangenehme Lage der Gesellschaft. — Erlösung daraus. — Setzen die Wasserfahrt weiter fort. — Noch andere Stürzungen. — Kanäle und Schleusen an verschiedenen Stellen des St. Laurenz. — Ungeheure Taubenflüchte. — Auswanderung der Eichhörnchen und Bären. — Oswigatschi-Fluß. — Fort la Galette. — Der Strom oberhalb desselben ist sanft. — Die Fahrzeuge seegeln die ganze Nacht hindurch. — Lieder der Kanadier. — Gutes musikalisches Gehör. — Der See mit tausend Inseln. — Ankunft zu Kingston. — Bemerkungen über die Schiffahrt auf dem St. Laurenz. —

Vergleichung des St. Laurenz mit dem Miſſiſſippi. — Ueberſicht der Flüſſe, durch welche eine Waſſerverbindung zwiſchen den großen Seen und dem Atlantiſchen Meere ſtatt findet. — Handel auf den Seen.

Theurer Freund

Kingſton im September.

Als wir zu Montreal ankamen, war unſere erſte Sorge, uns ein großes Reiſezelt, Feldequipage, Büffelhäute *), Proviant, Fäßchen mit Wein und Branntwein u. ſ. w. anzuſchaffen, und alle übrigen Vorrichtungen zu treffen, die zu unſerer Fahrt den St. Laurenz-Fluß hinan, nützlich und nöthig waren. Einige Tage darauf fuhren wir nach Kingſton, in einem

*) In dem weſtlichen Theile von Unterkanada, und durch ganz Oberkanada, wo Reiſende ihre Betten mit ſich zu führen pflegen, bedient man ſich gewöhnlich dieſer Häute, um auf denſelben zu ſchlafen. Zwei Monate lang hatten wir ſelten andere Betten, als ſolche Häute und Decken. Die Indianer wiſſen dieſe Büffelhäute ſo zu bereiten, daß ſie biegſam wie Tuch werden, und dabei das Haar behalten. Wenn die Büffel zu Anfange des Winters getödtet werden, ſo hat das Haar derſelben große Aehnlichkeit mit dem des ſchwarzen Bärs; es iſt um dieſe Jahrszeit lang, ſchlicht und hat eine ſchwärzliche Farbe. Werden die Thiere im Sommer geſchlachtet, ſo iſt das Haar, weil die brennenden Sonnenſtrahlen darauf eingewirkt haben, kurz und kraus, und hat eine hellbraune Farbe.

Bateau, der, nebſt zwölf anderen dieſer Fahrzeuge, vom Kriegs-Kommiſſär dahin abgeſchickt wurde, um das grobe Geſchütz u. ſ. w., das von den verſchiedenen militairiſchen Poſten, ehe ſie den vereinigten Staaten übergeben wurden, weggenommen war, nach Quebec abzuholen.

An der nordweſtlichen Seite des St. Laurenz-Fluſſes befinden ſich (eine Strecke von etwa 50 Meilen abgerechnet) ſowohl Straßen, als auch zerſtreuet liegende Niederlaſſungen, die von Montreal anfangen, und bis nach Kingſton, das an dem öſtlichen Ende des Ontario-Sees liegt, fortlaufen. Man bedienet ſich des Weges zu Lande niemahls, um nach Kingſton zu kommen, weil dieſe Reiſe mit zu großen Unbequemlichkeiten verknüpft ſein würde. Selbſt wenn keine andere Hinderniſſe auf der Reiſe zu Lande ſtatt fänden, ſo würde die Schwierigkeit, die vielen tiefen und reiſſenden Flüſſe, die ſich im St. Laurenz ergießen, mit den Pferden zu paſſiren, allein hinreichend ſein, den Reiſenden von dieſem Unternehmen abzuhalten. Die Waſſerfahrt iſt bei weitem vorzuziehen, und man bedienet ſich derſelben auch in jedem Theile des Landes, wenn man bloß den Lauf der Flüſſe zu verfolgen wünſcht, in deren Nachbarſchaft einzig und allein Niederlaſſungen zu finden ſind. Von Montreal nach Quebec reiſet man indeß lieber zu Lande.

Die Stürzungen im St. Laurenz, gleich oberhalb Montreal, ſind ſo gewaltig, daß die Bateaux niemahls in der Stadt belaſtet werden; man fährt ohne La-

dung bis zum Dorfe la Chine, welches, etwa 9 Meilen weiter oben, auf der Inſel Montreal liegt. Die Waaren werden von der Stadt Montreal in Karren nach dem Dorfe geſendet.

La Chine liegt auf einem ſchönen ſandigen Geſtade, an einer kleinen Bai am untern Ende des St. Louis-Sees, der nichts weiter als ein breiter Theil des St. Laurenz iſt. Eine ziemlich ſtarke Strömung findet auf dieſem See ſtatt, weshalb die Waſſerfläche, ſelbſt dicht am Ufer, niemahls ſanft und ruhig iſt. Dieſe Beſchaffenheit des Sees und der Anblick der Boote und Kanots, die ſich auf demſelben in beſtändiger Bewegung befinden, giebt dem Ganzen ein äuſſerſt lebhaftes Anſehen. Die Lage des Dorfes iſt ſehr romantiſch; auch hat man von einigen Magazinen reizende Ausſichten auf den See, und auf das über denſelben hinausliegende Land. Die hier befindlichen großen Magazine gehören theils dem Könige, theils Montrealer Kaufleuten. In den erſteren werden die Geſchenke für die Indianer, ſobald ſie von England ankommen, niedergelegt. Ehe man ſie in das Land ſchickt werden ſie vom kommandirenden Officier der Garniſon zu Montreal und von dazu angeſtellten Kaufleuten unterſucht, die der Regierung einen treuen Bericht abſtatten müſſen, ob die Geſchenke mit dem Kontrakte übereinſtimmen, und ob ſie von der Güte ſind, die man für das Geld, welches ſie koſten, fordern kann.

An der entgegen geſetzten Seite des St Laurenz

liegt, so daß man es von la Chine aus sehen kann, das Dorf der Katschinonaga-Indianer. Es hat etwa 50 Balkenhäuser und eine Römisch-Katholische Kirche, die im Kanadischen Geschmacke gebauet und mit Gemählden, Lampen u. s. w. reichlich ausgeschmücket ist. Da das Schaugepränge und die vielen Feierlichkeiten der Römisch-Katholischen Kirche dem Fassungsvermögen der Wilden besonders angemessen sind, und die Katholischen Missionäre keinen Zwang anwenden, so gehen zu dieser Religion weit mehrere über, als zu jeder andern. Besonders großen Beifall findet die Verehrung der Jungfrau Maria bei den Squaws *), die ihr mit der tiefsten Andacht Loblieder singen.

Sowohl bei den Bewohnern dieses Indianischen Dorfes, als bei allen andern, die man in den kultivirteren Gegenden von Unterkanada trifft, ist die Vermischung der Weißen mit den Eingebohrnen nicht zu verkennen. Auch giebt es in diesen Dörfern viele Französische Kanadier, die sich mit Indianerinnen verheirathet haben, und unter die verschiedenen Nationen, zu denen sie sich halten, aufgenommen worden sind. Viele derselben, haben ihrer dunkeln Gesichtsfarbe, ihrer schwarzen Augen und ihres langen schwarzen Haares wegen, so große Aehnlichkeit mit den Indianern, daß, wenn die Kleidung eine und dieselbe ist, schon eine sehr genaue Bekanntschaft mit den Gesichtszügen beider Nationen

*) Indianische Mädchen. d. Ueb.

erfordert wird, wenn man einen Unterſchied entdekken will. Auch in Anſehung des Charakters haben die Franzöſiſchen Kanadier auffallende Aehnlichkeit mit den Indianern. Beide haſſen in gleichem Maaße eine ruhige Lebensart und regelmäßige Geſchäfte; beide ſind dem Umherſchwärmen ergeben, und ſuchen ſich ihren Unterhalt lieber durch Jagen als durch Ackerbau zu verſchaffen. Die Natur ſcheint ihren Herzen eine beſondere Zuneigung gegen einander eingepflanzt zu haben, denn ſie leben in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen mit einander. Hierin liegt hauptſächlich der Grund, warum die Franzoſen, ſo lange ſie im Beſitze Kanada's geweſen ſind, ſo viel über die Indianer vermocht haben. Es iſt wirklich merkwürdig, daß die Indianer in den obern Gegenden, ungeachtet ſie ſo anſehnliche Geſchenke aus den Händen der Engliſchen Bewohner bekommen, und ihre Rechte von dieſen auf keine Weiſe verletzt werden, doch bis auf den heutigen Tag immer das Haus eines armen Franzöſiſchen Landmannes dem eines Engländers vorzuziehen pflegen.

Die Zahl der Katſchinonaga-Indianer in dem Dorfe bei la Chine wird auf 150 angegeben. Es giebt noch einige andere Indianiſche Dörfer in den kultivirteren Gegenden von Unterkanada: nähmlich eins der Kanaſadogas, das an der Mündung des Utawas liegt; ein anderes der Algonquins, bei Troisrivieres; eins der Aberadſchies, gleichfalls bei Troisrivieres, und eins der Huronen, in der Gegend von Quebec.

Keins dieſer Dörfer iſt indeß ſo groß, als das der Katſchinonagas. In der untern Provinz hat ſich die Zahl der Indianer ſeit einigen Jahren ſehr vermindert, ſo wie dies überhaupt der Fall in allen anderen Gegenden des feſten Landes geweſen iſt, wo die Zahl der Weißen zugenommen hat. In der ganzen untern Provinz ſollen jezt nicht mehr als 1200 derſelben gefunden werden. Viele dieſer Wilden treiben ſich beſtändig in den großen Städten umher, um von den Einwohnern Branntwein und Brod zu bekommen, wovon ſie große Liebhaber ſind. Nicht weniger als 200 Wilde, die aus einer anſehnlichen Ferne in Kanots den St. Laurenz herabgekommen waren, hatten, als wir zu Quebec ankamen, ihr Lager auf Point Levi aufgeſchlagen. Ein trauriges Bild der menſchlichen Natur gingen ſie, ſchmutzig und ekelhaft im höchſten Grade, haufenweiſe in den Straßen umher und bettelten. Wenn ein Reiſender auch nie andere der Nordamerikaniſchen Wilden ſähe, als die reinlichſten von denen, welche die großen Städte Kanada's zu beſuchen pflegen, ſo würde er doch keine vortheilhafte Meinung von ihnen bekommen. Je weiter man in das Land hineingeht, je mehr man mithin die Indianer in ihrem urſprünglichen Zuſtande beobachtet, ſo wie ſie waren, ehe ſie durch den Umgang mit den Weißen verderbt wurden, deſto mehr Liebenswürdiges findet man auch in ihrem Charakter und in ihrer ganzen Lebensart.

Wir erreichten la Chine am 28ſten Auguſt. Den

Tag darauf war die brigade des bateaux, wie man die Anzahl Fahrzeuge nannte, zum Abfahren bereit, und wir ſetzten unſere Waſſerfahrt weiter fort. Drei Männer ſind hinreichend, mit einem leeren Bateau von zwei Tonnen Laſt, den St. Laurenz hinan zu fahren; hat es aber eine größere Ladung, ſo werden gewöhnlich mehrere Menſchen dazu erfordert. Sie brauchen zu ihrer Fahrt gegen den Strom Stangen, Ruder und Seegel, deren ſie ſich, nach Maaßgabe der Umſtände, wechſelweiſe bedienen.

Die Mühe, der Gewalt des Stromes, vermittelſt der Stangen und Ruder, entgegen zu arbeiten, iſt ſo groß, daß die Leute oft genöthiget ſind, ſtill zu halten, um Athem zu ſchöpfen. Die Stellen, wo ſie ſtill halten, ſind im Allgemeinen beſtimmt. Wo der Strom ſehr reiſſend iſt, ſind ſie oft nur eine halbe Meile von einander entfernt; an anderen eine oder zwei Meilen, aber in keiner Gegend des Fluſſes befinden ſie ſich über vier Meilen auseinander. Jeden dieſer Ruheplätze nennen die Bootsknechte, die faſt alle Franzöſiſche Kanadier ſind, „une pipe“, weil ſie daſelbſt ſtill halten, und ihre Pfeifen anzünden dürfen. Man ſieht ſelten Franzöſiſche Kanadier ohne Pfeife im Munde, ſie mögen rudern oder pflügen, gehen oder reiten; ja ſie ſind dem Rauchen ſo ergeben, daß ſie nach dem Brennen ihrer Pfeifen gewöhnlich die Entfernung eines Orts von dem andern beſtimmen. Dieſer oder jener Ort, ſagen ſie, liegt drei Pfeifen Tabak weit, d. h. ſo weit entfernt, daß

man unterwegs drei Pfeifen Tabak rauchen kann. Im Allgemeinen ſcheint „eine Pfeife“ drei Viertel einer Engliſchen Meile auszumachen.

Der St. Louis-See, welcher ſeinen Anfang bei la Chine nimmt, oder vielmehr daſelbſt aufhört, denn das Dorf liegt am untern Theile deſſelben, iſt 12 Meilen lang und 4 Meilen breit. Am äußerſten Ende nimmt dieſer See einen großen Arm des Utawas in ſich auf, ſo wie auch den ſüdweſtlichen Arm des St. Laurenz, der von einigen Erdbeſchreibern der Kanadaqui-, und von andern der Iroquis-Fluß genannt wird. Im Lande ſelbſt wird gewöhnlich der ganze Fluß, der vom Ontario-See zum Golf des St. Laurenz läuft, ſchlechthin der St. Laurenz genannt.

Im obern Theile des Sees St. Louis iſt das Waſſer, wegen der Sandbänke, die von den zwei Flüſſen hierher geſpült ſind, ſehr ſeicht. Dieſe Bänke, die einen ſehr großen Umfang haben, ſind gänzlich mit Schilf bedeckt, ſo daß die Fahrzeuge, die hinüber ſeegeln, in einiger Entfernung, über ganz trockenes Land zu fahren ſcheinen. Als wir uns in dieſer Gegend des Sees befanden, wurden wir von ganzen Wolken kleiner Inſekten umgeben, die von jeder andern Art, die ich vorher oder nachher im Lande ſah, durchaus verſchieden waren; doch ſollen ſie, wie ich höre, in vielen Gegenden des St. Laurenz-Fluſſes ſehr gewöhnlich ſein. Sie hatten eine weiße Farbe, waren etwas größer als eine Mücke, und ſo zart ge-

bauet, daß ſie bei der leiſeſten Berührung getödtet wurden und ſich in Staub verwandelten. Vorzüglich wurden ſie durch jeden weißen Gegenſtand angezogen, und hatten ſie ſich einmahl auf demſelben niedergelaſſen, ſo konnten ſie nur durch Gewalt davon weggetrieben werden. Die Blätter eines Buches, das ich gerade in den Händen hatte, waren in einigen Sekunden ſo dick mit dieſen Thierchen bedeckt, daß man keinen einzigen Buchſtaben erkennen konnte. Kaum war Ein Schwarm fortgetrieben, ſo fiel gleich ein anderer herab. Dieſe Inſekten haben, im Verhältniſſe zu ihrer Größe, ſehr breite Flügel und fliegen ſehr ſchwer, ſo daß ſie ſich nur alsdann in die Luft wagen können, wenn das Wetter beſonders heiter und ruhig iſt.

Am erſten Abend nach unſerer Abfahrt von la Chine kamen wir, mit Untergange der Sonne, bei der Perot-Inſel an, die an der Mündung des Fluſſes Utawas liegt. Sie hat etwa 14 Meilen im Umfange; ihr Boden iſt fruchtbar und gut angebauet. Nahe am Mittelpunkte dieſer Inſel befinden ſich zwei anſehnliche Dörfer, aber am untern Ende derſelben, in der Gegend der St. Claire-Spitze, trifft man nur wenige Niederlaſſungen. Wir landeten an dieſer Spitze, und ſchlugen unſer Zelt in einer Wieſe auf, die an das Waſſer gränzte. Die Boote wurden hier an das Land gezogen und gehörig befeſtiget; das Schiffsvolk aller Fahrzeuge, welches aus etwa 50 Mann beſtand, theilte ſich in kleine Haufen, und zündete, zum Kochen der Speiſen für den folgenden Tag, und um ſich des

Nachts zu wärmen, mehrere Feuer an. Dieſe Bootsleute ſind, wie ich ſchon bemerkt habe, äußerſt abgehärtet. Iſt das Wetter gut, ſo ſchlafen ſie des Nachts im Graſe, ohne ſich mit etwas anderem als einer Decke zu verſehen, die ihnen kaum bis an die Knie reicht. Bei feuchtem Wetter ſpannen ſie, an der Wetterſeite, ein Seegel oder eine Decke zwiſchen Stangen, die in einer geneigten Richtung in den Boden geſteckt werden, und halten ſich ſo für hinlänglich geſchützt. Beim Abfahren bekommt jeder dieſer Leute ein gewiſſes Quantum Pöckelfleiſch, Zwieback, Erbſen und Branntwein. Von den Erbſen und dem Zwiebacke kochen ſie, mit etwas Schweinfleiſch, eine dicke Suppe, die ſich gewöhnlich, zum Gebrauch der Schiffer, wenn ſie im Verlauf des Tages ſtill halten, in einem großen Gefäße im Vordertheile des Bootes befindet. Dieſe dicke Suppe, oder auch kaltes fettes Pöckelfleiſch und Gurken, machen ihre gewöhnliche Nahrung aus. Gurken ſind die Lieblingsſpeiſe der niederen Klaſſen der Franzöſiſchen Kanadier; doch eſſen ſie dieſelben nicht eher, als bis ſie ſehr groß, gelb und weich ſind, und viele Kerne haben. Sie ſchneiden ſolche Gurken, ohne ſie zu ſchälen, in dünne Scheiben, gießen ſauren Rahm darüber, und verzehren ſie, als Lieblingsgericht, mit großem Appetite.

Beim Anbruche des zweiten Tages unſerer Fahrt verließen wir die Perot-Inſel, und paſſirten den Utawas-Fluß, um zur Mündung des ſüdweſtlichen Armes des St. Laurenz zu kommen. Hier erblickt man

eine furchtbare Szene: jeder der beiden Flüſſe ſtürzt ſich, mit einer Gewalt, der nichts zu widerſtehen vermag, über ungeheure Felſen, in den See hinab. Die Wellen ſind ſo hoch wie die, welche man gewöhnlich im Brittiſchen Kanale, bei einem ſtarken Winde trifft, und die Felſen in ſo großer Anzahl und ſo gefährlich, daß man glauben ſollte, ein Boot müſſe in der Mitte derſelben unfehlbar zerſchlagen werden. Wirklich würden auch die Fahrzeuge oft mit Waſſer angefüllt werden, wenn die Schiffer nicht genau mit dieſer Stelle bekannt oder minder geſchickt wären, als es der Fall iſt. Mehrere Mahle ſchlugen indeß dennoch die Wellen in unſer Bateau. — So fürchterlich und gefährlich auch die Stürzungen an dieſer Stelle ſind, ſo kommen ſie doch bei weitem denen nicht gleich, die man weiter oben im St. Laurenz-Fluſſe trifft.

Das Waſſer des Utawas-Fluſſes iſt beſonders klar, und hat eine hellgrüne Farbe; der St. Laurenz hingegen iſt trübe, weil er, vor ſeinem Uebergange in den St. Louis-See, einige Meilen weit in einem tiefen ſchlammigen Bette läuft. In dieſem See kann man, auf eine anſehnliche Strecke, das Waſſer beider Flüſſe ganz deutlich von einander unterſcheiden.

Die Stürzungen dicht an der Mündung des ſüdweſtlichen Armes des St. Laurenz-Fluſſes werden „les cascades“ oder „le saut de trou“ genannt. Es hält nicht ſchwer, dieſelben auch mit belaſteten Booten hinab zu fahren; gegen den Strom kann man indeß auf keine Weiſe fahren, ſelbſt dann nicht, wenn die

Fahrzeuge leer ſind. Um daher der mühſamen Arbeit überhoben zu ſein, die Boote, bis über die Stürzungen hinaus, am Ufer hinzutragen, wie man es ehemahls zu thun pflegte, hat man hier, mit vielen Koſten, einen Kanal mit doppelten Schleuſen angelegt. Dieſer Kanal iſt vielleicht nicht über 150 Fuß lang. Weiter hin giebt es noch mehrere andere Stürzungen. Die erſte derſelben, welche, weil hier die Ufer an beiden Seiten dick mit Gehölz bewachſen ſind, „le saut de buisson“ genannt wird, iſt ſo heftig, daß die Boote, wenn man ſich keiner Gefahr ausſetzen will, anſehnlich leichter gemacht werden müſſen. Sind die Fahrzeuge ſtark beladen, ſo wird alles ausgepackt, und anderthalb Meilen weit, bis über alle Stürzungen hinaus, in Karren gefahren. Die Schiffer müſſen hier immer ausſteigen, und die Boote mit Strikken fortziehen, weil es durchaus unmöglich iſt, der Gewalt des Stromes bloß mit Stangen entgegen zu arbeiten.

Die Fahrt in der Gegend dieſer Stürzungen iſt ſo langweilig, daß wir an dieſer Stelle die Boote verließen, unſere Flinten zur Hand nahmen, und bis an den Cedernhügel (coteau des cedres), der ſich etwa 9 Meilen weiter hinauf befindet, zu Fuß gingen. Auf dem Wege dahin verliert man die wenigen, an den Fällen zerſtreuet liegenden, Häuſer bald aus dem Geſichte, und kommt in ein äußerſt dickes Gehölz, deſſen feierliches Dunkel, verbunden mit dem lauten Getöſe des Waſſers in der Ferne, und dem wilden Anſehen

aller umgebenden Gegenstände, einen angenehmen Schauer erweckt. Kommt man dem coteau des cedres näher, so nimmt die Gegend eine freundlichere Gestalt an; man erblickt wieder Ackerland und zierliche Hütten. Von den furchtbaren Stromschnellen im Flusse ist keine Spur mehr, sondern man sieht ihn sanft und ruhig zwischen seinen hohen Ufern dahin gleiten.

Das Dorf des Cedernhügels enthält etwa 30 Häuser. Wir wurden hier auf eine angenehme Art durch eine vortreffliche Taverne überrascht, die einer Engländerin gehört. Nachmittags um drei Uhr setzten wir unsere Reise weiter fort und zwar zu Fuß, theils um von dem hohen Ufer die majestätisch-schöne Aussicht zu genießen, theils um das Vergnügen zu haben, dann und wann mit muntern Französischen Mädchen schwatzen zu können, welche von dem schönen Wetter dieser entzückenden Jahrszeit vor die Thüren ihrer kleinen Hütten gelockt waren, wo sie sich in Gesellschaft zum Spinnen niedergesetzt hatten. — Um fünf Uhr holten uns die Boote ein. Wir fuhren etwa zwei Meilen weit, stiegen aber bald darauf wieder an das Land, um dem langweiligen Hinanfahren neuer Stromschnellen zu entgehen, die man les sauts du lac St. François nennt. Sie dehnen sich auf einige Meilen weit aus, und sind, wiewohl nicht die gefährlichsten, doch für das Auge die furchtbarsten im ganzen Flusse; denn man kann sie schon in einer Entfernung von 9 Meilen deutlich sehen. Einige Reisende behaupten gar,

gar, ſie erſchienen dem Zuſchauer furchtbarer, als ſelbſt die Waſſerfälle im Niagara; dies iſt aber eine offenbare Uebertreibung. Den beſten Nachrichten zu Folge werden Boote hier in einer Stunde 14 bis 15 Meilen vom Strome hinabgetrieben; Kanadiſche Schiffer und Andere behaupten indeß, daß ſie in einer Stunde 20 Meilen weit fortgetrieben werden. Bei einigen Stürzungen, weiter oben im Fluſſe, iſt der Strom bei weitem ſchneller, als an dieſer Stelle.

Fahren die Schiffer dieſe Stürzungen des Fluſſes hinab, ſo befinden ſie ſich mitten in den hohen Wellen; beim Hinanfahren hingegen halten ſie ſich dicht am Ufer, an der Nordweſt-Seite. Hier befinden ſie ſich unter dem Schutze einer großen Gruppe von Inſeln, die der Gewalt des Stromes Einhalt thun; auch haben ſie hier den Vortheil eines kurzen Kanales mit Schleuſen, ſo daß es ihnen weniger Schwierigkeit verurſachet, den Stürzungen vorbei zu kommen, als die Kaskaden hinab zu fahren. Eine der hier befindlichen Inſeln, die weiter vom Ufer entfernt liegt, als die übrigen, heißt l'isle des prisoniers, weil ſie während des lezten Krieges einigen der Amerikaniſchen Gefangenen zum Aufenthalt diente. Es waren zu jener Zeit einige Häuſer auf dieſer Inſel, jezt iſt ſie aber ganz verlaſſen, weil die Schwierigkeit, durch die gefährlichen Stürzungen dahin zu kommen, ſehr groß iſt. Ein Offizier, der während des Krieges einige Kanadier, ihrer Gegenvorſtellungen ungeachtet, dahin zu bringen gewußt hatte, in einer uneigentlichen

Jahreszeit eine Fahrt nach derselben zu wagen, verunglückte unterwegs mit einer großen Anzahl Menschen. Nur ein einziger kam mit dem Leben davon. — Der St. Laurenz-Fluß ist hier an zwei Meilen breit.

Als Abends die Boote am Flusse des coteau du lac (Hügel des Sees) an das Ufer gezogen waren, schlugen wir in einem Gehölze, nicht weit vom Flusse, unser Zelt auf, in welchem wir übernachteten. Den folgenden Morgen gingen wir wieder zwei Meilen zu Fuß, bis zu einer Taverne, wo wir die Ankunft der Boote erwarteten. Die Bewohner dieses Hauses waren Engländer. Von hier weiter hinauf trifft man nur wenige Franzosen.

Wir hielten uns hier beinahe den halben Tag auf, weil einer der Bootsleute krank geworden war, und ein anderer aufgesucht werden mußte, den wir auch zulezt bekamen. Wir setzten jezt unsere Reise weiter fort, und kamen auf den See St. François, der etwa 25 Meilen lang und 4 Meilen breit ist. Da der Wind ungünstig war, so konnten wir nicht weiter vorrücken, als zur pointe au baudet, wo die Gränzlinie anfängt, durch welche die obere von der untern Provinz getrennt wird. Geht ein Südwestwind, so wird die ungeheure Masse des Wassers im See gerade auf diese Spitze zu getrieben; man sieht alsdann eine Brandung am Gestade, die so fürchterlich ist, als die an den Ufern der See. Wir fanden hier ein einzelnes Haus, welches glücklicherweise eine

Taverne war, wo wir ein gut zugerichtetes Abendeſſen und ein anſtändiges Nachtquartier bekamen.

Am folgenden Tage war der Wind nicht günſtiger, doch konnten wir, da er anſehnlich nachgelaſſen hatte, unſere Reiſe längs den Ufern des Sees weiter fortſetzen. Dies war indeß ein äußerſt mühſames, langweiliges Geſchäft, denn da ſich der Wind noch nicht hinlänglich gelegt hatte, ſo konnten wir auch die Bai's und Buchten nicht gerade vorbeifahren, mußten alſo große Umwege machen. Aller dieſer Schwierigkeiten ungeachtet legten wir an dieſem Tage beinahe 25 Meilen zurück.

Am obern Theile des Sees landeten wir an einer kleinen Inſel, die, wegen des vielen wilden Weines, der auf ihr wächſt, den Nahmen isle des raisins bekommen hat. Die Schiffer ſammelten hier eine Menge großer Trauben, ſo wie auch viele Pflaumen, die ſie mit großer Gierigkeit verſchlangen, obgleich dieſe Früchte für Jemanden, deſſen Gaumen an Gartenfrüchte gewöhnt iſt, nicht viel Anziehendes haben konnten. Die Trauben waren ſauer, und nicht größer als Erbſen. Die Pflaumen waren zwar weit größer als Schlehen, aber nicht viel ſchmackhafter als dieſe.

Ueber isle des raisins hinaus befinden ſich, im engern Theile des Fluſſes, verſchiedene andere Inſeln, deren größte isle St. Regis heißt und beinahe 10 Meilen lang iſt. Alle dieſe Inſeln ſind noch immer im Beſitze der Indianer, und da viele derſel-

ben genau in der Mitte des Fluſſes liegen, der hier das Brittiſche Gebiet von dem der vereinigten Staaten trennt, ſo iſt es noch unbeſtimmt, zu welchem von beiden ſie gehören. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß dieſes, noch zur rechten Zeit, auf eine friedliche Art ausgemacht werden möge. Ein ernſthafter Streit hat bereits wegen einer Inſel ſtatt gefunden, die eine ähnliche Lage im Detroit-Fluſſe hat; wovon weiter unten mehr geſagt werden wird. Die Indianer ſind nicht allein im Beſitze der verſchiedenen Inſeln, ſondern auch des ganzen ſüdöſtlichen Ufers des St. Laurenz, welches innerhalb der Gränzen der vereinigten Staaten liegt. Auch haben ſie anſehnliche Striche Landes am entgegengeſetzten Ufer, die innerhalb dem Brittiſchen Gebiete liegen, und von ihnen zur Jagd benutzt werden. Die Irokeſen haben ein Dorf auf der Inſel St. Regis, und ein anderes auf dem feſten Lande, an dem ſüdöſtlichen Ufer. Als wir vor dem letzteren vorbei fuhren, kamen einige der Einwohner in Kanot's zu uns, um unreife Maiskolben *) für Brot auszutauſchen. Auch brachten ſie einige ſchöne wilde Enten und Fiſche mit, die ſie uns unter ſehr billigen Bedingungen abtraten.

Am vierten Abend unſerer Reiſe zu Waſſer ſchlugen wir, wie gewöhnlich, unſer Zelt auf dem feſten

*) Die Maiskörner werden, wenn ſie noch nicht zur Reife gekommen ſind, für große Leckerbiſſen gehalten. Man läßt ſie gewöhnlich etwas mit Waſſer aufſieden, und bratet ſie alsdann.

Lande auf, der Insel St. Regis gegenüber. Wir kochten die vortrefflichen Fleischspeisen, die wir von den Wilden bekommen hatten, und hielten unsere Abendmahlzeit bei einem großen Feuer, wozu es in dieser holzreichen Gegend nie an Brennmaterialien fehlt. Die Nacht war so ungemein heiter, daß wir verleitet wurden bis spät hin vor unserm Zelte zu bleiben, wo wir uns über die verschiedenen Begebenheiten des Tages unterhielten. Kaum hatten wir uns indeß zur Ruhe begeben, so bezog sich der Himmel mit Wolken: es erhob sich ein furchtbarer Sturm, und am Morgen fanden wir uns und alles, was uns zugehörte, vom Regen durchnäßt. Jezt war unsere Lage nichts weniger als angenehm. Noch immer kamen Regengüsse auf uns herab; weder unser Zelt, noch die Waldungen vermochten uns zu schützen. Der Wind bließ sehr stark und so ungünstig als möglich, so daß wir keine Aussicht hatten, bald ein besseres Quartier zu bekommen. Eine ansehnliche Zeit hatten wir in dieser traurigen Lage zugebracht, als einer von unserer Gesellschaft, der, um die Gegend auszukundschaften, umher gestreift war, mit der angenehmen Nachricht zurückkam, daß nicht weit von uns ein Haus sei, dessen Besitzer uns freundlich zu sich einladen ließe. Es war das Haus eines alten Provinzial-Offiziers, dem, für seine geleisteten Dienste, einiges Land in dieser Gegend angewiesen worden war. Freudig eilten wir dahin, und wurden vom Kapitain und seinen schönen Töchtern,

die ein reichliches Frühstück bereitet hatten, mit vieler Herzlichkeit aufgenommen. Sie gaben sich alle mögliche Mühe, uns unsern Aufenthalt in ihrem Hause angenehm zu machen, so daß wir innigst wünschten, den ganzen übrigen Theil des Tages bei diesen edlen, gastfreien Leute zubringen zu können. Leider! geschah dieses nicht. Wir hatten allesamt eine irrige Meinung in Ansehung des Wetters gehabt, denn plötzlich drehete sich der Wind, die Sonne brach durch die dicken Wolken, der Oberbootsmann gab Befehl zum Abmarsche, und nach Verlauf einiger Minuten saßen wir wieder in unserm Bateau.

Von hier bis 40 Meilen weiter hinauf ist der Strom des Flusses äußerst reissend, auch trifft man hier unzählige Stürzungen, die zwar für dem Zuschauer nicht so furchtbar, als die bei den cascades und dem coteau du lac, aber weit gefährlicher und mühsamer zu passiren sind, als diese. Der größten Gefahr ist man beim Hinabfahren ausgesetzt, weil das Wasser äußerst seicht ist, und eine Menge scharfer Felsenspitzen hat, in deren Mitte die Fahrzeuge mit solcher Gewalt fortgetrieben werden, daß sie, wenn sie unglücklicherweise in einen unrechten Kanal kommen, auf alle Fälle zertrümmert werden müssen. Indeß sind die Leute, welche diesen Fluß gewöhnlich befahren, so genau mit den verschiedenen Kanälen bekannt, daß man fast nie von solchen Unglücksfällen hört. Die lange Stürzung (le long saut), die sich etwa 30 Meilen oberhalb dem See St. Fran-

çois befindet, ist die gefährlichste von allen andern, und so schwer zu passiren, daß, um einen Bateau am Ufer gegen den Strom zu ziehen, nicht weniger als sechs Männer erfordert werden. Um eine Spitze zu vermeiden, der man auf die gewöhnliche Weise unmöglich ausweichen kann, befindet sich an dieser Stelle ein dritter Kanal mit Schleusen. Alle diese Kanäle und Schleusen sind auf Kosten der Regierung angelegt worden. Der Zoll, den jedes Bateau beim Hindurchfahren erlegen muß, kommt in die öffentliche Schatzkammer. — Bei diesen und bei verschiedenen anderen Stürzungen befinden sich große Korn = und Sägemühlen.

Am fünften Abende unserer Reise erreichten wir eine kleine Meierei am obern Theile des long saut — aber vom Kopf bis zum Fuß durchnäßt, weil wir, oberhalb der Stürzungen, durch Buschwerk und Holzungen gehen mußten, die noch immer den Regen des Morgens auf uns herabtröpfeln ließen. Die Wälder sind hier weit majestätischer, als in jeder andern Gegend am St. Laurenz. Vorzüglich hoch sind die Fichten, die ihre Gipfel bis an die Wolken empor zu heben scheinen. In Kanada wachsen die Fichten auf dem fettesten Boden; in den vereinigten Staaten hingegen befinden sie sich größtentheils auf magerm Erdreiche, weshalb auch ein Strich Landes, der bloß mit Fichten bewachsen ist, à pine-barren (eine Fichtenwüste) daselbst genannt wird.

Am folgenden Tage legten wir, um der langwei-

ligen Fahrt über die rapide plat und einige andere gefährliche Stürzungen in dieser Gegend des Flusses überhoben zu sein, eine ansehnliche Strecke Weges zu Fuß zurück, bei welcher Gelegenheit wir die Freude hatten, Tauben schießen zu können, von denen wir große Flüge in den Holzungen trafen. Die Kanadischen wilden Tauben haben mit den gewöhnlichen Englischen Holztauben Aehnlichkeit, nur sind sie kleiner. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft. Zu Zeiten kommen sie in unglaublich großen Zügen aus den nördlichen Gegenden hierher. Ein glaubwürdiger Mann aus Niagara versicherte mir, er habe, als er sich eben in dieser Stadt nach Toranto einschiffte, ein Heer Tauben aus der genannten Gegend herbeiziehen sehen, welches, als er zu Taranto (das 40 Meilen von Niagara entfernt liegt) angekommen, noch eben so ununterbrochen, als bei seiner Abfahrt von Niagara, im Anzuge gewesen sei. Nimmt man nun auch an, daß sich die Tauben nicht geschwinder bewegten, als das Fahrzeug, so muß dennoch der ganze Flug wenigstens 80 Englische Meilen lang gewesen sein. Mancher wird dieses für ein Mährchen halten; ich für meinen Theil zweifle an der Wahrheit der Sache nicht, da ich meinen Gewährsmann als einen wahrheitsliebenden und genauen Beobachter kenne. Erscheinen diese Vögel in so großen Heeren, so lassen sie sich oft an den Ufern der Flüsse und Seen, und in der Nachbarschaft der Meiereien nieder; sie sind alsdann so dreist, daß man sie mit einem Stocke zu Hunderten tod schlagen könnte.

Uebrigens ſieht man ſolche große Züge nicht öfter, als vielleicht alle ſieben oder acht Jahre. Die Jahre, in welchen ſie erſcheinen, nennt man Täubenjahre.

Man hat hier zu Lande auch Bären- und Eichhörnchen-Jahre. Das gegenwärtige Jahr war beides zugleich. Die Bären kamen, wie die Tauben, aus den nördlichen Gegenden, und begaben ſich Schaarenweiſe in die Nachbarſchaft des Erie- und Ontario-Sees, und zu den obern Gegenden des St. Laurenz-Fluſſes. Wenn ſie an den Ufern der Seen oder des Fluſſes ankamen, und die gegenſeitigen Ufer erblickten, ſo ſuchten ſie gewöhnlich hinüber zu ſchwimmen. Eine ungeheure Menge von denen, die durch den St. Laurenz ſchwammen, wurden von den Wilden getödtet, die an den Ufern dieſes Fluſſes, von der Inſel St. Regis bis zum Ontario-See, ihr Jagdlager aufgeſchlagen hatten. Einer der Bären, der ungewöhnlich groß war, begab ſich, in der Nähe unſerer Boote, keck in den Fluß, wurde aber, auf ſeinem Wege vom feſten Lande nach einer der Inſeln, von einigen Bootsknechten tod geſchlagen. In den Wäldern wagen es dieſe Thiere ſelten, einen Menſchen anzufallen; dahingegen erzählte man uns einige Fälle, daß ſie einzelne Menſchen in ihren Booten angegriffen hätten. Selbſt im Waſſer iſt ihre Stärke ſo groß, daß ein ſolcher Menſch, wenn er nicht bewaffnet iſt, kaum ſein Leben retten kann.

Die Eichhörnchen kamen in dieſem Jahre, nicht

wie die Bären aus den nördlichen, sondern aus den südlichen Gegenden, aus dem Gebiete der vereinigten Staaten, hierher. Wie die Bären, begaben sie sich in das Wasser, nahmen aber, gleichsam als wären sie sich ihres Unvermögens, eine große Wasserfläche zu passiren, bewußt, ihren Weg zum Niagara, oberhalb der Wasserfälle, und schwammen alsdann, in der Gegend desselben, wo er am schmälsten und ruhigsten ist, zum Brittischen Gebiete hinüber. Man hat berechnet, daß, im Verlauf von zwei bis drei Tagen, über 50000 dieser Thiere den Fluß passirten. An dem entgegengesetzten Ufer richteten sie so große Vrrwüstungen an, daß diejenigen Ansiedler dieser Gegend, die ein Drittel ihres Getreides einärndten konnten, von großem Glücke zu sagen hatten. Diese Eichhörnchen waren alle von der schwarzen Spielart, die dem festen Lande von Amerika eigenthümlich sein soll. In Ansehung der Gestalt kommen sie mit dem gemeinen grauen Eichhörnchen überein; ihr Gewicht ist ein bis zwei Pfund. Einige Schriftsteller haben behauptet, diese Eichhörnchen könnten nicht schwimmen, sie setzten sich daher, wenn sie an einen Fluß kämen, auf Stückchen Holz oder Rinde, um alsdann mit günstigem Winde hinüber zu seegeln, wobei sie ihre aufgehobenen buschigten Schweife statt Seegel brauchten. Ob sich diese Thiere zuweilen solcher Mittel bedienen, kann ich nicht bestimmen, so viel weiß ich indeß gewiß, daß sie es nicht immer thun, denn ich selbst habe häufig Eichhörnchen geschossen, die hinüber schwam-

men. Keine Thiere ſchwimmen beſſer und geſchwinder als die Eichhörnchen, vorzüglich wenn man ſie verfolgt. Sie bedienen ſich ihres Schweifes als eines Steuerruders, und zwar mit der größten Geſchicklichkeit. — Das zahlreiche Auswandern der genannten Thiergattungen ſoll das gewiſſeſte Zeichen eines ſtrengen Winters ſein *).

Am ſechſten Abend dieſer Reiſe zu Waſſer nahmen wir unſer Nachtquartier der Irokeſen-Spitze faſt gerade gegenüber. Dieſe Spitze hat ihren Nahmen von einer Mordthat bekommen, die hier, in frühern Zeiten, an einer Franzöſiſchen Koloniſten-Familie von den Irokeſen begangen worden iſt. Da der Boden von dem, am vorigen Tage gefallenen, Regen noch immer feucht war, ſo konnten wir uns kaum entſchlieſſen, unſere Zelte hier aufzuſchlagen; indeß ſchien kein anderer Ausweg ſtatt zu finden, denn das einzige Haus, welches wir anſichtig wurden, war ſo mit Menſchen angefüllt, daß wir uns keine Hofnung machen durften, in demſelben unter zu kommen. Glücklicherweiſe entdeckte einer von unſerer Geſellſchaft, der den trockenſten Fleck zur Aufrichtung unſeres Zeltes aufſuchte, in einer geringen Entfernung, eine Scheune, die dem Eigenthümer des daranſtoßenden Hauſes gehörte, der auch ſo gütig war uns den Schlüſſel dazu zu übergeben. Da ſie gut mit Stroh verſehen war,

*) Dieſes Mahl traf es wirklich ein, denn der folgende Winter war einer der ſtrengſten, den man ſeit vielen Jahren in Nordamerika erlebt hatte.

so begaben wir uns sogleich zur Ruhe, und schliefen so lange, bis wir durch das Krähen einiger Hähne aufgeweckt wurden, die sich, über unsern Köpfen, auf Stangen niedergelassen hatten.

Mit Anbruche des Tages setzten wir unsere Wasserfahrt weiter fort, und kamen noch vor Mittage über die lezte Stürzung, die sich etwa 5 Meilen unterhalb der Mündung des Oswigatschi-Flusses befindet. Dieser Fluß ist von allen denen, die sich, innerhalb dem Gebiete der vereinigten Staaten, in den St. Laurenz ergießen, der ansehnlichste. Er hat drei Arme, die sich, etwa 15 Meilen oberhalb seiner Mündung, mit einander vereinigen. Der westlichste dieser Arme kommt aus einem See, der 20 Meilen lang und 8 Meilen breit ist; ein anderer nimmt seinen Ursprung in einem kleinen See, der nur 4 Meilen vom westlichen Arme des Hudson's-Flusses, der oberhalb Neu-York fließt, entfernt ist. Sowohl der Hudson als der Oswigatschi können, wie man mir sagt, für leichte Boote bis zu dieser Stelle, wo sie einander so nahe kommen, daß die Trageplätze äußerst unbedeutend sind, schiffbar gemacht werden. Dies ist indeß nichts weiter als eine Vermuthung, denn man weiß nur wenig vom Oswigatschi-Flusse, da die Gegend, welche er durchströmt, durchaus unbewohnt ist. Sollte es sich indeß in der Folge zeigen, daß diese Flüsse wirklich so weit Landeinwärts schiffbar gemacht werden könnten, so wird der vorzüglichste Handel, der zwischen Neu-York und derjenigen Gegend, welche

an den Ontario-See gränzt, ſtatt finden könnte, wahrſcheinlich durch dieſen Kanal betrieben werden. Jezt wird er, zwiſchen dieſer Stadt und dem See bis nach Albany, vermittelſt des Hudſons-Fluſſes betrieben, und von dort durch den Mohawks-Fluß, Wood-Creek, Oneida-See und den Oswego-Fluß, der ſich in den Ontario-See ergießt. Der Hafen an der Mündung des Fluſſes Oswego iſt, der vielen Sandbänke wegen, ſehr ſchlecht. Nur flachgetäfelte Fahrzeuge können ſich mit Sicherheit zwei Meilen weit hinein wagen. Auch an der Südſeite des Ontario-Sees, in der Nachbarſchaft irgend eines wichtigen Stromes, findet man nirgends einen guten Hafen. Scharfkantig getäfelte Fahrzeuge, ſelbſt wenn ſie eine anſehnliche Größe haben, können inzwiſchen ohne Gefahr bis zur Mündung des Oswigatſchi-Fluſſes fahren. Der Seneca, ein Engliſches Kriegsſchiff von 26 Kanonen, pflegte ehemahls gemeiniglich zwiſchen dem Fort de la Galette, welches an der Mündung jenes Fluſſes liegt, und dem Fort Niagara zu fahren; auch pflegten die Brittiſchen Pelzwerk-Schiffe auf den Seen ihre Ladung, die ſie aus der obern Gegend des Landes herabbrachten, hier abzuſetzen. Da nun der Hafen an der Mündung des Oswigatſchi um ſo vieles beſſer, als der an der Mündung des Fluſſes Oswego iſt, und da ſich beide faſt in gleicher Entfernung von Neu-York befinden, ſo iſt zu vermuthen, daß man, wenn die Schiffahrt auf beiden Flüſſen für gleich gut gehalten werden ſollte, um nach Neu-York zu han-

deln, lieber den Oswigatschi = als den Oswego=Fluß befahren wird. Mit günstigem Winde kann man die Fahrt vom Oswigatschi nach Niagara in zwei Tagen machen; es wird also nur ein Tag mehr dazu erfordert, als wenn man mit gutem Winde vom Oswego dahin fährt.

Fort de la Galette wurde von den Franzosen errichtet. Obgleich es lange Zeit nach dem Fort Kataraguis oder Frontignac, jezt Kingston, erbauet wurde, so hielt man es dennoch für den wichtigsten militairischen Posten am St. Laurenz, in der obern Gegend des Landes, weil es nähmlich nicht möglich war, daß irgend ein Schiff den Fluß auf = und nieder fahren konnte, ohne bemerkt zu werden; da sich hingegen die Fahrzeuge hinter den vielen Inseln, gegen Kingston über, unbemerkt durchschleichen können. Zu Ende des Amerikanischen Krieges wurde Fort de la Galette zerstört, weil es innerhalb den Gränzen der vereinigten Staaten lag. Es würde auch weiter kein Vortheil daraus erwachsen sein, wenn es geblieben wäre, denn es war nur als Handelsposten von einiger Wichtigkeit für uns, und als solcher betrachtet, hat Kingston, welches sich innerhalb unserm Territorio befindet, eine weit günstigere Lage. Kingston hat einen sicherern und bequemeren Hafen, und die vom Niagara herunterkommenden Pelzwerk=Schiffe ersparen, wenn sie daselbst anhalten, einen Weg von mehr als 60 Meilen, den St. Laurenz auf und ab; eine Fahrt,

welche oft langweiliger iſt, als die Reiſe von Niagara nach Kingſton.

In der Nachbarſchaft von la Galette findet ſich, an dem Fluſſe Oswigatſchi, ein Dorf der Oswigatſchi-Indianer, unter welchen an 100 ſtreitbare Männer ſein ſollen.

Von Oswigatſchi weiter hinauf iſt der Strom weit ſanfter, als in irgend einer andern Gegend zwiſchen Montreal und dem Ontario-See, ausgenommen da, wo der Fluß eine anſehnliche Breite hat: wie an den Seen St. Louis und St. François. So gut auch unſere Fahrt an dieſem Tage war, ſo legten wir dennoch an demſelben nicht mehr als 25 Meilen zurück, woran das öftere Stillhalten, welches wir mehr des Vergnügens, als der Nothwendigkeit wegen thaten, Schuld war. Der Abend war ungemein ſchön, und beim Untergehen der Sonne erhob ſich ein günſtiger Wind, weshalb der Oberbootsmann es für gut hielt, die Reiſe die ganze Nacht hindurch fortzuſetzen, um das wieder einzubringen, was bei Tage verſäumt worden war. Wir fuhren weiter, aber gegen Mitternacht hörte der Wind auf, welcher Umſtand jedoch den Vorſatz des Oberbootmanns nicht änderte. Die Leute bekamen Befehl, ſich zu den Rudern zu begeben, ungeachtet ſie den Tag vorher ſehr mühſam gearbeitet, und keine Ruhe genoſſen hatten. Sie machten ſich friſch ans Werk, und ſetzten die Arbeit — eine Freiſtunde ausgenommen, die ihnen zum Kochen der Lebensmittel erlaubt wurde — bis zum Anbruche des

Tages ununterbrochen fort. Wo der Strom des Flusses sanft ist, wie es in dieser Gegend desselben der Fall war, rudern die Kanadier viele Stunden hinter einander ununterbrochen fort. Sie schienen es für keine Beschwerde zu halten, auf diese Art die ganze Nacht beschäftiget zu werden; im Gegentheil arbeiteten sie mit so großer Lebhaftigkeit, als ob sie so eben erst angefangen hätten, und sangen vergnügt ihr Liedchen dazu. Die Französischen Kanadier haben ein gutes musikalisches Gehör, und singen Duette mit ziemlicher Genauigkeit. Sie haben einen Lieblingsgesang, den sie das Ruderduett (rowing duet) nennen, wozu sie den Takt mit ihren Rudern schlagen. Ueberhaupt pflegen sie auch beim Singen anderer Lieder, wenn sie im stillen Wasser rudern, auf dieselbe Art den Takt anzugeben.

Etwa um acht Uhr des folgenden und achten Morgens unserer Reise kamen wir zu demjenigen See, der vor dem Ontario-See der lezte ist, und wegen der vielen Inseln, ~~die er~~ enthält, der See von tausend Inseln (Lake of a thousand Islands) heißt. Viele dieser Inseln sind kaum größer als ein Bateau, und keine derselben, außer die, welche sich oben und unten im See befinden, schienen mir mehr als 15 Morgen im Umfange zu haben. Sie sind mit Gehölz bedeckt, welches auch von den allerkleinsten gilt; die Bäume auf diesen lezteren sind in ihrem Wuchse unterdrückt. Die größeren Inseln hingegen bringen eben so schönes Nutzholz hervor, als

man

man es nur irgendwo auf den festen Ufern des Sees finden kann. Mehrere dieser Inseln liegen so nahe an einander, daß es leicht sein würde, einen Stein von der einen auf die andere zu werfen; demungeachtet ist die Durchfahrt zwischen denselben vollkommen sicher und bequem, und zwischen denjenigen, welche sich so nahe an einander befinden, ist hinreichendes Gewässer für eine Fregatte. Das Wasser hat hier eine ungemeine Klarheit, so wie dies überhaupt an jeder andern Stelle des Flusses, oberhalb des St. François-Sees, der Fall ist. Zwischen diesem See und dem Flusse Utawas abwärts ist es, wie ich schon bemerkt habe, entfärbt, weil es über Thonlager fließt. Die Ufer aller der Inseln, bei denen wir vorbei fuhren, sind felsicht; die meisten ragen kühn hervor, und einige bilden Felsenmassen, die sich, in senkrechter Richtung, 20 Fuß hoch über die Wasserfläche erheben. Die Aussicht, welche man hat, wenn man zwischen diesen Inseln seegelt, ist im höchsten Grade reizend. Zuweilen befindet man sich, wenn man durch einen engen Paß gekommen ist, in einem Bassin, welches ringsumher von Land eingeschlossen ist, und keine Verbindung mit dem See zu haben scheint, außer durch den Paß, durch den man hinein gekommen ist. Man blickt umher, sucht einen Ausgang zu entdecken, um weiter fahren zu können, glaubt zulezt einen kleinen Kanal zu sehen, der gerade den Durchgang des Bateaus erlaubt, aber plötzlich hat man wieder einen ausgebreiteten Wasserteppich vor sich, der nur den Horizont zu

Gränzen hat. Nach einigen Minuten findet man sich aufs neue von Land umgeben, und eben so plötzlich zeigt sich die breite Fläche wieder. Oft, wenn man sich in der Mitte eines dieser Bassins, zwischen einer Gruppe von Inseln befindet, stößt das Auge, vielleicht eben so unerwartet, auf ein Dutzend verschiedene Kanäle, die große Flüsse vorstellen könnten, und sieht an jeder Seite die Inseln, eine nach der anderen, sich gleichsam zurückziehen, bis sie dem Blicke gänzlich entschwunden sind. Mit jeder Minute ändert sich die Szene beim Fahren auf diesem See. Die zahlreichen Indianischen Jagdlager auf den verschiedenen Inseln, und der Rauch, der zwischen den Bäumen emporstieg, vollendete die Schönheit des Ganzen. Der See der tausend Inseln ist 25 Meilen lang, und ungefähr 6 Meilen breit. Die Entfernung von seinem obern Ende bis Kingston, wo wir des Abends frühzeitig ankamen, beträgt 15 Meilen.

Die Zeit, welche erfordert wird, um den St. Laurenz-Fluß, von Montreal nach Kingston, hinab zu fahren, wird gemeiniglich auf sieben Tage geschätzt. Wenn der Wind stark und günstig ist, so kann man die Fahrt in noch kürzerer Zeit beendigen; ist er hingegen widrig und stark, so dauert sie gewöhnlich eine längere Zeit. Günstiger oder ungünstiger Wind bringt jedoch, beim Hinaufahren, in Ansehung der Länge der Zeit, nur selten einen Unterschied von mehr als drei Tagen hervor, da es in beiden Fällen, den größten Theil des Weges hinauf, nothwendig ist, die Fahr-

zeuge vermittelſt Schifferſtangen vorwärts zu bringen. Die Fahrt den Fluß hinab wird in zwei oder drei Tagen, je nachdem der Wind iſt, bewerkſtelliget. Der Strom iſt ſo ſtark, daß ein widriger Wind die Fahrt, in dieſer Richtung, nur ſelten länger als Einen Tag verzögert.

Der Miſſiſſippi iſt der einzige Fluß in Nordamerika, welcher, in Anſehung der Größe und der bequemen Schiffahrt, mit dem St. Laurenz oder mit dem Fluſſe, welcher von dem Ontario-See in den Ozean fließt, in Vergleichung geſtellt werden kann. Betrachten wir indeß den ungeheuren Waſſerkörper, welcher von dem Winipeg-See durch den Holzſee (lake of woods), den Oberſee u. ſ. w. zum Ozean hinabfließt, als einen zuſammenhängenden Strom, und folglich als eine Fortſetzung des St. Laurenz, ſo iſt nicht zu läugnen, daß er den Miſſiſſippi in jeder Hinſicht übertrifft. Wir können ihn mit eben dem Rechte für einen zuſammenhangenden Strom halten, als wir denjenigen für einen einzigen Fluß anſehen, der vom Ontario-See zum Meere läuft; denn ehe er den Ozean erreicht, läuft er durch vier große Seen, die freilich, in Anſehung ihres Umfanges, nicht mit dem Erie- und Oberſee verglichen werden können, dennoch aber, ſo gut wie alle andere, für ſich beſtehende Seen ſind. Der Miſſiſſippi verdienet beſondere Bewunderung, wegen ſeines ſanften Stromes und wegen der außerordentlich langen Strecke, auf welcher er, für anſehnliche Flachboote, ununterbrochen ſchiffbar bleibt.

In mancher anderen Hinsicht steht er indeß dem eigentlich so genannten St. Laurenz bei weitem nach.

Der Mississippi ist an seiner Mündung nicht zwanzig Meilen breit, und die Schiffahrt wird daselbst durch Bänke oder Dämme (bars) so sehr verhindert, daß ein Fahrzeug, welches mehr als zwölf Fuß untertaucht, nicht ohne die größte Gefahr hinauf fahren kann. Diese Dämme an der Mündung oder vielmehr an den Mündungen desselben — denn mehrere Inseln theilen hier den Fluß — sind durch eine Menge von Bäumen gebildet, die von den oberen Gegenden des Landes herabgeschwemmt werden, und sich, wenn sie an irgend einer Stelle Aufenthalt finden, durch den Schlamm, den das trübe Wasser zwischen ihre Aeste absetzt, fest mit einander verbinden. Jedes Jahr bilden sich neue Dämme, oder die alten vergrößern sich, und man sagt, daß, wenn man keine Maaßregeln treffen wird, dem Liegenbleiben der jährlich mit der Fluth herabgeführten Bäume vorzubeugen, die Schiffahrt in einigen Jahren noch weit mehr gehemmt werden muß, als es bis jezt der Fall gewesen ist. Es ist allgemein bekannt, daß sich, seit der ersten Entdekkung des Flusses, verschiedene Inseln und Landspitzen an seiner Mündung gebildet, und daß die verschiedenen Kanäle, in Ansehung ihres Laufes und ihrer Tiefe, sehr nachtheilige Veränderungen erlitten haben. Der St. Laurenz im Gegentheile, ist an seiner Mündung nicht weniger als 90 Meilen breit, und für Linienschiffe bis nach Quebec schiffbar, dessen Entfernung von dem See

400 Meilen beträgt. Auch hat man gefunden, daß sich der Kanal, statt schlechter geworden zu sein, seit der Entdeckung des Flusses ansehnlich verbessert hat; und man kann erwarten, daß er noch immer an Vortrefflichkeit zunehmen wird, da das klare Wasser, welches, während der Ueberschwemmung im Frühjahre, mit so großer Gewalt herabkommt, daß oft Bänke von Sand und lose liegenden Steinen fortgeschwemmt werden, dem Bette des Flusses eine größere Tiefe verschaffen muß. Der Kanal an der Nordseite, welcher nach P. de Charlevoix, im Jahre 1720 nicht tief genug war, eine kleine Schaluppe, ausgenommen zur Fluthzeit, aufzunehmen, ist jezt für die größten Fahrzeuge schiffbar, und wird von allen Kanälen am mehrsten befahren.

Für Flachboote von zwei Tonnen Last ist der St. Laurenz allenthalben schiffbar, ausgenommen bei den Stürzungen über Montreal, beim Dickicht (saut de buisson) und beim langen Wasserfalle, wo es, wie gesagt, nöthig ist, schwer beladene Boote leichter zu machen. An allen den genannten Stellen ist es indeß sehr wohl möglich, Kanäle anzubringen, wodurch man der Mühe des Umladens überhoben sein wird. Wenn der Reichthum des Landes zunehmen sollte, so wird man auch sicher daran denken, solche Kanäle anzulegen.

Obgleich die Seen durch keinen andern Fluß als den St. Laurenz in unmittelbarer Verbindung mit dem Atlantischen Meere stehen, so giebt es doch viele

Ströme, die sich in dasselbe ergießen, welche mit andern, die in den See übergehen, so nahe verbunden sind, daß vermittelst dieser der Handel zwischen den Ozean und den Seen füglich betrieben werden kann.

Der Handel zwischen dem Meere und den Seen kann vorzüglich auf vier Kanälen betrieben werden. Zuerst auf den Missisippi und Ohio, und von da die Flüsse Wabasch, Miami, Muschingun oder Allegheny hinauf, an deren obern Gegenden sich Trageplätze von einer bis zu achtzehn Meilen befinden, welche zu Flüssen führen, die sich in den Erie-See ergießen. Fürs andere auf den Patowmack, der oberhalb Washington fließt, und von da auf dem Tschihi-Flusse, den Monongahela - und Allegheny-Flüssen, und dem French-Creek (Frentsch-Krihk) nach Presq'-Isle am Erie-See. Drittens auf dem Hudson's-Flusse, der sich, bei Neu-York, in das Atlantische Meer ergießt, und nachher auf dem Mohawk-Flusse, dem Holz-Krihk (wood creek), dem Oneida-See und Oswego-Flusse, welcher leztere sich in den Ontario-See ergießt. Viertens auf dem St. Laurenz.

Der St. Laurenz bietet von allen anderen Flüssen den kürzesten Weg zu den Seen dar, und hat weniger und kürzere Trageplätze. Die Handelsgüter können in einem und demselben Boote von Montreal bis ganz zu den Seen transportirt werden. Will man hingegen Waaren von Washington oder Neu-York dahin senden, so ist man genöthiget, mehrere Boote und Menschen auf den verschiedenen Flüssen zu

beschäftigen, oder die Boote selbst auf Fuhrwerken über die Trageplätze von einem Flusse zum andern zu schaffen. Es ist immer ein sehr wichtiger Vortheil, wenn man Trageplätze vermeiden kann, denn durch jede Veränderung der Art zu transportiren werden auch die Kosten für die Fracht vermehrt, und man hat überdies zu befürchten, daß viel Unterschleif vorfällt, weil die Waaren dabei durch die Hände so vieler Menschen gehen. Aber auch noch in einer andern Hinsicht ist der St. Laurenz, zur Betreibung des Handels zwischen dem Ozean und den Seen, ein bequemerer Kanal, als alle übrigen. Da er beständig aus dem Ontario-See, diesem ungeheuren Wasserbehälter, versorgt wird, so ist er, selbst in der trockensten Jahreszeit, niemahls so niedrig, daß nicht beladene Bateaux auf demselben fahren könnten. Die kleinen Ströme hingegen, die den Hudson's-Fluß, den Patowmack und den Mississippi mit den Seen in Verbindung bringen, werden oft im Sommer so sehr ausgetrocknet, daß man sie kaum mit Kanots beschiffen kann. Der Mohawk-Fluß war im Sommer des Jahres 1796, über vier Monathe lang, so niedrig, daß gar keine Handelsgüter abgesendet werden konnten, und daß die Kaufleute, nachdem sie eine graume Zeit auf die verlangten Waaren gewartet hatten, dieselben zu Lande kommen lassen mußten. Die Schiffahrt auf diesem Flusse wird, wie man sagt, mit jedem Jahre schlechter, so daß die Wasserverbindung zwischen Neu-York und dem Ontario-See, wenn nicht verschiedene

lange Kanäle gezogen werden, mit der Zeit auf dieſem Wege gänzlich aufhören muß. Auch der Allegheny-Fluß und der French-Creek, die den Patowmack mit dem Erie-See in Verbindung ſetzen, ſind dem Seichtwerden ausgeſetzt; denn eigentlich können nur bei Ueberſchwemmungen, die durch das Schmelzen des Schnees entſtehen, oder bei heftigen Regengüſſen, die Waaren auf einem dieſer Wege mit Leichtigkeit fortgeſchafft werden.

Bei weitem der größere Theil des Handels nach den Seen iſt jezt zu Montreal konzentrirt; denn die Engliſchen Kaufleute können nicht allein ihre Waaren von da nach den Seen um ein Drittel wohlfeiler bringen, als wenn ſie dieſelben von Neu-York dahin ſchicken, ſondern ſie ſind auch auf jenem Wege im Stande, ihre Waaren weit wohlfeiler zu verkaufen, als es die Kaufleute der vereinigten Staaten vermögend ſind. Die Einfuhrzölle, welche in Kanada für raffinirten Zucker, ſtarke Getränke, Wein und Kaffee bezahlt werden müſſen, ſind um ein Anſehnliches geringer als diejenigen, welche man für die Einfuhr derſelben Waaren in den vereinigten Staaten erlegen muß. Auch werden alle Engliſche Stahl- und überhaupt alle trockene Waaren Zollfrei nach Kanada gebracht; dahingegen von ſolchen Europäiſchen Handelswaaren in den vereinigten Staaten ein Zoll von 15 Prozent des Werthes erlegt werden muß. Es würde wenig fruchten, wenn auf die fremden Handelsartikel, die von Kanada nach den Staaten geſendet werden,

Zoll gelegt würde, weil es, wegen des großen Umfanges der Gränzen derselben, und wegen ihres Zusammenhanges mit Kanada, zu jeder Zeit leicht sein würde, die Waaren auf Schleichwegen hinein zu bringen.

Der Handel von Montreal nach den Seen ist jezt sehr ansehnlich, und nimmt mit jedem Jahre zu. Es befinden sich bereits an der Brittischen Seite des Ontario-Sees, zu Niagara, Toronto, an der Canti-Bai und zu Kingston große Niederlassungen, die an 20,000 Einwohner zählen. Auch an dem entgegen gesetzten Ufer nehmen die Niederlassungen beträchtlich zu, so wie dies auch am Erie-See und längs dem Detroit-Flusse, sowohl an der Brittischen, als an der gegenüber befindlichen Seite, der Fall ist.

Die Wichtigkeit des Handels nach den hintern Gegenden des Landes (und der Handel nach den Seen ist im Grunde nicht anders) ist bereits erörtert worden, so wie auch gezeigt ist, daß jede Seehafen-Stadt in den vereinigten Staaten um so mehr an Größe zunahm, je mehr sie sich mit demselben abgeben konnte. Ferner ist bemerkt worden, daß diejenigen Städte, die für diesen Handel die bequemste Lage hatten, sich auch am mehrsten damit beschäftigten. Da nun die Bevölkerung der Ufer der Seen täglich zunimmt, mithin die Nachfrage nach Europäischen Waaren immer stärker werden muß, so dürfen wir erwarten, daß auch Montreal, welches von allen Seehäfen in Nord-Amerika zur Versendung solcher Waaren die be-

quemſte Lage hat, verhältnißmäßig an Größe zunehmen wird. Da überdies die hinteren Gegenden, mit denen dieſe Stadt, vermittelſt der Gewäſſer, in Verbindung ſteht, eben ſo weitläuftig und fruchtbar ſind, als diejenigen, mit welchen einige der größeren Städte der vereinigten Staaten Verbindung haben, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß Montreal in der Zukunft, was Größe und Reichthum betrifft, die Nebenbuhlerin der größten Städte Nordamerika's werden wird.

Dreißigſter Brief.

Beſchreibung der Stadt Kingſton. — Blühender Handel derſelben. — Gaſtfreie Einwohner. — Hafen am Ontario-See. — Kriegsſchiffe auf dieſem See. — Kauffarteiſchiffe. — Marine-Offiziers. — Große Ausgaben für Bau- und Beſſerung der Schiffe. — Noch kein Eiſenſtein-Bergbau in dieſer Gegend. — Kupfer kann leichter gewonnen werden als Eiſen. — Wird in großer Menge an den Küſten des Oberſees gefunden. — Einſchiffung auf den Ontario-See. — Beſchreibung des Sees. — Man will alle ſieben Jahre eine Veränderung der Höhe der Gewäſſer bemerkt haben. — Auch Ebbe und Fluth alle zwei Stunden. — Bemerkungen über dieſe Phänomene. — Fahrt auf dieſem See iſt einer Reiſe auf dem Meere ähnlich. — Erblickung des Forts Niagara. — Landung an der Miſſiſſaguis-Spitze. — Miſſiſſaguis-Indianer. — Einer ihrer Anführer fällt in einem Gefechte. — Wie ſie von dem Brittiſchen Gouvernement behandelt werden. — Ihre Rachſucht. — Gute Jäger unter ihnen. — Ihre Methode, die Lachſe zu tödten. — Mannigfaltigkeit der

Fiſche in den Seen und Flüſſen Kanada's. — Seewölfe. — Seekühe. — Beſchreibung der Stadt Niagara oder Newark. — Der jetzige Sitz der Regierung. — Abſicht ihn an einen andern Ort zu verlegen. — Ungeſunde Beſchaffenheit der Stadt Niagara und der umliegenden Gegend. — Navy-Hall. — Uebergabe des Forts Niagara. — Beſchreibung deſſelben. — Beſchreibung der andern Forts, welche an die vereinigten Staaten abgetreten ſind. — Sie ſind ihnen nicht von dem Vortheile, als man es erwartete. — Vortheilhaftere Lage der neuen Brittiſchen Poſten.

Theurer Freund

Niagara im September.

Kingſton liegt an der Mündung einer tiefen Bai, am nordöſtlichen Ende des Ontario-Sees. Es hat ein Fort und Kaſernen, eine Engliſch-Biſchöfliche Kirche, und an 100 Häuſer, deren die mehrſte von ſolchen Leuten gebauet worden ſind, die zu Ende des Amerikaniſchen Krieges aus den vereinigten Staaten auswanderten. Einige wenige dieſer Häuſer ſind von Bruch- und Backſteinen, doch iſt bei weitem die größere Anzahl derſelben von Holz. Das Fort iſt aus Steinen aufgeführt, und beſteht aus einem Viereck mit vier Baſtionen. Es wurde ſchon im Jahre 1672 vom Grafen von Frontiniac angelegt, nach welchem es auch eine Zeit lang genannt wurde. Nach und nach verlor es es dieſen Nahmen, und wurde

nach einem Krihk, der ſich in die Bai ergießt, Kadaraqui genannt, welcher Nahme ſowohl der Stadt als auch dem Fort blieb, bis er wieder vor einigen Jahren in Kingſton verändert wurde. — In den Kaſernen ſind gewöhnlich 60 bis 100 Mann einquartirt.

Kingſton iſt eine nicht unbeträchtliche Handelsſtadt, und nimmt daher immer mehr an Größe zu. Alle Waaren, welche man, für die obern Gegenden des Landes, den St. Laurenz hinauf fördert, werden hier in Magazine niedergelegt, ehe man ſie an Bord ſolcher Schiffe bringt, die zur Schiffahrt auf dem See zweckmäßig ſind. Auch das Pelzwerk von den verſchiedenen Faktoreien an den nähern Seen wird hier eingeſammelt, um in Bateaux gepackt und den St. Laurenz hinabgeſendet zu werden. Einiges Pelzwerk wird von den Indianern, welche in der benachbarten Gegend und am obern Theile des St. Laurenz jagen, unmittelbar nach der Stadt gebracht; doch iſt die Menge nicht ſehr beträchtlich. Die vornehmſten Kaufleute in Kingſton ſind Mitgenoſſen älterer Handelshäuſer zu Montreal und Quebec. Ein Fremder, vorzüglich ein Brittiſcher Unterthan, der durch dieſen Ort kommt, findet bei ihnen die gaſtfreieſte, freundſchaftlichſte Aufnahme.

Im Herbſte leiden die Einwohner Kingſtons ſehr an intermittirenden Fiebern, welches dem Umſtande zuzuſchreiben iſt, daß die Stadt in einer niedrigen Gegend, dicht an einem großen Moraſte liegt.

Die Bai, welche sich nahe bei Kingston befindet, gewährt einen guten Ankerplatz, und ist der sicherste und bequemste Hafen im ganzen Ontario-See. Die Bai von Great-Sodus an der südlichen Seite und die von Toronto, an der nördlichen Seite des Sees, sollen nach der von Kingston die vorzüglichsten sein; aber die Einfahrten in beide derselben sind voll Sandbänke, über welche man bei rauhem Wetter in Schiffen, die mehr als fünf bis sechs Fuß untertauchen, nicht ohne große Gefahr hinwegkommen kann. Am Gestade der Bai zu Kingston befindet sich ein Königl. Schiffsbauplatz, und ein anderer, welcher Privateigenthum ist. Die mehrsten Englischen Lastschiffe auf dem Ontario-See sind auf diesen Plätzen gebauet worden. Als wir über den See fuhren, befanden sich, außer einigen Kanonenbooten, drei Fahrzeuge von etwa 200 Tonnen und 8 bis 10 Kanonen auf demselben, die dem Könige gehörten. Erstere waren nicht beschäftiget, sondern lagen im Niagara-Flusse vor Anker; auch ist, zu Folge der Friedens-Unterhandlungen zwischen England und den vereinigten Staaten, bald nach unserer Abreise von Kingston, Befehl gekommen, daß die anderen Kriegsschiffe, ausgenommen eins derselben, nicht länger beschäftiget werden sollten *). Eins der Königlichen Schiffe könnte hinlängliche Beschäftigung auf dem See haben,

*) Es soll hernach, während des Sommers 1797, wieder Befehl gegeben worden sein, eins oder mehrere dieser Schiffe von neuem in Bewegung zu setzen.

wenn in demſelben die Geſchenke für die Indianer und die Vorräthe für die Truppen hinauf in das Land geſchickt, und die Truppen ſelbſt, wenn ſie ihr Quartier verändern, über den See transportirt würden. — Jeder Offizier der Miliz auf den Vorpoſten kann, je nachdem ſein Rang iſt, eine größere oder geringere Ladung frachtfrei auf den Königlichen Fahrzeugen fortſchicken. Die Marine-Offiziers haben die Erlaubniß, wenn ihre Fahrzeuge keine andere Beſchäftigung haben, Waaren von einem Hafen zum andern zu transportiren, und das Frachtgeld für ſich zu behalten. Auch fahren ſie beſtändig für einen feſtgeſetzten Preis Paſſagiere über den See. Der Admiral der Königlichen Schiffe auf dem Ontario-See iſt ein Franzöſiſcher Kanadier, und die mehrſten unter ihm ſtehenden Offiziers ſind ſeine Landsleute. Ihre Uniform iſt blau und weiß, mit großen gelben Knöpfen, auf welchen ein Bieber mit der Ueberſchrift „Kanada“ ſteht. Die Marine-Offiziers ſtehen bei jedem Poſten, wo ihre Schiffe ankommen, unter dem Kommandanten der daſelbſt befindlichen Miliz, und dürfen zu keiner Zeit ohne Erlaubniß deſſelben ihre Schiffe verlaſſen, um auf dem Lande umherzuſtreifen.

Verſchiedene Kauffahrteiſchiffe, Schooner und Jachten von 50 bis 200 Tonnen, ſo wie auch eine unzählige Menge großer Flachboote mit Seegeln ſind auf dem Ontario-See ohne Unterlaß beſchäftiget. Man hält keine Fahrzeuge zur Beſchiffung dieſer Seen tauglich, als vollkommene Seeboote oder auch flachge-

täfelte Fahrzeuge, als Kanots und Bateaux, welche im Fall der Noth mit Sicherheit an das Ufer laufen können. Für jezt haben die Bewohner der vereinigten Staaten keine andere Fahrzeuge als Bateaux auf dem See; ob sie es für zweckmäßig halten werden, bei ihren mittelmäßigen Häfen, auch größere Schiffe segeln zu lassen, ist noch unbestimmt. Die großen Brittischen Schiffe fahren selten in einer andern Gegend als zwischen Kingston und Niagara.

Die Ausgaben für die Erbauung und Ausrüstung der Schiffe auf dem Ontario-See, sind sehr beträchtlich; noch größer sind sie aber auf den entlegneren Seen, da der größte Theil der Eisengeräthschaften und alles erforderliche Tauwerk, durch Unterkanada aus Großbrittannien eingeführt wird. Es ist indeß keinem Zweifel unterworfen, daß man sich, wenn die Bevölkerung des Landes zunehmen sollte, diese Bedürfnisse leicht an Ort und Stelle verschaffen wird; denn der Boden der obern Provinz eignet sich zum Hanfbaue sehr gut, auch ist schon in vielen Gegenden des Landes Eisenstein aufgefunden worden. Man hat auch bereits angefangen in geringer Menge Hanf zu bauen, doch war es bis jezt der Politik der Regierung gemäß, das Volk mehr auf den Ackerbau, als auf irgend eine andere Beschäftigung aufmerksam zu machen. Dies ist die Ursache, warum der Eisenstein-Bergbau, welcher, nebst allem übrigen schon eröffneten oder noch zu eröffnenden Bergbaue, ausschließlich der Krone zugehört, noch nicht betrieben worden ist. Die

Bewohner der vereinigten Staaten, die auf jede Art des Gewinnstes spekuliren, haben indeß schon in den Theilen ihres Territoriums, welche in der Gegend der Seen bequem gelegen sind, Eisensteine aufsuchen lassen, und ihren Zweck nicht verfehlt. Da man nun in diesen Gegenden bald an die Erbauung der Eisen-Hüttenwerke denken, und daher das Eisen für einen billigern Preis verkaufen wird, als dasjenige welches von Unterkanada kommt, so ist es wahrscheinlich, daß die Regierung es nicht an Aufmunterung zur Betreibung des Bergbaues in Kanada fehlen lassen wird, weil, wenn die jetzigen Maaßregeln bleiben sollten, den vereinigten Staaten ein ansehnlicher Handelszweig erwachsen würde, auf welchem Kanada eben so gut Anspruch machen kann.

Kupfererz wird in den entfernten Gegenden Ober-Kanada's in weit größerer Menge gefunden als Eisenstein; auch wird es aus seinen Erzen mit geringerer Mühe, als das Eisen aus dem bis jezt gefundenen Eisensteine, gewonnen; weshalb es wahrscheinlich ist, daß das Kupfer in der Folge zu jedem Behufe, wozu man es anwenden kann, weit mehr als das Eisen gebraucht werden wird. An den Ufern eines Flusses, der sich in den Obersee der südwestlichen Seite ergießt, so wie auch auf den mehrsten Inseln an der östlichen Seite findet sich gediegenes Kupfer in großer Menge. Ich sahe bei einem Privatmanne zu Niagara ein Stück gediegenes Kupfer, das mehrere Unzen wog und so rein war, als ob es ausgeschmolzen wäre.

Es

Es war, wie man mir sagte, von einem eben so reinen, wenigstens 40 Pfund schwerem Stücke, welches man auf einer dieser Inseln entdeckt hatte, mit einem Meißel abgeschlagen worden. Reiche Kupfergänge stehen an den meisten Felsen an den Ufern dieser Inseln zu Tage aus; auch findet man in den tiefen Betten nahe am Wasser Kupfererzt, welches wie Kupfervitriol (copperas) aussieht. Man könnte hier in wenigen Stunden Boote mit Erzten beladen, und es in weniger als drei Tagen zum engen Passe St. Maria hinabführen. Von hier könnte man es an Bord großer Schiffe bringen, und zu Wasser ohne weitere Unterbrechung bis zum Flusse Niagara transportiren. Ueber den Trageplatz bei St. Maria kann man in wenigen Stunden kommen, und mit günstigem Winde können große Fahrzeuge, die zur Befahrung des Huron- und Erie-Sees tauglich sind, zum östlichen Ende des leztern innerhalb sechs Tagen hinabfahren.

Nicht allein die Erbauung und Ausrüstung der Schiffe auf den Seen verursachet ansehnliche Kosten, sondern auch die Erhaltung und Ausbesserung derselben; denn sie werden weit geschwinder abgenutzt als diejenigen, welche gewöhnlich auf dem Ozean fahren. Der Grund davon liegt, nach der Meinung der Schiffer, in der süßen und frischen Beschaffenheit des Wassers. Hierzu kommt noch, daß keine Matrosen, als nur für sehr starken Sold, zu bekommen sind, und daß es nothwendig ist dieselben fünf Monathe lang, während welcher Zeit die Schiffe des Eises wegen außer

Bewegung sind, in vollem Solde zu behalten, weil diese Leute nicht augenblicklich wieder zu haben sind. Man sucht gewöhnlich Matrosen von Seehäfen zu bekommen, weil die Schiffahrt auf diesen Seen gefährlicher ist, als die auf dem Ozean, und geschickte und erfahrne Seeleute erfordert. Der Ontario-See selbst friert weit vom Lande niemahls zu, wohl aber ist dieses mit seinen Flüssen und Häfen der Fall, die mit dickem Eise überzogen werden.

Den Tag nach unserer Ankunft zu Kingston nahmen wir, an Bord eines Schooners von 180 Tonnen Last, welcher auf dem Landungsplatze einen günstigen Wind abwartete, unsern Kurs nach Niagara. Der festgesetzte Preis für die Ueberfahrt über den See in der Kajüte des Schiffes ist zwei Guineen für die Person. Da der Kapitain um diesen Preis den Passagieren freien Tisch giebt, so ist er für sehr billig zu halten. Der Tisch in der Kajüte dieses Schiffes war besonders gut besetzt; auch waren, zum Gebrauche der Passagiere, Port- und Xeres-Wein *) und alle Arten geistiger Getränke in Menge vorhanden. Die Fracht der Waaren, die über den See transportirt werden, ist verhältnißmäßig theurer, denn man bezahlt 36 Schillinge Englisch für die Tonne, welches beinahe so viel ist, als man, vor dem jetzigen Kriege, für den Transport einer Tonne Waaren über das

*) Xeres-Wein (Sherry-wine), ein bitterer Wein, der von Xeres, in Andalusien gebracht wird.

d. Ueb. —

Atlantische Meer bezahlen mußte. Zieht man indeß die Kosten in Erwägung, welche die Erbauung und Ausbesserung der Schiffe, der starke Sold der Matrosen u. s. w. verursachet, so wird man diesen Preis nicht übertrieben finden.

Am 7ten September Nachmittags erhob sich ein zur Ueberfahrt günstiger Wind, es wurde daher den Passagieren, die in verschiedenen Gegenden der Stadt zerstreuet waren, sogleich angekündiget, daß sie sich in Bereitschaft halten möchten; alle eilten an Bord, die Anker wurden gelichtet, und nach wenigen Minuten trieb ein frischer Wind unser Fahrzeug in den See. Für die ersten anderthalb Meilen von Kingston ist die Aussicht, wegen der vielen großen Inseln zur linken Hand, ungemein beschränkt; ist man aber um die Spitze einer dieser Inseln gefahren, so erblickt man wieder, am Ende der angegebenen Entfernung, eine große Fläche des Sees, welcher hier, an einem stillen hellen Abende, wenn sich die Sonne hinter den erhabenen Wäldern am Gestade verbirgt, in seiner größten Pracht erscheint.

Der Ontario-See ist von den vier großen Seen, durch welche die Gränzlinie zwischen den vereinigten Staaten und Oberkanada läuft, am weitesten nach Osten gelegen. Er ist von Osten nach Westen 220 Meilen lang, seine größte Breite beträgt 70 Meilen, und sein Flächeninhalt, der Berechnung zu Folge, 2,390,000 Morgen (acres). Stürmen ist er weniger ausgesetzt als jeder andere, und sein Wasser ist, in

Erwägung ſeines großen Umfanges, ungemein ruhig zu nennen. Am erſten Abende unſerer Fahrt entdeckte man auch nicht die kleinſte Welle; nur ein ſanftes Schwellen des Waſſers war zu bemerken. Auch am folgenden Tage unſerer Reiſe gingen die Wellen nie ſo hoch, daß irgend einer der Paſſagiere nur das geringſte Zeichen von Seekrankheit an ſich verſpürt hätte.

Die Tiefe des Sees iſt ſehr anſehnlich, und an einigen Stellen unergründlich. Dies iſt die Urſache, warum das Waſſer, wenn man über Bord ſieht, eine ſchwärzliche Farbe zu haben ſcheint. Es iſt indeß nichts weniger als dunkel, ſondern ſo klar, daß irgend eine weiße Subſtanz, die man über Bord wirft, noch in einer Tiefe von mehreren Klaftern deutlich ſichtbar iſt. Das Waſſer einiger andern Seen iſt jedoch noch durchſichtiger. Herr Carver ſagt vom Ober-See: „Wenn das Waſſer ruhig war und die Sonne hell „ſchien, konnte ich, an ſechs Klafter tiefen Stellen, „die auf dem Boden befindlichen ungeheuren Felſen„maſſen von verſchiedener Geſtalt, deren einige wie be„hauen erſchienen, aus meinem Kanot deutlich wahr„nehmen. Das Waſſer war zu einer ſolchen Zeit ſo „hell und durchſichtig wie die Luft, und mein Kanot „ſchien in dieſem Elemente zu ſchweben. Blickt man „aufmerkſam durch dieſes klare Medium auf die tief „liegenden Felſen hinab, ſo ſcheint ſich alles im Zir„kel zu drehen, und man iſt genöthiget, die Au„gen von dieſer Schwindel erregenden Szene weg„zuwenden.“

Das Waſſer des Ontario-Sees hat einen guten Geſchmack, und wird auf den Schiffen, die ihn befahren, beſtändig gebraucht.

Nicht allein die Indianer, ſondern auch viele der weißen Eingebohrnen des Landes, die an den Ufern wohnen, behaupten, daß das Waſſer dieſes Sees alle ſieben Jahre ſteige und falle; Andere hingegen läugnen dieſes Phänomen gänzlich. Wirklich bin auch ich geneigt, anzunehmen, daß dieſes Anſchwellen, wovon große Gewäſſer anderer Gegenden der Welt nichts ähnliches aufweiſen, bloß in der Einbildung gegründet ſei; wenn man indeß bedenkt, daß die älteſten Einwohner des Landes eine ſolche periodiſche Ebbe und Fluth bemerkt haben wollen, und daß das Gegentheil noch nicht unwiderſprechlich bewieſen iſt, ſo fordert die Vorſicht, daß man ſein Urtheil für jezt noch zurückhält. Ein Mann, deſſen Wohnung dicht an dieſem See, nicht weit von Kingſton lag, und den die Beſchaffenheit ſeines Amtes beſſer als viele andere ſeiner Landesleute in den Stand ſetzte, Beobachtungen über dieſen Gegenſtand anzuſtellen, ſagte mir, er habe den Zuſtand des Sees ſeit den funfzehn Jahren, welche er nahe an ſeinen Ufern verlebt, mit großer Genauigkeit beobachtet, und ſei der Meinung, daß keine periodiſche Ebbe und Fluth in demſelben ſtatt fände. Merkwürdig iſt es indeß, daß mehrere der älteſten weißen Bewohner dieſer Gegend ihm vorher geſagt hatten, daß das Waſſer des Sees im Jahre 1795 ſteigen würde, welches auch im Sommer dieſes Jah-

res richtig eingetroffen ist. Er ist übrigens der Meinung, daß dieses Steigen keinesweges festen Natur-Gesetzen unterworfen, sondern einzig und allein zufälligen Ursachen zuzuschreiben sei. Er glaubte, daß, wenn auch das Wasser des Sees nicht so hoch gestiegen wäre, als es wirklich der Fall war, die Leute es dennoch für höher gehalten haben würden; so wie denn auch bei früheren Gelegenheiten die Einbildungskraft derselben im Spiele gewesen sein möchte. Was ihn zu dieser Meinung veranlaßte, ist folgender Umstand: Als der See im Jahre 1795 zu einer so ungewöhnlichen Höhe gestiegen war, forschte er verschiedene der ältesten Leute über diesen Gegenstand aus, und erkundigte sich bei ihnen vorzüglich nach dem Verhältnisse der Höhe des Wassers bei dieser und bei vorigen Gelegenheiten. Sie antworteten alle, das Wasser sei jezt nicht höher, als sie es immer zur Zeit des periodischen Steigens gefunden hätten. Nun war aber ein kleines Gehölz, welches sich neben dem Garten dieses Mannes befand, und dessen mehrsten Bäume wenigstens dreißig Jahre alt sein mußten, in diesem Jahre gänzlich von dem ausgetretenem Wasser des Sees zerstört worden; er schloß daher, daß wenn die Fluth jemahls vorher so stark gewesen wäre, auch dieses Gehölz durch die Gewalt des Wassers bereits gelitten haben müsse. — Wirklich widerstreitet dieser Umstand dem, was die Leute von der Höhe des Wassers gesagt hatten, aber er beweiset doch eigentlich nichts weiter, als daß das Wasser bei dieser Gelegen-

heit höher gestiegen ist, als man es seit dreißig Jahren bemerkt hatte. Man kann daraus keinesweges schließen, daß es nicht seit der Periode zur bestimmten Zeit die Gränzen seiner gewöhnlichen Höhe überstiegen habe.

Was Herr Carver über diesen Gegenstand sagt, unterstützt die Meinung, daß das Wasser dieses Sees steige. „Bald hätte ich," sagte er, „vergessen, bei „der Beschreibung dieses engen Passes (der Mitschilli„makinac-Straße zwischen den Seen Mitschigan und „Huron) eines außerordentlichen Umstandes Erwähnung zu thun. Nach den Beobachtungen, welche „die Franzosen angestellt haben, als sie im Besitze „des Forts daselbst waren, findet, wiewohl keine täg„liche Fluth oder Ebbe, doch eine periodische Verän„derung in diesen Gewässern statt. Man bemerkte, „daß das Wasser nach und nach auf eine beinahe „unmerkliche Art stieg, bis es die Höhe von drei „Fuß erreicht hatte. Dieses Steigen war in sieben „und einem halben Jahre vollendet. In einem gleichen „Zeitraume fiel das Wasser eben so allmählig, bis es „wieder zu seiner ursprünglichen Höhe gekommen war, „so daß die ganze unerklärbare Revolution eine Zeit „von funfzehn Jahren erforderte. Als ich mich da„selbst aufhielt, konnte die Wahrheit dieser Aussage „nicht durch die Engländer bestätiget werden, denn „sie waren erst seit wenigen Jahren im Besitze des „Forts gewesen. Darin kamen sie indeß alle überein,

„daß in Ansehung der Breite des Passes eine merk-
„liche Veränderung statt gefunden habe."

Es ist wirklich zu bedauren, daß auch in den folgenden Jahren nicht mehr Licht über diese Sache verbreitet worden ist; denn seitdem das Fort im Besitze der Engländer ist, haben sich Männer, die im Stande gewesen wären, die Wahrheit der gemachten Beobachtungen gehörig zu prüfen, niemahls die dazu erforderliche Zeit daselbst aufgehalten. Es wird wirklich eine große Reihe genauer Beobachtungen erfordert, wenn man der Sache auf den Grund kommen will. So viel weiß man, daß bei feuchter Witterung das Wasser viel über seine gewöhnliche Höhe steigt, bei sehr trockener hingegen beträchtlich fällt; man müßte daher genau auf die Menge des fallenden Regens und auf die Verdünstung sehen, und alsdann untersuchen, wie die Höhe des Wassers dadurch verändert wird. Ohne diese Untersuchung würde man im siebenten Jahre, wenn der See höher wäre, unmöglich bestimmen können, ob diese Veränderung desselben dem Wetter zuzuschreiben, oder unter die unerklärbare Naturerscheinung zu rechnen sei. Auch müßte man zugleich mit genauer Aufmerksamkeit die Winde beobachten, sowohl in Ansehung ihrer Richtung als ihrer Stärke, denn beide haben auf den Wasserstand einen sehr bedeutenden Einfluß. Bei Fort Erie, welches am östlichen Ende des Sees liegt, bemerkte ich, daß das Wasser im Verlaufe von einigen Stunden volle drei Fuß fiel, und zwar weil der Westwind, der seit

vielen Tagen geherrſcht hatte, in einen Oſtwind über=ging. Auch müſſen ſolche Beobachtungen nicht allein an Einer Stelle der Küſten eines der Seen, ſondern an mehreren Stellen zugleich angeſtellt werden, weil das Waſſer (aus uns unbekannten Gründen) in be=ſonderen Gegenden derſelben anſehnlich und allmählig auf die Ufer eingewirkt hat, an anderen hingegen zu=zurück getreten iſt. So iſt jezt z. B. zwiſchen dem ſteinernen Hauſe (stone house) im Fort Niagara und dem See kein größerer Raum, als etwa zehn Schrit=te; obgleich anfangs ein großer Garten zwiſchen bei=den lag. Auch iſt eine Waſſerbatterie, die, zu An=fange des jetzigen Krieges, oberhalb der Mauern des Fort am Ufer aufgeführt wurde, im Verlaufe von zwei Jahren durchaus vom Waſſer weggeſpühlet wor=den, ſo daß kaum eine Spur davon übrig geblie=ben iſt.

Wenn in der Zukunft das Land bevölkerter und reicher werden wird, ſo werden ſich auch ohne Zwei=fel Männer finden, die Muße haben, durch die nöthi=gen Beobachtungen und Verſuche zu zeigen, ob die Seen wirklich einer periodiſchen Veränderung unter=worfen ſind oder nicht. Für jezt ſind die Bewohner der Ufer derſelben zu ſehr mit Handel und Ackerbau beſchäftiget, als daß ſie ſich mit Spekulationen abge=ben ſollten, die, ſo viel Angenehmes ſie auch für den Naturforſcher haben, doch den Bewohnern die=ſer Gegend im Ganzen keinen weſentlichen Vortheil verſchaffen können.

Viele Leute sind der Meinung, daß die Gewässer des Ontario-Sees nicht nur alle sieben Jahre steigen und fallen, sondern daß auch sehr oft alle vier und zwanzig Stunden Ebbe und Fluth in denselben statt finde. An Bord des Schiffes, auf welchem ich über den See fuhr, waren auch einige Herren aus dieser Gegend, die versicherten, daß man in der Canti-Bai eine regelmäßig eintretende Ebbe und Fluth wahrnehmen könne. Um sich selbst davon zu überzeugen, waren diese Männer bei einer Mühle am obern Ende der Bai oft mehrere Stunden lang stehen geblieben, und hatten deutlich bemerkt, daß das Wasser alle vier Stunden vier Zoll hoch stieg, und alsdann wieder fiel. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß diese Erscheinung an dem genannten Orte dem Einflusse der Winde zuzuschreiben sei, denn man bemerkt kein solches regelmäßiges Steigen und Fallen weder zu Niagara, noch zu Kingston, noch an den offenen Ufern des Sees. Der Gestalt der Canti-Bai zu Folge muß in derselben nothwendigerweise die Höhe des Wassers bei der geringsten Veränderung des Windes verschieden ausfallen. Diese Bai ist eine lange gekrümmte Einfahrt (inlet), die am obern Ende enger wird, wie ein Trichter. Unter solchen Umständen wird nicht allein das Drehen des Windes eine Veränderung in der Höhe des Wassers dieser Bai, und vorzüglich in ihrem äußersten Ende hervorbringen, sondern man würde, da das Wasser nach einen Punkt zusammengedrängt wird, auch dann ein Steigen und

Fallen bemerken müſſen, wenn der Wind eine und dieſelbe Richtung, entweder nach dem obern oder nach dem untern Theile der Bai, nimmt, oder wenn er zu einer Zeit des Tages mehr oder minder ſtark geht. Nun iſt es aber ein ſeltener Fall, daß der Wind zu irgend einer Zeit bei Tage oder bei Nacht in zwei gegebenen Stunden genau mit derſelben Kraft bläſt, als es in den vorhergegangenen zwei Stunden der Fall geweſen iſt; es wird alſo bei jedem neuen Winde im obern Theile der Bai eine Veränderung der Höhe des Waſſers bemerkt werden müſſen, die mit Ebbe und Fluth Aehnlichkeit hat. Ich habe nie gehört, daß man dieſes Anſchwellen bei einer vollkommenen Windſtille bemerkt haben will; da doch, wenn hier eine regelmäßige Ebbe und Fluth ſtatt fände, dieſelbe auch unter dieſen Umſtänden beobachtet werden müßte.

Kehren wir zu unſerer Waſſerfahrt zurück. — Wenige Stunden nach unſerer Abfahrt von Kingſton (den 7ten Nov.) bekamen wir eine Windſtille, ſo daß unſer Fahrzeug während der ganzen Nacht nur einen kleinen Weg zurücklegen konnte. Frühmorgens am 8ren erhob ſich indeß ein günſtiger Wind, mit dem wir ſo geſchwinde ſeegelten, daß wir noch vor Mittage das Land aus den Augen verlohren. Unſere Fahrt war auf keine Weiſe von einer Reiſe auf dem Ozean verſchieden; das Schiff wurde nach dem Kompaſſe regiert, das Log wurde regelmäßig geworfen, der zurückgelegte Weg in das Logbuch eingetragen, und

überhaupt alles, was an Bord vorging, genau niedergeschrieben. Wir seegelten, ohne Land zu erblicken, bis Abends den 9ten ununterbrochen fort, da wir denn in der Gegend von Toronto, an der nördlichen Seite des Sees, die blauen Berge zu Gesichte bekamen, welche aber bald wieder verschwanden. Die Ufeer des Sees sind, ausgenommen an dieser Stelle, flach und sandig. Dies ist die Ursache warum man, bei der Ueberfahrt, gewöhnlich in wenigen Stunden das Land aus den Augen verliert.

Mit Anbruche des folgenden Tages (den 10ten September) zeigten sich die Stadt und das Fort Niagara unter dem Libow. Da der Wind günstig war, so durften wir hoffen in wenigen Stunden die Stadt zu erreichen; wir waren indeß kaum bis zu den Bänken an der Mündung des Niagara-Flusses gekommen, als sich der Wind plötzlich drehte. Durch Laviren über dieselben wegzukommen war nicht möglich, wir sahen uns daher genöthiget etwa zwei Meilen vom Fort die Anker auszuwerfen. — Das Fort nimmt sich vom Wasser äußerst schön aus; die Stadt hingegen, die mit dem Flusse in einerlei Richtung läuft, und von welcher man auf dem See weiter nichts sehen kann, als die wenigen schlechten Häuser am nächstliegenden Ende, zeigt sich in einem nicht sehr vortheilhaften Lichte. Als wir gefrühstücket und und unsere Reisekleider mit anderen vertauscht hatten, um in der Hauptstadt von Oberkanada, dem Brennpunkte aller vornehmern der ganzen Provinz, mit An-

ſtande erſcheinen zu können, wurde das Boot des Schooners in das Waſſer gelaſſen, und wir landeten mit denjenigen Paſſagieren, die Luſt hatten an das Ufer zu gehen, bei der Miſſiſſaguis-Spitze, von welcher ein angenehmer Weg von einer Meile, größtentheils durch Holzungen, nach der Stadt Niagara läuft.

Dieſe Spitze hat ihren Nahmen von den Miſſiſſaguis-Indianern bekommen, deren viele auf derſelben ihr Lager aufgeſchlagen haben. Der Stamm der Miſſiſſaguis bewohnet die Ufer des Ontario-Sees, und iſt einer der anſehnlichſten in dieſer Gegend. Die Männer unter ihnen ſind im Allgemeinen ſehr beherzt, und werden für vortreffliche Jäger und Fiſcher gehalten; doch ſollen ſie nicht ſo kriegeriſch ſein, als die übrigen benachbarten Nationen. Die Farbe ihrer Haut iſt dunkler als die der übrigen Wilden, welche ich zu ſehen Gelegenheit hatte; einige unter ihnen ſind faſt ſo ſchwarz wie Neger. Sie ſind äußerſt unreinlich und ſchmutzig, vorzüglich die Weiber. Der Geruch der lezteren iſt, des ranzigen Fettes und Thranes wegen, womit ſie das Haar, den Hals und das Geſicht einſalben, in warmen Tagen ſo unerträglich, daß man ſich immer einige Schritte von ihnen entfernt halten muß. Als wir zu Niagara ankamen, fanden wir in verſchiedenen Gegenden der Stadt eine große Anzahl dieſer Wilden, welche haufenweiſe umhergingen, und den Verluſt eines ihrer geſchätzteſten und erfahrenſten Anführers beklagten. Dieſer Mann, der Wompakanon hieß, war, wie ich hörte, in einer Schlägerei

zu Toronto, in deſſen Nachbarſchaft das vornehmſte Dorf der Miſſiſſaguis-Indianer liegt, von einem Weißen getödtet worden. Die übrigen Anführer riefen ſogleich ihre Krieger zuſammen, und begaben ſich mit ihnen nach Niagara, wo ſie den Weißen bei der Brittiſchen Regierung förmlich verklagen wollten. Um ſie zu beſänftigen, ließ der kommandirende Officier der Garniſon anſehnliche Geſchenke, nebſt einem großen Vorrathe von Rum und Lebensmitteln, unter ſie austheilen. Am Tage vor unſerer Ankunft hatten ſie ſich alle, nach ihrer Gewohnheit, den Freuden dieſes Feſtes überlaſſen, als aber der Rum ausgetrunken war ſchienen ſie den Verluſt des armen Wompakanon noch eben ſo tief zu fühlen, als vorher. Bloß die Furcht, die Brittiſche Regierung gegen ſich aufzubringen, hatte ſie abgehalten, öffentliche Gewaltthätigkeiten bei dieſer Gelegenheit auszuüben; indeß hörte ich von einem Beamten beim Indianiſchen Departement, der den Charakter der Wilden genau kennt, daß der Tod eines beliebten Chefs, nach ihrer Meinung, nur durch Blutvergießen gerächt werden könne, und daß ſie ſicher einen Weißen, ſelbſt wenn er vollkommen unſchuldig ſei, bei der erſten Gelegenheit tödten würden, ſei es auch erſt nach zwanzig Jahren.

Die Miſſiſſaguis verſorgen die Einwohner Kingſton's, Niagara's und der verſchiedenen Städte am See reichlich mit Wildpret und Fiſchen, deren Werth ſie nach Flaſchen Rum und Broten beſtimmen. Wir wurden zu Kingſton von Jemanden, bei dem wir zu

Mittage aßen, mit einem vortrefflichen großen Wildpretsbraten und einem Lachse, der wenigstens 50 Pf. wog, bewirthet, die beide von einem dieser Wilden für eine Flasche Rum und ein Brot (welches zusammen kaum einen halben Thaler werth sein mochte) eingehandelt worden waren. Wie ich hörte, war der Wilde sehr zufrieden, denn er glaubte einen außerordentlich guten Tausch getroffen zu haben.

Die Wilden fangen die Lachse und andere große Fische auf folgende Art: Zwei Männer fahren des Nachts in einem Kanot aus; der eine sitzt im Hintertheile desselben und rudert, der andere steht im Vordertheile mit einem Spieße, über einer angezündeten Fackel. Die Fische werden von dem Lichte angezogen, und der Harpunirer durchsticht sie alsdann. Die Wilden sind hierin so geschickt, daß sie ihr Ziel nur selten verfehlen.

Der Ontario-See und alle Flüsse, welche sich in denselben ergießen, haben einen Ueberfluß an vortrefflichen Lachsen und verschiedenen anderen Seefischen, die der St. Laurenz hinaufführt. Auch befindet sich in diesem See eine große Anzahl Süßwasser-Fische, unter welchen viele unbekannte Arten sein sollen. Fast alle Theile des St. Laurenz sind sehr reich an Fischen; Viele glauben daher, daß das Land durch die Fischerei, vorzüglich durch den Lachsfang, mehr gewinnen würde, als selbst durch den Pelzwerk-Handel. Auch Seewölfe und Seekühe, die von 1000 bis 2000 Pfund wiegen, sollen im Ontario-See getroffen

worden sein; doch zweifeln Einige an der Richtigkeit dieser Behauptung. So viel ist indeß ausgemacht, daß man, bei der Befahrung dieses Sees, Thiere von ungeheurer Größe häufig auf der Oberfläche des Wassers spielen sieht. Von den großen Fischen ist der Stör einer der gewöhnlichsten; man findet ihn nicht allein im Ontario-See, sondern auch in den anderen Seen, die nicht in unmittelbarer Verbindung mit dem Ozean stehen. Der Stör, den man in den Seen fängt, wird seines Thranes wegen geschätzt; sein Fleisch hat keinen guten Geschmack. Ueberhaupt ist auch das Fleisch der Störe, welche man nordwärts vom James-Flusse in Virginien findet, selten gut und wird fast gar nicht gegessen.

Der Niagara-Fluß läuft genau in einer südlichen Richtung, und ergießt sich in den Ontario-See am südlichen Gestade, etwa 30 Meilen ostwärts von dem westlichen Ende des Sees. Er ist an seiner Mündung etwa 300 Yards (900 Fuß) breit, und von allen anderen Flüssen, welche vom Ontario-See aufgenommen werden, bei weitem der größte. An der östlichen Seite des Flusses befindet sich das Fort, welches jezt den vereinigten Staaten gehört; an der entgegengesetzten oder Brittischen Seite liegt die Stadt, die allgemein unter dem Nahmen Niagara bekannt ist, obgleich sie von der Legislatur Newark genannt wurde. Der ursprüngliche Nahme der Stadt war Niagara, nachher wurde sie Lenox, alsdann Nassau, und zulezt Newark genannt. Es ist wirklich zu bedauren,

daß

daß man die Indianiſchen Namen, die ſo ſchön und wohlklingend ſind, mit anderen vertauſcht hat. Newark, Kingſton und York erſetzen die urſprünglichen ſchönen Nahmen dieſer Städte: Niagara, Kadaragui, Toronto keinesweges. — Die Stadt Niagara iſt von jeher die Hauptſtadt von Unterkanada geweſen, und iſt es noch; doch, iſt ehe wir daſelbſt ankamen, der Befehl eingelaufen, daß der Sitz der Regierung von derſelben nach Toronto verlegt werden ſolle, welcher Ort weiter von den Gränzen der vereinigten Staaten entfernt liegt, und daher zweckmäßiger zur Zuſammenkunft der Legislatur gehalten worden iſt. Man iſt im Allgemeinen mit dieſer beabſichtigten Veränderung gar nicht zufrieden, weil Niagara den mehrſten bequemer gelegen iſt als Toronto; indeß glaubt man, es werde nicht dazu kommen, denn der Gouverneur, der dieſe Veränderung vorgeſchlagen hat, iſt verſetzt worden. Uebrigens ſollte, dem Plane zu Folge, durch die Verlegung des Sitzes der Regierung ein Schritt zu einer anderen Veränderung gethan werden: es ſollte eine neue Stadt, welcher man den Nahmen London beſtimmt hatte, an dem Fluſſe erbauet werden, der ehemahls la Trenche hieß, ſeit der Zeit aber die Themſe genannt wurde, und ſich in den See St. Clair ergießt. Dieſe Stadt ſollte dann zum bleibenden Sitze des Gouvernements gemacht werden. Der Platz, den man für die Stadt beſtimmt hatte, war ſehr vortheilhaft gewählt. Er befindet ſich in einer geſunden, fruchtbaren Gegend, an einem ſchiffbaren Fluſſe im

Mittelpunkte der Provinz, von wo eine Wasserverbindung nach jeder Richtung statt findet. An den Ufern des Flusses befinden sich schon einige Niederlassungen, und der Zufluß der Ansiedler nach dieser Gegend wird immer größer; es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß der ausgesuchte Platz in Zukunft für sehr vortheilhaft gehalten werden wird, um die Hauptstadt daselbst zu gründen. Wollte man aber den Sitz der Regierung sogleich an einen Ort verlegen, der nicht viel mehr als eine Wildniß ist, und noch dazu so entfernt von den volkreicheren Gegenden der Provinz liegt, so würden durch solche Maaßregeln zahllose Unbequemlichkeiten, und wahrscheinlich nicht die geringsten Vortheile erzeugt werden.

Die Stadt Niagara enthält an 70 Häuser, ein Rathaus, ein Gefängniß und ein Gebäude, in welchem sich die Legislatur versammelt. Die Häuser sind größtentheils alle von Holz. Diejenigen, welche dem See am nächsten liegen, sind sehr mittelmäßig; im obern Theile der Stadt hingegen trifft man verschiedene vortreffliche Wohnhäuser, die von den vornehmen Beamten der Regierung bewohnt werden. Die mehrsten Geschäftsmänner in Oberkanada sind in England erzogen worden; ein Umstand, der die Gesellschaft in der Hauptstadt angenehm machen muß, sie mag sich auch befinden wo sie will. Nur wenige Städte in Nordamerika können sich eines schnellern Aufblühens rühmen, als die kleine Stadt Niagara, denn fast alle Häuser derselben sind seit den lezten fünf Jahren auf-

gebauet worden. Niagara wird immer ansehnlicher und größer, welches dem Zunehmen des Handels nach den hintern Gegenden längs den Ufern der obern Seen, der allein in dieser Stadt betrieben wird, so wie auch dem häufigen Auswandern der Staaten-Bewohner, von denen sich die mehrsten hier niederlassen, zuzuschreiben ist. Die Beweggründe, welche die Bürger der vereinigten Staaten haben, nach den Brittischen Besitzungen auszuwandern, sind bereits angegeben worden. Der Zufluß der Menschen nach der Stadt Niagara und ihrer Nachbarschaft ist so ansehnlich gewesen, daß, seit drei Jahren, der Werth der Pferde, Lebensmittel und aller Bedürfnisse des Lebens beinahe funfzig Procent gestiegen ist.

Die Ufer des Niagara-Flusses sind steil und hoch, und haben an beiden Seiten sehr weitläuftige Ebenen. Die Stadt liegt oben auf dem westlichen Ufer, etwa funfzig Schritte vom Wasser entfernt. Sie hat ein freundliches Ansehen, und man hat von ihr eine schöne Aussicht auf den See und auf die entfernten Ufer. Da sie ziemlich hoch liegt, so sollte man glauben, sie müsse einen besonders gesunden Aufenthalt abgeben; aber unglücklicherweise findet gerade das Gegentheil statt. Als wir in der Stadt ankamen, mußten wir bei vier verschiedenen Gasthöfen vorfahren, ehe wir unterkommen konnten. Die Leute des Wirthshauses, wo wir zuerst anhielten, lagen so schwer am Fieber darnieder, daß sie uns nicht aufnehmen konnten. Wir hörten hier, es sei in der gan-

zen Stadt kein Haus, in welchem ſich nicht mehr oder weniger Fieberkranke befänden. In einigen Häuſern waren ganze Familien bettlägerig, und auf dem Fort, an der entgegengeſetzten Seite des Fluſſes, war die ganze neue Garniſon, bis auf einen Korporal nnd neun Mann, außer Stand geſetzt, Dienſte zu thun. Natürlich gerieth jeder von unſerer Geſellſchaft, als wir in einer Stadt ankamen, wo Epidemien herrſchten, in die größte Beſtürzung; aber man verſicherte uns, die Gefahr angeſteckt zu werden, ſei jezt vorüber, alle gegenwärtige Kranken wären ſchon vor mehreren Wochen befallen, und ſeit vierzehn Tagen habe kein Einziger die Krankheit bekommen, der nicht ſchon im Verlauf des Sommers unpäßlich geweſen wäre. Zur Vorſicht nahm indeß jeder von der Geſellſchaft des Morgens nüchtern ein Glas Branntwein, mit einem Löffel voll China, zu ſich. Man hält dieſes für eins der ſicherſten Vorbauungsmittel, und die, welche es regelmäßig nehmen, werden nur ſelten vom Fieber befallen.

Nicht allein die Stadt Niagara und ihre Nachbarſchaft iſt ſehr ungeſund, ſondern auch faſt jeder Theil von Oberkanada und des Gebietes der vereinigten Staaten, der an die Seen gränzt. Die ungeſunde Jahreszeit fängt in der Mitte des Julius an, und hört etwa in der erſten Woche des Septembers, wenn die Nächte kalt werden, wieder auf. Intermittirende Fieber ſind die gewöhnlichſten Krankheiten; aber in einigen Gegenden des Landes leiden auch die Einwoh-

ner viel von anhaltenden Fiebern, deren Art nach den besonderen Distrikten, in welchen sie herrschen, verschieden ist. So werden die Bewohner der Gegend, welche an den Genesee-Fluß gränzt, der sich an der südlichen Seite in den Ontario-See ergießt, häufig von einem sehr bösartigen Fieber befallen, welches gewöhnlich das Genesee-Fieber genannt wird, und jährlich viele Menschen wegrafft. In der Gegend am Miami-Flusse, der sich innerhalb des nordwestlichen Gebietes der Staaten in den Erie-See ergießt, ist wieder eine andere Fieberart im Schwange. Uebrigens scheint man die Natur dieser verschiedenen Fieber noch nicht genau zu kennen. In den hintern Gegenden Nordamerika's trifft man nur selten einen Arzt, und wäre auch das Gegentheil der Fall, so liegen doch die Niederlassungen zu weit auseinander, als daß ein Arzt großen Nutzen schaffen könnte.

Es ist merkwürdig, daß die Amerikaner, ungeachtet ärztliche Hülfe in den hintern Gegenden so selten ist, doch bei der Veränderung ihres Wohnortes selten oder niemahls darauf sehen, ob der Theil des Landes, zu welchem sie sich begeben, gesund oder ungesund ist. Sind die Ländereien einer Gegend denen einer andern in Ansehung der Fruchtbarkeit vorzuziehen, ist ein schiffbarer Strom in der Nachbarschaft, oder befinden sich andere Bequemlichkeiten dabei, sind sie wohlfeil und ist zu vermuthen, daß ihr Werth noch steigen werde, so wandert der Amerikaner mit Freuden dahin, das Klima mag der Gesundheit so

nachtheilig ſein, wie es wolle. Kein Jahr geht vorüber, wo nicht eine große Anzahl Menſchen die ſchönen, geſunden Ufer des Susquehannah-Fluſſes verläßt, und ſich in die Gegend am Geneſee begiebt, wo unter zehn Menſchen, während des Herbſtes, kaum einer von bösartigen Fiebern befreiet bleibt. Aber das Land, welches an den Susquehannah gränzt, iſt im Allgemeinen ärmlich. Das Erdreich am Geneſee hingegen iſt an vielen Stellen ſo fett, daß, wenn es nicht durch wiederholten Maisbau etwas ausgeſogen wird, der Weizen viel zu üppig, oder wie man zu ſagen pflegt, bloß zu Stroh wächſt. Wo er ohne ſolche Vorbereitung ausgeſäet wurde, hat man oft gefunden, daß die Halme 14 bis 15 Fuß lang wurden, und zwei Drittel ihrer Länge auf dem Boden lagen.

Nahe am Niagara-Fluſſe, etwa drei Viertelmeilen von der Stadt, ſteht ein Gebäude, welches Navyhall genannt wird, und den See-Offizieren zur Winterszeit, wenn die Schiffe abgetakelt werden, zur Wohnung dient. Ihm gegenüber befindet ſich ein geräumiger Schiffsplatz, wo die Fahrzeuge im Winter vor dem Eiſe ſicher liegen, und der das Landen der Waaren erleichtert, wenn die Schiffahrt offen iſt. Alle Schiffsladungen, die den See hinan und nach Niagara gehen, werden hier aus Land geſetzt. Dicht neben dieſem Schiffsplatze ſtehen große Waarenhäuſer, die theils der Krone zugehören, theils Privateigenthum ſind. Navyhall iſt jezt von den Truppen eingenommen, weil das Fort an der entgegen geſetzten

Seite des Fluſſes, wo ſie vorher in Garniſon lagen, der lezten Unterhandlung zwiſchen England und den vereinigten Staaten zu Folge, abgetreten worden iſt. Die Mannſchaft wird indeß nur ſo lange in Navyhall bleiben, bis für dieſelbe ein Blockhaus aufgeführt iſt, mit deſſen Baue man ſchon bei meiner Anweſenheit beſchäftiget war.

Das Fort Niagara ſteht an der Mündung des Fluſſes, auf einer Landſpitze, deren eine Seite vom Fluſſe, und die andere vom See beſpühlt wird. Nach dem Waſſer zu iſt es mit Palliſaden verſehen, hinter denen ſich, an der Seite, die nach dem Fluſſe geht, eine hohe, mit Schießſcharten verſehene, Schanze erhebt. An der Seite nach dem Lande zu iſt es mit verſchiedenen Batterien, Reduten und parallel liegenden Faſchinen verſehen. An den Thoren und an verſchiedenen andern Stellen befinden ſich ſtarke Blockhäuſer, und dem See gegenüber, innerhalb der Palliſaden, ſteht ein großes, ſteinernes Haus, welches befeſtiget iſt. Das Fort nimmt, mit den Außenwerken, an fünf Morgen Landes ein. Um es gehörig zu vertheidigen, würden wenigſtens 30 bis 40 Stücke ſchweres Geſchüz, und eine Garniſon von 500 Mann erforderlich ſein. Die Föderal-Garniſon beſteht indeß nur aus 50 Mann; und 4 kleine Feldſtücke, die an den vier Ecken des Forts aufgepflanzt ſind, machen das ganze Geſchüz aus. Dieſes Fort wurde von den Franzoſen erbauet, und machte ein Glied der großen Kette von Poſten aus, welche ſie längs den Seen

und den westlichen Gewässern anlegten. Man machte mit dem Baue des steinernen Hauses den Anfang, nachdem die Indianer feierlich hatten versprechen müssen, daß sie die Arbeiter bei ihren Beschäftigungen nicht stören wollten. Die Indianer thaten dieses Versprechen ohne Umstände, weil es, nach ihren Grundsätzen, nicht mit der Gastfreundschaft bestehen konnte, Fremden innerhalb ihres Gebietes ein Obdach gegen die Unfreundlichkeit des Wetters zu versagen. Aber wie erstaunten sie, als sie ein Gebäude vollendet sahen, das so sehr von anderen Häusern verschieden war, und von dem sie vorher gar keinen Begriff gehabt hatten. Jezt fingen sie an zu argwöhnen, die Fremden könnten vielleicht Absichten haben, die ihrem Vortheile zuwider wären, und wünschten sie wieder aus ihrer neuen Wohnung zu vertreiben — aber es war zu spät. Auf der Flur des Hauses hatte man einen Brunnen gegraben, um immer Vorrath an Wasser zu haben. Das Haus wurde mit Provision versehen; als daher die Thüren einmahl verschlossen waren, konnten die Bewohner desselben, in Ansehung feindlicher Angriffe der Wilden, vollkommen ruhig sein. Nach und nach wurde das Haus mit Festungswerken versehen, so daß es im Jahre 1759 so fest war, daß es dem Angriffe der Truppen unter der Anführung Sir William Johnston's eine Zeit lang Trotz bieten konnte. Als das Fort den Engländern in die Hände fiel, wurden die Festungswerke noch ansehnlich verbessert. Das steinerne Haus ist ein

ſehr geräumiges Gebäude, und dienet jezt, wie vormahls, den vornehmſten Offiziers der Garniſon zur Wohnung. Im hintern Theile deſſelben befindet ſich ein großes Zimmer, aus deſſen Fenſtern man eine prächtige Ausſicht auf den See und auf die entfernt liegenden Berge hat. Dieſes Zimmer war ehemahls das Speiſegemach der Offiziers und ein Muſter von Sauberkeit; jezt aber halten es die Herren für bequemer, in einer der Küchen zu ſpeiſen, und das ſchöne Zimmer iſt gänzlich in Verfall gerathen. Ueberhaupt ſtellt jezt jeder Theil des Forts ein Gemählde der Vernachläſſigung und ſchlechter Wirthſchaft dar. Die Reinlichkeit der Soldaten iſt nicht größer als die ihrer Wohnungen. Obgleich es Sonntag war, als wir das Fort beſuchten, an welchem Tage in den Staaten ſelbſt der gemeine Soldat einer Garniſon ſich mehr herausputzt, als an anderen, ſo waren doch die mehrſten derer, die ich hier ſah, ſo ſchmutzig, als ob ſie eine Woche lang ohne Aufhören Schanzarbeiten verrichtet hätten. Ihre gräßlichen Bärte und Köpfe zeigten an, daß ſich ihrem Geſichte ſeit mehreren Tagen kein Scheermeſſer, und ihrem Haare kein Kamm genähert hatte; ihre Wäſche war ſchmutzig, ihre Gewehre waren mit Roſt überzogen, und ihre Kleider zerlumpt. Daß die Kleider und Rüſtungen dieſer Leute nicht beſſer ſind, iſt nicht zu bewundern, wenn man bedenkt, wie ſchlecht für die weſtliche Armee der Staaten in dieſer Hinſicht geſorgt wird; ſonderbar iſt es indeß, daß die Offiziers eben ſo

wenig Freunde der Reinlichkeit ſind, als ihre Soldaten. Die Garniſonen der Staaten an den Gränzen haben alleſamt mehr durch Krankheiten gelitten, als die Brittiſchen; welches, wie ich glaube, größtentheils ihrer Unreinlichkeit zuzuſchreiben iſt, denn dieſe Menſchen ſind übrigens ſo rüſtig und ſtark, als möglich. Die weſtliche Armee der Staaten iſt gleich beim Abmarſche auf eine ſchändliche Art vernachläſſiget worden. Ich ſelbſt habe zu Philadelphia vom damahligen Oberbefehlshaber, General Wayne, gehört, daß, gleich beim Anfange ihres Marſches in den Wäldern, mehr als zwei Drittel der Leute zu gleicher Zeit von der Ruhr befallen worden ſind, und daß die Wundärzte auch nicht einmahl einen Medizin-Kaſten mit ſich geführt haben. Auch würde der größere Theil der Truppen hingerafft worden ſein, wenn nicht glücklicherweiſe, nachdem allerlei vergebens verſucht war, einer der jungen Wundärzte in der Wurzelrinde einer gewiſſen gelben Pappelart ein kräftiges Mittel gegen dieſe Krankheit entdeckt hätte. Oft, ſagte der General, ſei ſeine Armee, der Sorgloſigkeit der Kommiſſarien wegen, ſehr nahe dabei geweſen, Hunger zu leiden. Wirklich iſt die Armee, ſelbſt noch ganz neuerlich, ſo ſchlecht mit Proviſion verſehen geweſen, daß der General auf die Anzeige der Brittiſchen Offiziers, daß ſie Befehl bekommen hätten, zu Folge des Traktats ihre Poſten zu verlaſſen, und daß ſie dieſes auch thun würden, ſobald er Beſitz davon nehmen wolle, antworten mußte: er könne unmöglich einen Marſch

von mehreren Wochen unternehmen, wenn die Brittischen Offiziers seine Armee nicht mit einer ansehnlichen Menge Provision versorgen wollten. Der Föderalarmee wurden von der Brittischen, auf eine großmüthige Art, 50 Fässer Schweine-Pöckelfleisch ausgeliefert; demungeachtet erschien jene erst eine geraume Zeit nach dem Tage, der zur Abtretung der Posten angesetzt worden war. Die Föderalarmee besteht größtentheils aus Irländern und Deutschen, die als Redemptioners herüber gebracht, und sobald sie ans Land kamen, angeworben wurden, noch ehe sie erfahren konnten, daß der Arbeitslohn in den vereinigten Staaten sehr ansehnlich sei. Die Eingebohrnen des Landes lieben den Gewinnst zu sehr, als daß sie mit dem Solde eines gemeinen vorlieb nehmen sollten.

Bis zur Ratifikation des Friedenstraktates lieferten die Amerikanischen Pressen eine Menge der gröbsten Schmähschriften auf die Brittische Regierung, weil sie, als die Unabhängigkeit der Staaten bereits anerkannt und Frieden geschlossen war, im Besitze des Forts Niagara blieb. Man bedachte nicht daß, wenn die Brittischen Truppen die Posten unmittelbar nach der Unterzeichnung des Traktates auf einmahl geräumt hätten, wahrscheinlicherweise die Festungswerke von den Indianern, in deren Territorien sie lagen, noch ehe sie von der Mannschaft der vereinigten Staaten in Besitz genommen werden konnten, zerstört worden wären. Kein Theil der Staaten-Armee war den Posten auf 100 Meilen nahe, und die Gegend, durch welche sie

hatten dahin marſchiren müſſen, war eine vollkommene Wildniß. Wäre aber auch die Armee früh genug zu den Poſten gelangt, ſo waren doch die Staaten unmittelbar nach dem Kriege nicht im Stande, dieſe ſo ſtark mit Mannſchaft zu beſetzen, als, bei den Feindſeligkeiten zwiſchen ihnen und den Wilden, zur Vertheidigung derſelben nothwendig geweſen wäre; es iſt daher gar nicht unwahrſcheinlich, daß ſie dieſelben bald wieder hätten räumen müſſen. Daß die Brittiſche Regierung dieſe Poſten bis jezt zurück behielt, war daher, ſo viel auch dagegen geſchrien wurde, für die Staaten ein ſehr glückliches Ereigniß; denn dieſem Umſtande haben es die Amerikaner zu verdanken, daß ſie jezt im Beſitze großer, wohleingerichteter Gränz-Feſtungen ſind, ohne nöthig gehabt zu haben, auf die Erbauung derſelben Koſten zu verwenden, oder ſie zehn Jahre hindurch (in welcher Periode ſie doch keinen großen Vortheil von denſelben gehabt haben würden) mit Mannſchaft zu beſetzen. Man muß übrigens nicht glauben, daß die Brittiſche Regierung bei der Zurückbehaltung dieſer Poſten Vortheil irgend einer Art für die neuen Staaten beabſichtigte. Man wußte gar wohl, daß die Staatenbewohner früher oder ſpäter begierig ſein würden, in den Beſitz der Forts zu kommen, welche innerhalb ihrer Territorien lagen, und von Fremden beſetzt waren. Bloß weil ſich einige Artikel in den Friedenstraktaten befanden, mit denen mehrere der Staaten nicht ganz zufrieden zu ſein ſchienen, behielt das Brittiſche Gouvernement die Po-

ſten zurück. Da man ſich im lezten Friedens = und Handlungstraktate über die ſtreitigen Punkte verglich, ſo wurden die Poſten den Staaten ohne Umſtände abgetreten. Bei Gelegenheit der Uebergabe derſelben überhäufte man in allen öffentlichen Blättern der vereinigten Staaten die Brittiſchen Offiziers, ihrer Höflichkeit und Artigkeit wegen, die ſie dabei gezeigt hatten, mit verdientem Lobe. Die Gärten der Offiziers befanden ſich bei der Uebergabe im höchſten Zuſtande der Vollkommenheit; ſo wie man es überhaupt an nichts, was auf irgend eine Art zur Bequemlichkeit und Zufriedenheit der Föderaltruppen etwas beitragen konnte, fehlen ließ.

Die mehrſten Staatenbewohner waren ganz voll von dem Gedanken, daß der Beſitz dieſer Poſten unendlich großen Vortheil für ſie haben müſſe; vorzüglich glaubten ſie vollkommen überzeugt zu ſein, daß ihnen dadurch der Handel auf den Seen, und wenigſtens drei Viertel des Pelzhandels (welcher lezztere, wie ſie ſagten, unbilligerweiſe und zu ihrem großen Schaden von den Brittiſchen Kaufleuten allein getrieben wäre) in die Hände geſpielt werden würde. Jezt ſind ſie im Beſitze derſelben, und ſehen ein, wie ſehr ſie ſich verrechnet haben.

Der übergebenen Poſten ſind vier, nähmlich Fort Oswego an der Mündung des Oswego=Fluſſes, der ſich in den Ontario=See, an der ſüdlichen Seite ergießt; Fort Niagara an der Mündung des Niagara=Fluſſes; Fort Detroit am weſtlichen Ufer des De=

troit-Flusses, und Mitschillimakinack an der Enge desselben Nahmens, zwischen dem Mitschigan- und Huronen-See. Von Oswego konnten die Engländer nicht den geringsten Vortheil ziehen. Die umliegende Gegend war, mehrere Meilen weit, ein dicker Wald, und wurde nur von einigen wenigen Wilden bewohnt, die überdies ihr Pelzwerk nach Kadaragui oder Kingston brachten, wo sie, der größern Zahl der Käufer wegen, besser bezahlt wurden, als zu Oswego. Auch lag der Fluß, an dessen Mündung das Fort steht, immer den Bewohnern der Staaten offen, die auf demselben einen kleinen Handel zwischen Neu-York und dem Ontario-See trieben, welches nicht immer von den Truppen des Forts verhindert werden konnte. Durch die Uebergabe dieses Ortes haben die vereinigten Staaten daher nichts weiter gewonnen, als was sie vorher schon hatten, und die Brittische Regierung ist jezt der Kosten, welche ihnen ehemahls eine unnütze Garnison von 50 Mann verursachte, überhoben.

Die Menge der Pelze, welche zu Niagara gesammelt werden, ist sehr beträchtlich, und da die Gegend umher gut bevölkert ist, so geht der Handel daselbst ziemlich gut von Statten. Da die Stadt, in welcher dieser Handel getrieben wird, an der Brittischen Seite der Gränzlinie liegt, so begaben sich die wenigen Kaufleute, die innerhalb der Gränzen des Forts wohnten, sogleich zu der andern Seite hinüber, als sie hörten, das Fort solle abgetreten werden. Durch den Besitz des Forts allein haben daher die Staaten

nicht den geringsten Theil des Handels auf den Seen bekommen. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß viele der Staatenbewohner es für vortheilhaft halten werden, sich, des Handels wegen, nahe beim Fort niederzulassen, denn die Brittischen Kaufleute an der entgegen gesetzten Seite sind, wie schon gesagt ist, im Stande, ihre Waaren, die sie den St. Laurenz heraufkommen lassen, für einen weit niedrigern Preis zu verkaufen, als diejenigen, welche dieselben von Neu-York bekommen. Was das Einsammeln des Pelzwerkes betrifft, so läßt sich nicht denken, daß die Wilden, die einen eingewurzelten Haß gegen die Bewohner der Staaten haben; die den Britten so sehr anhangen, und die ihre alten Freunde nicht leicht vergessen, ihr Pelzwerk Feinden bringen, und ihre Verbindung mit Leuten aufgeben werden, mit denen sie schon lange Zeit gehandelt haben, und die weit besser bezahlen können, als die Aufkäufer an der entgegen gesetzten Seite des Wassers.

Detroit ist von allen abgetretenen Plätzen der wichtigste, denn diese Stadt zählt wenigstens 1200 Einwohner. Seit der Uebergabe dieses Ortes ist indeß am entgegen gesetzten Ufer des Flusses, 18 Meilen weiter unten, eine neue Stadt angelegt, nach welcher sich bereits viele Pelzhändler begeben haben. Der größte Theil derselben ist zu Detroit geblieben; doch haben die Staaten wenige oder keinen von ihnen zu Bürgern bekommen, auch möchte dies fürs erste wohl schwerlich geschehen. Ein Punkt im Friedens- und

Handlungs-Traktate betraf auch die Pelzwerkhändler; man erlaubte ihnen nähmlich ein Jahr lang an Ort und Stelle zu bleiben, ohne daß sie deshalb verpflichtet wären, sich für irgend eine oder die andere Parthei zu erklären. Wenn sie, nach Verlauf dieser Zeit, sich entschließen würden, Brittische Unterthanen zu bleiben, so sollten sie auf keine Weise beeinträchtiget werden, sondern es sollte ihnen vergönnet sein, ihren Handel nach wie vor in seinem ganzen Umfange zu treiben *). Hieraus erhellet, daß der Theil des Pelzhandels, den die Engländer durch die Abtretung dieses Ortes verlieren werden, sehr unbedeutend ist.

Der vierte Posten, Mitschillimakinak, ist ein kleines Fort, welches auf einer Insel liegt. Die Agenten

*) Man hat, von Seiten der Staaten, auf diesen Theil des Traktates keinesweges strenge geachtet. Die Offiziers der Föderalarmee eigneten sich, ohne deshalb um Erlaubniß gebeten zu haben, und ganz gegen den Wunsch verschiedener der übrig gebliebenen Brittischen Einwohner, mehrere derjenigen Häuser und Magazine zu, deren Besitzer sich nach der neuen Stadt begeben und erklärt hatten, daß sie nicht Bürger der Staaten werden wollten. Auch sind viele der Einwohner aufgefordert worden, Kriegsdienste zu thun, wovon sie doch, als Brittische Unterthanen, vermöge eines Artikels im Traktate, frei sind. Als wir uns zu Detroit aufhielten, versammelten sich die Brittischen Unterthanen, und setzten ein Memorial auf, worin sie ihre Klagen deshalb vortrugen. Man gab es uns zur Besorgung, und wir überreichten es dem Brittischen Minister zu Philadelphia.

ten der Nordweſt-Kompagnie zu Montreal und einige Privat-Pelzhändler wohnten innerhalb der Gränzen des Forts, und vertauſchten daſelbſt Waaren für Pelzwerk, welches von verſchiedenen Stämmen der Wilden, den einzigen Bewohnern der benachbarten Gegenden, dahin gebracht wurde. Bei der Räumung dieſes Ortes wurde ſogleich in einer geringen Entfernung auf der Inſel St. Joſeph, an der Enge zwiſchen dem Ober- und Huron-See, ein anderer Poſten angelegt, den man mit einer kleinen Garniſon verſah, die jezt bis zu mehr als 50 Mann angewachſen iſt. Verſchiedene Kaufleute, Bürger der Staaten, haben ſich zu Mitſchillimakinak niedergelaſſen; da aber die Brittiſchen Kaufleute ihren neuen Poſten ſo dicht neben dem alten angelegt haben, ſo iſt es, der angeführten Urſache wegen, beinahe gewiß, daß die Wilden noch ferner den Handel mit ihren alten Freunden forttreiben werden.

Aus dem Geſagten ergiebt ſich, daß die Bewohner der Staaten durch ihre neuen Beſitzungen nur einen kleinen Theil Eines Zweiges des Pelzhandels an ſich bringen können, nähmlich den, der auf einem der nähern Seen betrieben wird. Das Pelzwerk, welches aus den entfernten Gegenden nordweſtlich zum großen Trageplatze (grand portage), und von da, in Kanots, nach Montreal auf dem Utawas-Fluſſe gebracht wird, macht, ſowohl in Anſehung der Menge, als auch des Werthes, bei weitem den größten Theil desjenigen aus, welches von Montreal ausgeführt wird. Die Behaup-

tung, daß die Staaten mit den Posten an den Seen drei Viertel des Pelzhandels an sich gebracht haben, ist daher im höchsten Grade abgeschmackt. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie einen großen Theil des Handels auf den Seen überhaupt bekommen werden, der, wie ich bereits gezeigt habe, durch Brittische Kaufleute, von Montreal und Quebec auf dem des St. Laurenz mit größerem Vortheile getrieben werden kann.

Es ist noch zu bemerken, daß, als militairischer Posten betrachtet, alle neuerlich von den Engländern errichteten Posten, den abgetretenen, in Ansehung der Lage, bei weitem vorzuziehen sind. Der Boden an der Brittischen Seite des Niagara-Flusses, auf welchem das neue Blockhaus gebauet wird, liegt 9 Fuß höher, als der Gipfel des steinernen Hauses im Amerikanischen Fort, so daß man von ihm das ganze Fort übersehen kann. Die Hauptstärke des alten Forts befindet sich an der Landseite, nach dem Wasser hin sind die Festungswerke äußerst schwach, und das Ganze könnte von einem einzigen Zwölfpfünder, wenn er zweckmäßig an der Brittischen Seite des Flusses aufgepflanzt würde, in Grund geschossen werden. Bis jezt ist man noch nicht Willens, andere Festungswerke an der Brittischen Seite des Flusses anzulegen, als nur das Blockhaus; sollte indeß in der Folge ein Fort aufgeführt werden, so wird die Missisaguis-Spitze dazu gewählt werden; ein Platz, welcher noch vortheilhafter ist als der, auf welchem

das Blockhaus ſteht, da man von demſelben den Eingang in den Fluß vollkommen überſehen kann.

Vom neuen Poſten am Detroit-Fluſſe überſieht man den Kanal weit beſſer, als vom alten Fort in der Stadt Detroit; denn alle Fahrzeuge, welche den Fluß auf- oder abfahren, kommen in einer Entfernung von einigen Schritten vor demſelben vorbei. Es iſt merkwürdig daß die Franzoſen, als ſie zuerſt in dieſen Theil des Landes eindrangen, den Platz für dieſes neue Fort dem, wo jezt Detroit ſteht, vorzogen. Sie hatten bereits den Bau des Forts und der Stadt angefangen, als die ganze Geſellſchaft von den Wilden vertrieben wurde.

Die Inſel St. Joſeph iſt auch in ſo fern ein zweckmäßigerer Platz für einen Brittiſchen militairiſchen Poſten, als man von ihr den Ober-See vor ſich hat; dahingegen für Mitſchillimakinak bloß die Fahrt auf dem Mitſchigan-See offen iſt, der ſich gänzlich im Gebiete der vereinigten Staaten befindet.

Es iſt übrigens ſehr zu wünſchen, daß Großbrittannien und die vereinigten Staaten immer in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit einander bleiben, und daß wir niemahls Gelegenheit haben mögen, auf dieſe Poſten in einer andern Hinſicht unſere Aufmerkſamkeit zu richten, als in ſo fern ſie zur Beförderung des Handels beitragen werden.

Einunddreißigster Brief.

Beſchreibung des Niagara-Fluſſes, ſeiner Waſſerfälle und der Gegend, die an den ſchiffbaren Theil des Fluſſes, unterhalb der Waſſerfälle, gränzt.

Theurer Freund

Fort Chippeway im September.

In einer Entfernung von 18 Meilen von der Stadt Niagara oder Newark befinden ſich die berühmten Waſſerfälle im Niagara-Fluſſe, die man mit Recht zu den größten Natur-Seltenheiten der bekannten Welt zählen kann. Die Straße, welche vom Ontario- zum Erie-See führt, befindet ſich einige hundert Schritte davon; ſie läuft innerhalb der Britiſchen Beſitzungen, dicht an den ſteilen Ufern des Fluſſes, und von ihr ſieht das Auge des Reiſenden die mannigfaltigen, ſchönen und wirklich großen Ausſichten in ihrem ganzen Zauber. Statt ſchmäler zu werden nimmt der Fluß, je weiter man hinauf geht, immer mehr an Breite zu, bis er endlich, 9 bis 10 Meilen weiter oben, eine Meile breit wird, und faſt das Anſehen eines Sees bekommt. Es ſcheint, als ob er an allen Seiten von hohen Bergen eingeſchloſſen wäre. Was dieſe Täuſchung noch vermehrt, iſt, daß der

Strom, der großen Tiefe des Waſſers wegen, ſo ſanft fließt, daß man von dem hohen Ufer ſeine Bewegung kaum bemerken kann. Er behält die angegebene Breite beinahe auf zwei Meilen, alsdann zieht ſich die Waſſerfläche plötzlich zwiſchen den, an jeder Seite befindlichen, hohen Bergen zuſammen. Von hier bis zu den Waſſer-Fällen iſt der Strom äußerſt unregelmäßig und reiſſend. Am obern Ende des breitern Theils des Fluſſes liegt, beinahe am Fuße des hohen Ufers, ein kleines Dorf, welches eigentlich Queenstown heißt, aber in dieſer Gegend unter dem Nahmen the Landing bekannter iſt. Kauffahrteiſchiffe können vom See mit größter Sicherheit bis zu dieſem Dorfe hinauffahren, und gewöhnlich thun ſie es auch, um hier alle die Waaren, die weiter hinauf in das Land geſchickt werden ſollen, in den Magazinen niederzulegen, und dafür Pelzwerk von verſchiedener Art zurück zunehmen, das in verſchiedenen Gegenden am Huron- und Erie-See geſammelt und hierher geſchickt wird, um über den Ontario-See weiter hinunter nach Kingſton gebracht zu werden. Der Trageplatz von dieſem Orte bis zum nächſten ſchiffbaren Theile des Niagara-Fluſſes, oberhalb der Waſſerfälle, iſt 9 Meilen lang.

Einige hundert Schritte von Queenstown befindet ſich, etwa die Hälfte des hohen Ufers hinauf, eine lange Reihe hölzerner Baracken, die ſich, in einer kleinen Entfernung betrachtet, ſehr vortheilhaft ausnehmen. Sie ſtehen jezt leer, und werden es wahrſcheinlich bleiben, bis ſich das Klima beſſern wird.

Die ersten Truppen, welche darin einquartirt wurden, erkrankten in wenigen Tagen, mehrere starben, und wenn nicht noch die, welche leben blieben, auf Anrathen der Aerzte andere Quartiere bekommen hätten, so würde vielleicht vom ganzen Regimente kein einziger Mann übrig geblieben sein.

Von der Stadt Niagara bis nach Queenstown ist das Land, in der Nachbarschaft des Flusses, sehr eben; aber hier nimmt es eine ganz andere Gestalt an. Eine unregelmäßige Bergreihe, mit ungeheuren Eichen bedeckt, steigt hier plötzlich empor. Der Weg, der sich an der Seite derselben hinaufwindet, ist so steil und uneben, daß der Reisende, wenn er fährt, gezwungen ist, sein Fuhrwerk zu verlassen, um den Gipfel zu Fuß zu ersteigen. Ueber diese Berge hinaus kommt man wieder auf sehr ebenes Land, aber der Boden ist hier von dem der entgegen gesetzten Seite wesentlich verschieden. Er besteht größtentheils aus einer fetten, dunkelfarbigen Erde, die mit Klai gemischt ist und einen Ueberfluß an Steinen hat. Das Erdreich an der dem Ontario-See nächsten Seite ist gelblich und größtentheils sandig.

Vom Gipfel eines der Berge dieser Reihe, der über das kleine Dorf Queenstown hinüber hängt, weidet sich das Auge des Reisenden an einer Aussicht, der nichts in der Natur gleich kommt. Man steht hier, etwas zur Linken von der Heerstraße, unter einer Gruppe mächtiger Eichen. Sieht man hinab, so entdeckt man, durch die Aeste der Bäume, die den

Berg von oben bis unten bedecken, die Dächer der Häuser von Queenstown, und, dem Dorfe gegenüber, die vor Anker liegenden Schiffe, welche man wenigstens 200 Fuß tief unter sich hat, und deren Maste dem Auge wie dünne, durch das dicke Laubwerk der Bäume hervorbrechende, Schilfröhre vorkommen. Blickt man gerade vor sich hin, so kann man den Fluß in allen seinen Wendungen verfolgen und sehen, wie er sich zulezt zwischen der Stadt und dem Fort in den Ontario-See ergießt. Der See selbst begränzt in dieser Richtung den Horizont des Beobachters, ausgenommen an einer Stelle, wo man noch etwas weniges von den blauen Bergen von Toronto sieht. Das Ufer des Flusses zur Rechten hat seinen natürlichen Zustand behalten; es ist mit einem zusammenhangenden Forste bedeckt. An der linken Seite erblickt man aber gebauete Felder und Bauerhäuser, beinahe bis ganz zum Wasser hinab. Das Land, welches sich über die Berge hinaus befindet, ist bei weitem weniger abgetrieben, als das in der unmittelbaren Nachbarschaft von Niagara, am schiffbaren Theile des Flusses.

Die plötzliche Veränderung der Ansicht des Landes in der Gegend von Queenstown, und die nicht minder plötzliche Veränderung des Flusses, in Ansehung seiner Breite, Tiefe und der Beschaffenheit seines Stromes, haben Gelegenheit zu der Vermuthung gegeben, daß die großen Wasserfälle des Flusses ursprünglich an der Stelle gewesen, wo die Gewässer so plötzlich zwischen den Bergen zusammenge-

drängt erscheinen. Wirklich kommt es auch mir sehr wahrscheinlich vor, daß dies der Fall war; denn es ist eine ausgemachte Sache, daß die Wasserfälle, seitdem sie zuerst von Europäern besucht wurden, ansehnlich zurückgetreten sind, und daß sie noch immer mit jedem Jahre zurücktreten.

Es war frühmorgens, als wir, in Gesellschaft eines General-Prokurators und eines Brittischen Ingenieur-Offiziers, um diese ungeheuren Wasserfälle zu besuchen, die Stadt Niagara oder Newark verließen. Mit jedem Schritte, den wir uns näherten, stieg auch unsere Erwartung höher. Unsere Augen irrten umher, die weiße Nebelsäule zu entdecken, die sich beständig über dem Falle befindet, und vielleicht hundert Mahl ließen wir unsern Wagen still halten, weil wir alsdann das donnernde Geräusch zu vernehmen hofften; aber weder der Nebel wurde gesehen, noch der Donner gehört, und so gelangten wir zum Fuße der Berge. Wir gingen über dieselben weg, aber noch immer hörten und sahen wir nichts. Unser Verdruß deshalb war nicht geringe; wir fingen an zu argwöhnen, daß die wunderbaren Sachen, welche man uns so oft von den Wasserfällen erzählt hatte, Mährchen und bloß darauf berechnet wären, die Leichtgläubigkeit fern wohnender Menschen auf die Probe zu stellen. Diese Zweifel wurden beinahe zur Gewißheit, als wir uns eine halbe Meile weit von dem Orte entfernt sahen, und nur wenig vom Nebel, vom Geräusche aber gar nichts verspürten. Demungeachtet

iſt es aber buchſtäblich wahr, daß das fürchterliche Geräuſch dieſer Waſſerfälle zu Zeiten deutlich 40 Meilen weit gehöret, die Waſſerwolke aber in einer noch größeren Entfernung geſehen werden kann *). Nur dann ſieht man indeß die Wolken in einer ſolchen Entfernung, wenn die Luft ſehr hell und der Himmel ſchön blau iſt, welches ſich in dieſer Gegend ſehr oft trifft. Ob man das Geräuſch der Waſſerfälle weit davon hören kann, hängt gleichfalls von der Beſchaffenheit der Atmoſphäre ab. Man hat die Bemerkung gemacht, daß der Schall beſonders dann in einer gro-

*) Wir ſelbſt ſahen einige Zeit nachher, als wir auf dem Erie-See fuhren, mit unbewaffnetem Auge, die Wolke in einer Entfernung von nicht weniger als 54 Meilen. Der Tag, an welchem wir ſie erblickten, war ungemein heiter und ruhig; wir ſaßen im Hintertheile des Schiffes und bewunderten die kühnen Szenen am ſüdlichen Ufer des Sees, als der Steuermann, der oben einige Beobachtungen angeſtellt hatte, zu uns kam, mit dem Finger auf eine kleine weiße Wolke am Horizonte wies und uns ſagte, daß dieſes die Wolke vom Waſſerfalle ſei. Dies ſchien uns anfangs nichts weiter als eine Vermuthung zu ſein; wir unterſuchten die Sache aber genauer, und fanden, daß die Bemerkung des Mannes vollkommen richtig ſei. Alle andern leichten, hellen Wolken zogen fort zu einem andern Theile des Horizonts: dieſe hingegen blieb immer unbeweglich auf demſelben Flecke. Als wir ſie durch ein Fernglas anſahen, konnten wir deutlich bemerken, daß ſich ihre Geſtalt, wegen des beſtändigen Aufſteigens des Nebels vom Waſſerfalle, mit jedem Augenblicke änderte.

ßen Entfernung gehört wird, wenn ein ſtarker Regenguß herabkommen will, oder wenn der Wind eine ſolche Richtung hat, daß er den Schall zum Ohre des Horchers hinführt. Der Tag, an welchem wir uns zuerſt den Fällen näherten, war dick und wolkig.

In derjenigen Gegend der Straße zum Erie-See, die den Fällen am nächſten iſt, befindet ſich ein kleines Dorf, welches etwa ein halbes Dutzend einzeln ſtehender Häuſer hat. Hier ſtiegen wir aus, beſorgten unſere Pferde, nahmen, um uns zu den Mühſeligkeiten des Weges zu ſtärken, eine kleine Mahlzeit ein, gingen alsdann über ein Feld, und kamen zu einem tiefen, hohlen Wege, der mit ſtarken Bäumen umgeben war, und aus deſſen Hintergrunde dicke Säulen eines weißlichen Nebels hervorkamen, die dem Rauche nicht unähnlich waren, der von großen Haufen brennender Pflanzen emporſteigt. Als wir das äußerſte Ende dieſes hohlen Weges erreicht hatten, ſtiegen wir eine ſteile Anhöhe von etwa 50 Schritten hinab, gingen über ein naſſes, moraſtiges Stück Landes, das mit dickem Buſchwerke beſetzt war, und kamen zulezt zum Tafel-Felſen (table-rock), der ſeinen Nahmen von der außerordentlichen Flachheit ſeiner Oberfläche und von ſeiner Aehnlichkeit mit einem Tiſche bekommen hat. Er liegt dem großen Waſſerfalle, über welchen er an 40 Fuß erhaben iſt, beinahe gegenüber. Die Ausſicht von demſelben iſt wahrhaft majeſtätiſch; ehe ich es aber verſuche, Ihnen einen Begriff von dieſer Anſicht beizubringen, wird es nöthig ſein, eine

allgemeine Beſchreibung des Fluſſes und der Fälle vorauszuſchicken.

Der Niagara-Fluß entſpringt aus dem öſtlichen Ende des Erie-Sees und ergießt ſich, nach einem Laufe von 36 Meilen, wie ſchon bemerkt worden, in den Ontario-See. Für die erſten Meilen vom Erie-See beträgt die Breite deſſelben etwa 300 Yards (900 Fuß), auch iſt er für Fahrzeuge, die 9 bis 10 Fuß untertauchen, tief genug. Der Strom iſt indeß ſo ungemein reißend und unregelmäßig, und die Fahrt in der Mitte, der unzähligen großen Felſen wegen, ſo mühſam, daß ſich keine andere Fahrzeuge als Flachboote hierher wagen dürfen. Fährt man den Fluß weiter hinab, ſo ſieht man, daß er breiter wird, man erblickt keine Felſenklippen mehr, weder an den Ufern, noch im Kanale des Fluſſes, und das Waſſer fließt ſanft dahin, obgleich der Strom noch immer ſtark bleibt. So ſanft und ruhig läuft der Fluß bis zum Fort Chippeway, welches etwa 3 Meilen oberhalb der Waſſerfälle liegt, auch kann er bis dahin von Flachbooten mit Sicherheit befahren werden. Beim Fort wird ſein Bett von neuem felſicht, und das Waſſer, durch die vielen Stürzungen, ſo ſehr in Bewegung geſetzt, daß wenn ein Boot ſich nur eine geringe Strecke über Chippeway, wo die Schiffer anhalten, hinauswagen wollte, daſſelbe unfehlbar, noch weit vor ſeiner Ankunft bei den Waſſerfällen, zerſchmettert werden würde. Die Wellen brechen ſich bei dieſen Stürzungen mit ſo ungeheurem Ungeſtüme an den Felſen,

daß der bloße Anblick derselben vom Gipfel der Ufer hinlänglich ist, Schauder zu erwecken. Uebrigens muß ich hier bemerken, daß das Wasser nur an beiden Seiten des Flusses so heftig tobt; in der Mitte desselben ist zwar der Strom ungemein reißend, aber die Wellen sind nicht so gefährlich, daß nicht Boote, wenn sie mit Geschicklichkeit regieret werden, zu einer Insel hinabfahren könnten, welche den Fluß dicht bei den Fällen von einander theilt. Um zu dieser Insel hinabzukommen ist es erforderlich, in einiger Entfernung oberhalb Chippeway, wo der Strom sanft ist, auszufahren, und sich, den ganzen Weg dahin, genau in der Mitte des Flusses zu halten. Läßt man die Boote auch nur im Geringsten nach der rechten oder nach der linken Seite weichen, so ist es durchaus unmöglich den Strom entgegen zu arbeiten, und sie wieder auf den rechten Weg zu bringen; sie werden, ohne widerstehen zu können, zu den Wasserfällen hinabgeführt, und nichts ist im Stande sie zu retten. Die Rückfahrt von der Insel ist mit noch mehr Mühe und Gefahr verknüpt, als die Hinfahrt; demungeachtet haben viele Leute die Tollkühnheit, sich nach der Insel hin zu begeben, bloß um die Wasserfälle von der entgegen gesetzten Seite zu sehen, oder um sagen zu können, daß sie da gewesen sind.

So wie sich der Fluß den Fällen nähert, bahnet er sich, mit gedoppeltem Ungestüme, einen Weg zwischen den Klippen, kommt zulezt an den Rand des furchtbaren Abgrundes, und ohne ein Hinderniß von

Felsen auf seinem Wege anzutreffen, stürzt er sich hinab. Gerade am Abgrunde nimmt der Fluß eine ansehnliche Krümmung nach der rechten Seite an, und die Fläche des Falles läuft, statt sich in der kürzesten Richtung von einem Ufer zum andern zu erstrecken, schräg hinüber. Die Breite des Wasserfalles ist daher um vieles ansehnlicher, als die Breite des Flusses, unten am Abgrunde gemessen. Durch die beigefügte Zeichnung *) werden sie sich einen deutlichern Begriff vom Ganzen machen können, als ich es durch meine Beschreibung zu thun im Stande bin. Ob sie genau sein wird, dafür kann ich nicht bürgen, weil sie bloß nach dem Augenmaße gezeichnet ist. Ich schicke sie Ihnen indeß so gut wie ich sie habe, weil eine etwas unvollkommene Abbildung doch immer besser ist, als gar keine. Sie werden aus der Zeichnung sehen, daß sich der Fluß nicht in einer ununterbrochenen Fläche hinab in den Abgrund stürzt, sondern daß er durch Inseln in drei verschiedene, in gerader Linie befindliche, Fälle getheilt wird. Der majestätischste von diesen ist der an der nordwestlichen oder Brittischen Seite des Flusses, welcher, wegen Aehnlichkeit mit einem Hufeisen, gewöhnlich der Hufeisen- oder große Wasserfall genannt wird. Die Höhe dieses Falles beträgt nur 142, die der andern 160 Fuß. Aber eben dieser geringern Höhe hat er vorzüglich seine Pracht zu verdanken. Da der Abhang, folglich auch

*) Siehe die Titel-Vignette zum zweiten Bande.

das Bett des Flusses oberhalb desselben, viel niedriger an der einen Seite als an der anderen ist, so nimmt auch bei weitem der größere Theil des Wassers im Flusse seinen Weg nach dieser niedrigen Stelle, und stürzt sich an derselben mit weit größerer Gewalt hinab, als an der andern, weil die Stromschnellen oberhalb des Abhanges daselbst am stärksten sind. Aus dem Mittelpunkte des Hufeisenfalles steigt die ungeheure Nebelwolke hervor, die man in einer so großen Entfernung wahrnehmen kann. Die Größe des Hufeisenfalles kann bloß nach dem Augenmaaße bestimmt werden. Nach der Meinung derjenigen, die ihn am häufigsten in Augenschein genommen haben, hat er nicht weniger als 600 Yards (1800 Fuß) im Umfange. Die Insel, durch welche er von dem benachbarten Wasserfalle getrennt wird, soll an 350 Yard's (1050 Fuß) breit sein. Der zweite Wasserfall ist etwa 15 Fuß breit; die folgende Insel 95 Fuß, und der dritte, der gewöhnlich der Fort Schloper-Wasserfall genannt wird, weil er sich an der Seite des Flusses befindet, wo dieses Fort steht, soll wenigstens eben so viel messen, als die große Insel. Dieser Rechnung zu Folge beträgt die ganze Länge des Abgrundes, mit Einschluß der Inseln, 1335 Yards. Diese Angabe ist sicher nicht übertrieben. Einige glauben die ganze Fläche der Wasserfälle sei über eine Englische Meile lang. Die Menge des Wassers, welches die Fälle hinabgeführt wird, erregt Erstaunen. Der erfahrne Kapitain eines Königlichen Schiffes auf

dem Erie-See, ein Mann, der, in jeder Hinsicht, mit diesen Gewässern aufs genaueste bekannt ist, hat berechnet, daß sich in einer Minute 670,255 Tonnen hinabstürzen. Da, wo der Erie-See an seinem östlichen Ende eine Breite von 2½ Meilen hat, ist das Wasser 6 Fuß tief, und der Strom läuft 2 Knots in einer Stunde. Nun nimmt aber der Niagara-Fluß, zwischen diesem Theile des Erie-Sees und den Wasserfällen, das Gewässer verschiedener großer Waldströme in sich auf; die Menge des Wassers, welche die Fälle hinabgeführt wird, muß daher noch größer sein, als die von dem Schiffskapitain angegebene. — Wir können ohne zu übertreiben annehmen, daß sich in jeder Minute 672,000 Tonnen Wasser die Fälle hinabstürzen.

Wir kehren wieder zum Tafelfelsen zurück, der an der Brittischen Seite des Flusses, und oben am Hufeisenfalle liegt. Hier hat der Beobachter eine durchaus freie Ansicht der furchtbaren Stürzungen oberhalb des Falles, und der Ufer, die mit dicken Holzungen bedeckt sind. Ferner sieht er von hier, nur wenige Fuß tiefer, als die Stelle worauf er steht, den Hufeisenfall; so wie auch, in einiger Ferne zur Linken, den Fort Schloper-Fall, und den grausenvollen Schlund, in welchen er, wenn er Muth genug hat, sich der freien Kante des Felsens zu nähern, senkrecht hinabsehen kann. Staunen bemeistert sich hier, beim Anblicke der verschiedenen ungeheuren Gegenstände, der Seele des Zuschauers; er ist, wenn

er zum ersten Mahle hierher kommt, einige Minuten lang unfähig, das Erhabene dieser Szene zu fassen. Es ist seinem Auge unmöglich, das Ganze auf Einmahl zu übersehen; nur nach und nach muß es sich mit den einzelnen Theilen der Szene, deren jeder für sich einen Gegenstand der Bewunderung darstellt, bekannt machen; und selbst dieses erfordert eine sehr lange Zeit. Ich kenne Viele, die Gelegenheit gehabt hatten, die Szene mehrere Jahre mit Muße zu betrachten, und doch jedes Mahl, wenn sie sich an diesem Schauspiele weideten, neue Wunder und neue Schönheiten entdeckten.

Als wir lange genug auf dem Tafelfelsen zugebracht hatten, kehrten wir, nach dem Rathe des uns begleitenden Ingenieur-Offiziers, der mit jedem Theile des Wasserfalles aufs vollkommenste bekannt, und vielleicht der beste Wegweiser war, den wir uns wünschen konnten, auf demselben Wege, dessen wir uns beim Hinaufsteigen bedient hatten, zu den Feldern zurück. Es würde nicht unmöglich sein, den Weg längs dem Rande der Felsenklippen, vom Tafelfelsen eine ansehnliche Strecke weiter abwärts zu verfolgen; aber das Gebüsch ist so außerordentlich dick, und der Boden so uneben, daß dieses die mühseligste Arbeit von der Welt sein müßte.

Wir begaben uns jezt, um die Wasserfälle aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, zu der Gegend der Felsenklippen, die der Seite des Fort Schloper-Falles, welche der Insel am nächsten ist, gegenüber liegt.

Man

Man ſteht hier am Rande des Felſens, hinter einem Gebüſche, deſſen Gipfel, zur Oefnung der Ausſicht, abgehauen ſind. An dieſer Stelle hat man eine beſſere Anſicht des ganzen Waſſerfalles, auch kann man ſich daſelbſt einen deutlichern Begriff von der Lage des Abgrundes machen, als an irgend einer andern. Die Anſicht deſſelben iſt hier ſchöner, aber wie ich glaube, weniger majeſtätiſch, als von einem andern Standpunkte aus betrachtet. Der Offizier, unſer gütiger Begleiter, war ehemahls ſo ſehr von der Anſicht des Waſſerfalles an dieſer Stelle bezaubert worden, daß er ſich hier ein kleines hölzernes Haus gebauet, und, bis zur Vollendung mehrerer Zeichnungen von Szenen, in demſelben zugebracht hatte. Eine dieſer Zeichnungen, die eine Anſicht des Waſſerfalles im tiefſten Winter darſtellt, bekamen wir zu ſehen. Das Eis thürmt ſich, zu dieſer Jahreszeit, unten am Abgrunde zu hohen Bergen auf, und ungeheure Eismaſſen hangen an vielen Stellen, wie die Säulen eines koloſſaliſchen Gebäudes, am obern Theile des Abgrundes, und reichen beinahe ganz zum Boden hinab.

Wir verließen dieſen Platz, kehrten nochmahls, durch die an den Abgrund gränzenden Waldungen, zu den offenen Feldern zurück, und begaben uns darauf, auf einem Umwege von einer Meile, nach einem Theile des Felſens, wo es möglich iſt, bis zum Grunde des Waſſerfalles hinab zu ſteigen. Der Fluß iſt, auf mehrere Meilen unterhalb des Abgrundes, an beiden Seiten von ſteilen, und an vielen Stellen von

ganz ſenkrechten Klippen eingefaßt, die aus Erde und Felſenſtücken gebildet ſind. Es iſt unmöglich, zu Fuß dieſe Klippen hinab zu kommen, ausgenommen an zwei Stellen, wo ſich große Felſen = und Erdmaſſen losgeriſſen haben, und wo von einem der abgeriſſenen Stücken zu den andern, zur Bequemlichkeit des Forſchers, Stufenleitern angebracht ſind. Die Stelle, welche man, wenn man längs dem Fluſſe vom Hufeiſenfalle abwärts geht, zuerſt trifft, heißt die Indianiſche Leiter (Indian ladder), weil die hier befindlichen Stufenleitern von Indianern angelegt worden ſind. Sie beſtehen bloß aus langen, mit Ausſchnitten verſehenen, Fichtenſtämmen, die ſo ſchlank und dünn ſind, daß ſelbſt die neu angelegten bei jedem Tritte wanken müſſen; das Alter hat ihnen aber vollends alle Feſtigkeit geraubt. Sie ſind jezt nichts weniger als ſicher, demungeachtet pflegen ſich noch viele Leute derſelben zum Hinabſteigen zu bedienen. Wir ſtiegen hier nicht hinab, ſondern gingen zu der andern Stelle, die ſich weiter unten am Fluſſe befindet, und Miſtriß Simcoes Leiter (Mrs. Simcoes Ladder) genannt wird, weil ſie urſprünglich zur Bequemlichkeit der Gemahlin des vorigen Gouverneurs angelegt worden iſt. Man bedienet ſich dieſes Weges zum Abgrunde weit häufiger, als des anderen. Die Leitern ſind ſtark und liegen feſt, und keine derſelben iſt, da der losgebrochenen Felſenſtücke viele ſind, ſo lang ausgefallen, daß nicht ſelbſt ein Frauenzimmer ohne Furcht auf = und abſteigen könnte. Uebrigens iſt es keine

Kleinigkeit, den ganzen Weg hinab bis zum Boden über Felsenstücken zu nehmen, und nur wenige Frauenzimmer möchten körperliche Kräfte genug haben, sich über die Mühseligkeiten eines solchen Unternehmens wegzusetzen.

Kommt man unten an, so sieht man sich von großen ungestalteten Felsenklumpen umgeben; große, mit Fichten und Zedern bewachsene, Erd = und Felsenmassen hangen über dem Haupt des Zuschauers, und drohen herabzustürzen und ihn zu zermalmen. Viele der großen Bäume wachsen mit den Gipfeln nach unten, und sind an den Wurzeln aufgehangen, die so tief gefasset haben, daß wenn ein Theil des Erdbodens oben auf dem Felsen losbrechen sollte, die Bänme dennoch nicht herabfallen würden. Der Fluß ist hier etwas breiter als eine Viertelmeile. An der entgegen gesetzten Seite desselben, etwas zur Rechten, zeigt sich der Fort Schloper = Fall in einem vortheilhaften Lichte; der hervorstehende Felsen verbirgt fast die Hälfte desselben. Dieser Wasserfall ist auf dem Grunde stets mit einem milchweißen Schaume eingefaßt, der sich in dicken Säulen von den Felsenklippen erhebt. Dieser Schaum steigt zwar nicht, wie beim Hufeisenfalle, in Gestalt einer Wolke empor, doch ist er so stark, daß er, an der entgegen gesetzten Seite des Flusses, am untern Theile der Simcoe's Leiter, wie ein Regen herabfällt.

Als wir den Rand des Ufers erreicht hatten, gingen wir am Strande bis zum großen Wasserfalle.

Der Strand beſteht hier größtentheils aus wagerechten Kalkſteinſchichten, die eine Sandlage über ſich haben, ausgenommen an den Stellen, wo große Steinhaufen von den Seiten der Felſen herab gerollet ſind. Dieſe wagerechten Kalkſteinſchichten erſtrecken ſich, an einigen Stellen, weit in den Fluß hinein, und bilden Spitzen, welche die Gewalt des Stromes ſchwächen, und an mehreren Gegenden des Ufers ein ſtarkes Zurückſtrömen des Waſſers hervorbringen. Hier werden unzählige Fiſche, Eichhörnchen, Füchſe und verſchiedene andere Thiere, welche vom Strome oberhalb der Fälle fortgeriſſen und in den Abgrund geſtürzt wurden, an das Land geſpühlt. Auch ſieht man eine Menge Bäume und große Stücke Bauholz am Ufer umherliegen, die von den Sägemühlen oberhalb der Fälle weggeſchwemmt, und mit dem fallenden Waſſer hinab geführt ſind. Das Bauholz findet man gewöhnlich durchaus zerſchmettert, und die Körper der großen Thiere, vorzüglich der großen Fiſche, ganz zerquetſcht. Der Geſtank, den die faulenden Subſtanzen am Ufer von ſich geben, iſt fürchterlich, und zieht unzählige Raubvögel herbei, die man beſtändig in dieſer Gegend umher fliegen ſieht.

Unter den vielen Merkwürdigkeiten, die man ſich hier zu Lande von dieſen wunderbaren Waſſerfällen erzählt, befindet ſich auch die traurige Geſchichte eines armen Wilden, die ich Ihnen, da die Wahrheit derſelben nicht im geringſten zu bezweifeln iſt, mittheilen will. Der unglückliche Held dieſer Geſchichte hatte

ſich, vielleicht im Rauſche, auf den Boden ſeines Kanots, welches er einige Meilen oberhalb der Waſſer-Fälle am Ufer befeſtiget hatte, zum Schlafen niedergelegt. Sein Weib (Squaw) ſaß am Ufer und bewachte ihn. So ſtanden die Sachen, als ein Matroſe von einem der Kriegsſchiffe auf den benachbarten Seen vorbeifuhr. Bezaubert von den Reizen der Squaw ſtieg ſogleich der Gedanke in ihm auf, ſich ihrer zu bemächtigen. Das treue Weib weigerte ſich, ſeine wollüſtigen Wünſche zu erfüllen, und eilte zum Kanot, um ihren Ehemann aufzuwecken. Aber ehe ſie noch ihren Zweck erreicht hatte, ſchnitt der Matroſe das Seil, womit das Kanot befeſtiget war, entzwei. Das Fahrzeug wurde ſchnell dem unglücklichen Platze entriſſen, und, ehe einige Minuten verfloſſen waren, in die Mitte der Stromſchnellen geführt. Hier wurde es von verſchiedenen, am nächſten Ufer ſtehenden, Perſonen, welchen der Anblick eines Kanots in einer ſolchen Gegend des Fluſſes vollkommen fremd war, deutlich geſehen. Die heftige Bewegung der Wellen weckte den Wilden bald aus dem Schlafe; er raffte ſich auf, blickte wild umher, ergriff, als er ſich in ſo großer Gefahr ſah, ſein Ruder und verſuchte es, mit der bewundernswürdigſten Anſtrengung ſeiner Kräfte, ſich zu retten. Da er bald einſah, daß alle Mühe, der Gewalt des Stromes entgegen zu arbeiten, vergebens ſei, ſo legte er ſein Ruder mit großer Gelaſſenheit nieder, wickelte ſich in ſeine Decke, und legte ſich wieder auf den Boden ſeines Kahnes.

Nach einigen Augenblicken fuhr er hinunter in den Abgrund, und weder er noch sein Kanot wurden jemahls wieder gesehen. — Man nimmt an, daß von den vielen Sachen, die mit den Wasserfällen hinab geführt werden, kaum ein Drittel wieder zum Vorschein kommt.

Vom untern Theile der Simcoe's Leiter kann man, eine Strecke lang, am Strande hin gehen, ohne aufgehalten zu werden; so wie man sich aber dem Hufeisenfalle nähert, wird der Weg immer schlechter. An einigen Stellen, wo sich Felsenstücke losgerissen haben, sind Erde, Steine und Bäume zu großen Haufen aufgethürmt, die sich bis zum Wasser hin erstrekken, und nicht zu übersteigen sind. Wirklich würde ein Fremder den Weg zur entgegen gesetzten Seite dieser Bollwerke ohne Begleiter kaum finden können; denn um dahin zu kommen, ist es nothwendig, sich bis auf den Gipfel derselben zu begeben, und dann, auf Händen und Füßen, durch lange, schwarze Höhlungen zu kriechen, welche zwischen den Felsenstücken und den Bäumen offen geblieben sind. Ist man über diese Bollwerke hinweg, so muß man, dicht unter dem Abhange, von einem Felsen zum andern klettern, die alle, wegen des beständig dick herabfallenden feinen Regens, so feucht und glatt sind, daß die größte Vorsicht erfordert wird, wenn man nicht hinabstürzen will. In der Entfernung einer Meile vom großen Falle waren wir doch von dem Sprudelregen so durchnäßt, als ob wir in den Fluß gefallen wären.

Man wird durch nichts verhindert, bis ganz zum Fuße des großen Wasserfalles zu gehen; ja man könnte sich sogar hinter die ungeheure Wasserfläche begeben, die sich vom Abhange herabstürzt; denn das Wasser fährt über den Rand eines hervorragenden Felsens. Ueberdies befinden sich auch in den Felsen, unten am Abgrunde, ansehnliche Höhlen, die durch das heftige Kochen und Sprühen des Wassers entstanden sind. Sie wölben, eine Strecke weit, das Bett des obern Theiles des Flusses. Ich näherte mich dem Rande der herabstürzenden Wasserfläche auf etwa sechs Schritte, so daß ich gerade in die Höhlen, welche sich hinter derselben befinden, hinein sehen konnte; aber hier wäre mir durch den heftigen Wirbelwind, welcher immer auf dem Boden des Wasserfalles wüthet, und durch das gewaltsame Schlagen der ungeheuren Wassermasse gegen die Felsen verursachet wird, beinahe der Athem benommen worden. Ich bekenne es gern, ich fand jezt keinen Beruf, weiter zu gehen; auch hat es weiterhin keiner von uns gewagt, diese grausigen Höhlen näher zu untersuchen; denn der Tod scheint in dem geöffneten Schlunde denjenigen zu erwarten, der sich erkühnt hineinzugehen. Worte sind nicht vermögend, die feierliche, Ehrfurcht einflößende Szene an dieser Stelle nach Würden zu beschreiben. Die Sinne des Zuschauers werden betäubt, wenn er den ungeheuren Wasserkörper betrachtet, der, ihm so nahe, vom Gipfel des furchtbaren Abhanges herabkommt; wenn er den donnernden Schall der Wellen

hört, die gegen die Felsenwände der Höhlen im Abgrunde schlagen. Ehrfurchtsvoll schaudert er zurück bei dem Gedanken, daß ein einziger Windstoß ihn von dem glatten Felsen, auf dem er steht, hinab in den grausenvollen Schlund stürzen könnte, aus welchem ihn keine menschliche Gewalt wieder erlösen kann. Demüthig und ehrfurchtsvoll verehrt er das mächtige Wesen, das diese Gewässer fließen hieß.

Die Niagara-Wasserfälle sind seit der Zeit, da man sie entdeckte, ansehnlich zurück getreten; denn die Felsen, welche den Abhang ausmachen, haben eine Trennung erlitten. Die Felsen am Boden sind durch die beständige Einwirkung des Wassers zuerst losgerissen, und dann fortgeführt; die Felsen oben, die auf diese Art untergraben waren, sind gleichfalls bald durch die Gewalt des über sie wegrauschenden Wassers losgerissen und hinabgestürzt worden. Selbst viele der gegenwärtigen Bewohner dieser Gegend haben es erlebt, daß die Fälle auf mehrere Schritte zurück gewichen sind. Der Admiral der Königlichen Schiffe auf dem Erie-See, auf welchem derselbe mehr als dreißig Jahre beschäftiget war, sagte mir: bei seiner Ankunft in dieser Gegend sei es sehr gewöhnlich gewesen, daß sich junge Leute auf die Insel in der Mitte der Wasserfälle begeben hätten; auch pflegten sie daselbst zu Mittage zu essen, und sich nachher einander aufzufordern, in den Fluß und nach großen Felsen zu gehen, die sich nicht weit von den Fällen in der Mitte des Stromes befanden. Zuweilen gingen sie noch über

dieſe Felſen hinaus. Heut zu Tage ſieht man keine ſolche Felſen mehr, und wollte ſich jezt Jemand nur zwei Schritte weit von der Inſel in den Fluß hineinbegeben, ſo würde er ohne Rettung von dem Strome fortgeriſſen werden. Man vermuthet, wie ich oben bemerkt habe, daß ſich die Niagara-Waſſerfälle urſprünglich bei Queenstown befunden haben. Je ſorgfältiger man den Lauf des Fluſſes, von den jetzigen Fällen abwärts, unterſucht, deſto mehr Urſache hat man anzunehmen, daß dieſe Vermuthung nicht ungegründet ſei. Vom Abgrunde an, bis beinahe nach Queenstown hinab, iſt das Bette des Fluſſes mit großen Felſen beſtreuet, und die Ufer ſind gebrochen und wild; lauter Beweiſe, daß irgend eine große Revolution in dieſer Gegend des Fluſſes ſtatt gefunden hat. Da ſich an den Seiten der Geſtade, beträchtlich oberhalb ihrer jetzigen Grundflächen, deutliche Zeichen der Einwirkung des Waſſers befinden, ſich aber Niemand zu erinnern weiß, daß das Waſſer, ſelbſt bei den größten Fluthen, dieſen zurückgebliebenen Zeichen nahe gekommen wäre, ſo iſt es beinahe gewiß, daß das Bette des Fluſſes vormahls höher geweſen ſei, als wir es jezt ſehen. Unterhalb Queenstown findet man keine Spuren, die es wahrſcheinlich machen könnten, daß der Waſſerſtand daſelbſt viel höher geweſen ſei, als er es jezt iſt. Das plötzliche Zunehmen der Tiefe und Breite des Fluſſes, gerade unterhalb der Berge bei Queenstown, ſcheint anzuzeigen, daß ſich das Waſſer eine anſehnliche Zeit von den Gipfeln der Berge

herabſtürzt, und ſo das große tiefe Baſſin unterhalb des Dorfes gebildet habe. Zwei oder drei Meilen über Queenstown befindet ſich ein fürchterlicher Strudel im Fluſſe, der durch ein tiefes Loch im Bette hervorgebracht wird. Dieſes Loch hat wahrſcheinlich ſein Daſein dem, lange Zeit auf einen und denſelben Fleck herabſtürzenden, Waſſer zu verdanken. Es geht die Sage, daß der große Waſſerfall ehemahls nicht die Geſtalt eines Hufeiſens, ſondern in der Mitte eine Hervorragung gehabt habe. Seit einem Jahrhundert hat er indeß faſt dieſelbe Geſtalt gehabt, in welcher wir ihn noch jezt ſehen, und da das Kochen und Toben des Waſſers auf dem Boden, in der Mitte des Falles weit heftiger iſt, als an irgend einer andern Stelle, folglich das Waſſer daſelbſt eine größere Gewalt übt, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß er ſeine Geſtalt noch mehrere Jahrhunderte beibehalten wird.

Auf dem Grunde des Hufeiſenfalles findet ſich eine weiße, zuſammenhangende Subſtanz, welche von den Bewohnern dieſer Gegend Spray genannt wird. Wie Einige glauben, wird ſie aus den erdigen Partikeln des Waſſers erzeugt, die, ihres größeren ſpezifiſchen Gewichtes wegen, geſchwinder als die andern Partikeln niederfallen, ſich an die Felſen hangen, und zu Maſſen anhäufen. Dieſe Subſtanz hat genau das Anſehen des verhärteten Schaumes, und befindet ſich beſonders an denjenigen Felſen, an welchem der größte Theil des, auf dem Waſſer ſchwimmenden, Schaumes, durch die Brandungen hin geſpühlt wird.

Es fiel uns nicht eher ein, die Felsen wieder hinan zu steigen, als bis es Abend wurde; und wäre es möglich gewesen den Weg im Dunkeln zu finden, so würden wir vielleicht bis Mitternacht unten geblieben sein. Als wir eben die Grundfläche des großen Falles verließen, brach die Sonne durch die Wolken, und es zeigte sich in den Schaumwolken, die von dem Falle emporsteigen, der schönste und vollkommenste Regenbogen, den ich je gesehen habe. Nur Morgens und Abends kann man einen vollkommenen Regenbogen sehen; denn die Ufer des Flusses und der steile Abhang halten zu andern Tageszeiten die Sonnenstrahlen von dem Schaume zurück.

In einer großen Entfernung vom Fuße der Leiter machten wir Halt. Es wurde einer der Gesellschaft abgeschickt, eine Flasche mit Branntwein und ein Paar Becher zu holen, die wir, auf unserm Wege zum großen Falle, unter einigen Steinen am Rande des Flusses versteckt hatten. Da wir von oben bis unten naß und sehr ermattet waren, so befand sich sicher keiner unter uns, der nicht das größte Verlangen nach diesem Getränke gehabt hätte, um den Schutzgöttern des Wasserfalles eine Libation zu bringen; aber es wurde uns nicht vergönnet, diese Feierlichkeit ins Werk zu stellen, denn der Abgeordnete kehrte nach einigen Minuten mit der traurigen Nachricht zurück, der Branntwein sei mit den Bechern gestohlen worden. Es wurde uns nicht schwer zu entdecken, wer die Diebe waren, denn wir sahen auf

dem Felsen, nicht weit von uns entfernt, ein Paar Nymphen des Flusses sitzen; freilich keine schilfbekränzte, harmlose Nymphen mit bescheidenem Blicke, sondern ein Paar runde, stämmige alte Hexen, mit dicht anschließenden Hauben und geschürzten Röcken, welche die Felsen hinabgekrochen waren, und mit großen Angelruthen dem Fischfange oblagen. Ihr lautes Geschnatter zeigte deutlich an, daß ihnen unser Branntwein sehr gut geschmeckt hatte. Wir gaben alle Hofnung auf, ihnen die Beute wieder abzujagen, stillten unsern Durst mit dem gesunden Naß des Flusses, machten uns alsdann schnell auf den Weg, und erreichten, noch ehe es ganz dunkel war, das Haus, welches wir frühmorgens verlassen hatten. Hier erwartete uns, unter dem Vordache des Hauses, ein gut besetzter Tisch; wir ließen es uns sehr wohl schmecken, denn die Mühseligkeiten des Tages hatten unsern Appetit nicht wenig geschärft. Unsere freundschaftlichen Führer gaben uns noch einigen Unterricht, wie wir die Wasserfälle genauer untersuchen könnten, und gingen darauf, bei Mondenschein, nach Niagara ab; wir selbst begaben uns nach Fort Chippeway, 3 Meilen oberhalb der Wasserfälle, welchen Ort wir, so lange wir uns in dieser Gegend aufhielten, zu unserm Hauptquartier machten; denn es war daselbst ein ziemlich gutes Wirthshaus. In dem Dorfe bei den Wasserfällen gab es kein einziges Haus, das frei von Kranken gewesen wäre.

Die Niagara-Fälle sind jezt bei weitem zugäng-

licher, als ſie es vor etlichen Jahren waren. Charlevoix, der ſie im Jahre 1720 beſuchte, berichtet uns, man könne nur von Einer Stelle eine Anſicht derſelben haben; und auch an dieſer Stelle könne man ſie bloß im Profil ſehen. Wäre er im Stande geweſen, bis auf den Boden hinabzuſteigen, ſo würde er die Höhlen unten am Abgrunde mit eigenen Augen geſehen haben, deren Daſein er aus dem hohlen Schalle des fallenden Waſſers nur vermuthet; auch würde er alsdann von der Wahrheit eines Umſtandes, den er läugnet, nähmlich daß die Fiſche oft nicht im Stande ſind, der Gewalt des Stromes entgegen zu arbeiten, und deshalb in den Abgrund hinabgeführt werden, vollkommen überzeugt worden ſein.

Die günſtigſte Jahreszeit, die Waſſerfälle zu beſuchen, iſt etwa die Mitte des Septembers, zu welcher Zeit auch wir da waren. Man ſieht alsdann die Waldungen in ihrer ganzen Pracht, ſchön geſchmückt mit den bunten Farben des Herbſtes, und der Beobachter wird nicht durch feindſelige Thiere beläſtiget. Im Sommer trifft man mit jedem Schritte, den man thut, Klapperſchlangen, und die Muskiten ziehen in großen Schwärmen in der Luft umher, daß man ſie, nach dem Ausdrucke des Landes, „mit einem Meſſer ſchneiden kann.“ Die kalten Septembernächte vertreiben dieſe ſchädlichen Thiere.

Zweiunddreißigster Brief.

Beschreibung des Forts Chippeway. — Plan, einen Kanal zu ziehen, um der Landwege bei den Niagara-Wasserfällen überhoben zu sein. — Abreise von Fort Chippeway. — Große Hitze. — Beschreibung des, oberhalb der Fälle, an den Niagara-Fluß gränzenden Landes. — Klima in Oberkanada. — Klapperschlangen sind in Oberkanada häufig. — Fort Erie. — Schlechte Bewirthung daselbst. — Eichhörnchen-Jagd. — Seneka-Indianer. — Ihre Geschicklichkeit mit dem Blaserohre. — Wanderung nach dem Dorfe der Seneka-Wilden. — Die ganze Nation abwesend. — Fahrt über eine gefährliche Sandbank an der Mündung des Buffalo-Creek. — Abfahrt vom Fort Erie. — Werden vom Sturme zurückgetrieben. — Ankern an der Abineau-Spitze. — Beschreibung dieser Spitze. — Sandberge daselbst. — Bären-Jagd. — Hunde, deren man sich dabei bedienet. — Der Wind drehet sich. — Das Fahrzeug leidet vom Sturme vor Anker. — Abfahrt von der Abineau-Spitze. — Allgemeine Beschreibung des Erie-Sees. — Anekdote. — Erreichen die Inseln am westlichen Ende des Sees. — Ankern daselbst. — Beschreibung der Inseln. — Schlangen verschiedener Art daselbst. — Klapperschlange. — Medizinischer Gebrauch derselben. — Fabelhafte Erzählungen von Schlangen. — Abfahrt von den Inseln. — Ankunft zu Mulden. — Detroit-Fluß.

Theurer Freund

Mulden im Oktob.

Chippeway, wo ich meinen lezten Brief an Sie schrieb, ist ein kleines palissadirtes Fort, und liegt an dem Ufer eines kleinen Waldstromes desselben Nahmens, der etwa 200 Schritte vom Niagara-Flusse läuft. Hätte man es unmittelbar am lezteren Flusse aufgebauet, so würde seine Lage weit besser ausgefallen sein, denn das Wasser des Waldstromes ist so schlecht, daß es nicht getrunken werden kann, daher auch die Garnison genöthiget ist, ihren Wasservorrath täglich aus dem Niagara-Flusse zu holen. Das Fort nimmt nur den vierten Theil eines Ackers ein, und besteht aus einem kleinen Blockhause, welches von 12 Fuß hohen Cederpfählen verpalissadirt ist, die bloß hinreichend sind, die Garnison vor dem Musqueten-Feuer zu schützen. Dicht am Fort stehen sieben oder acht Bauerhäuser, und einige große steinerne Gebäude, wo Waaren abgesetzt werden, ehe man sie in Flach-Booten den Fluß hinan, oder über den Trageplatz in Karren, nach Queenstown transportirt. Man sagt, es sei möglich, einen Kanal von hier nach Queenstown zu ziehen, wodurch man des lästigen und kostbaren Umladens, und des Transportirens der Waaren überhoben werden würde. Wahrscheinlich wird ein solcher Kanal früher oder später angelegt werden, und zwar, wie ich glaube, an der Neu-Yorker Seite des

Flusses, aus gedoppeltem Grunde: Erstlich weil an dieser Seite der Boden zu einem solchen Unternehmen weit günstiger ist, und zweitens weil der Staat Neu-York bei weitem bevölkerter und besser, als die Provinz Oberkanada, im Stande ist, die großen Geldsummen, die zum Ziehen eines Kanals erfordert werden, vorzustrecken.

Gewöhnlich liegen in Fort Chippeway 15 Mann in Quartier, die unter dem Kommando eines Lieutenants stehen, und deren Beschäftigung hauptsächlich darin besteht, die Provision für die Truppen in den obern Gegenden, und die Geschenke für die Wilden, in Flachbooten, von hier nach Fort Erie zu transportiren.

Als unsere Neugierde, in Ansehung der wunderbaren Gegenstände in der Nachbarschaft, so weit es die Zeit erlaubte, befriediget worden war, versah uns der Offizier auf Fort Chippeway, an welchen wir Briefe mitgenommen hatten, mit einem Flachboote, das uns nach Fort Erie bringen sollte. Meine Reisegesellschafter schifften sich am Morgen, der zur Abreise bestimmt war, mit unserm Gepäcke ein; ich hingegen wünschte noch ein Mahl die Wasserfälle zu sehen, und blieb daher zurück, mit dem Versprechen, daß ich im Verlauf des Tages zu Fuß nachfolgen wolle. Nachdem wir gefrühstückt hatten, ging ich vom Fort Chippeway hinab zu den Fällen, brachte daselbst einige Stunden zu, und kehrte alsdann wieder zum Fort zurück. Als ich mich hier gehörig erquickt hatte, denn das Erklimmen der Felsen bei den Fällen

hatte

hatte meine Kräfte erschöpft, machte ich mich, mit meinem treuen Bedienten Edward, auf den Weg nach Fort Erie, welches 15 Meilen von Chippeway entfernt liegt. Der Tag war zu einer Fußreise nichts weniger als günstig; es war so außerordentlich heiß, daß wir bald unsere Jacken und Westen ausziehen, und sie, nebst den Halstüchern, in Bündeln auf dem Rücken tragen mußten. Einige Truppe Indianer, die wir den Fluß in Kanots hinabfahren sahen, waren vollkommen nackend.

Die Ufer des Niagara-Flusses, zwischen Chippeway und dem Fort Erie, sind sehr niedrig, und größtentheils mit Stauden besetzt, in deren Schatten der müde Wanderer, auf dem Sandgestade, einen angenehmen Ruheplatz findet. Auf einige Meilen von Chippeway erblickt man kaum ein einziges Haus; aber etwa auf der Hälfte des Weges zwischen diesem Orte und dem Fort Erie sieht man sie, an den Ufern des Flusses, in großer Menge. Sie waren in dieser Gegend besonders gut gebauet, und schienen im Zustande der größten Sauberkeit erhalten zu werden. Die mehrsten waren mit Brettern ausgelegt und weiß angemahlt. Die Ländereien um dieselben her sind fruchtbar und werden gut bestellt. Der Mais war noch nicht eingeärndtet, sondern stand jezt in größter Ueppigkeit; auf vielen Feldern erblickte ich keine einzige Maispflanze, die unter 8 Fuß hoch gewesen wäre. In den Furchen zwischen dem Mais waren mehrere Arten Kürbisse und Melonen ausgesäet, welche leztern

in den bewohnten Gegenden der beiden Provinzen auch in freier Luft sehr wohl gedeihen. Auch Pfirsichen kommen in dieser Gegend im Freien zur Reife; aber in Unterkanada sind die Sommer zu kurz, als daß diese Früchte vollkommen reif werden könnten. Der Winter ist hier, so lange er dauert, sehr strenge; doch bleibt der Schnee nur selten länger als 3 Monathe liegen. Der Sommer ist ungemein heiß; das Quecksilber des Fahrenh. Thermometers stieg oft bis auf 60°, und zuweilen selbst über 100°.

Ich tödtete auf dem Wege nach dem Fort Erie viele große Schlangen, die sich an der Sonne wärmten. Klapperschlangen traf ich nicht unter ihnen, obgleich diese hier zu Lande nicht selten sind. In einer Entfernung von 20 bis 30 Meilen vom Flusse, landeinwärts, sollen sie in so großer Anzahl getroffen werden, daß die Untersuchung dieser Gegenden mit großer Gefahr verknüpft ist. Es ist wirklich ein sehr vortheilhafter Umstand für Unterkanada, daß man daselbst keine Klapperschlangen findet; sie werden nordwärts vom fünf und vierzigsten Grade nördlicher Breite nur selten getroffen.

Fort Erie liegt am östlichen Ende des Erie-Sees. Es ist ein kleines palissadirtes Fort, und hat einige Aehnlichkeit mit dem zu Chippeway. Es befinden sich dabei eben solche große Magazine, und etwa ein halbes Dutzend elender kleiner Wohnhäuser. Es wurde mir bei meiner Ankunft nicht schwer, meine Gesellschafter auszuforschen; sie befanden sich in einem klei-

nen, mit einer einzigen Stube verſehenen, Balkenhauſe, im Abendeſſen, welches ſie ſich durch den Beiſtand eines Herrn vom Indianiſchen Departement verſchafft hatten, der mit ihnen von Chippeway abgefahren war. Dieſes Haus gehörte einer alten Frau, die in ihren jüngern Jahren der Trommel gefolgt war, und ſich jezt ihren Unterhalt mit Bewirthung der hier durchpaſſirenden Reiſenden zu verſchaffen wußte. Wir befanden uns in einer wahrhaft traurigen Wohnung; die gebrechliche Thüre war im Begriffe aus den Angeln zu fallen, und in den drei Fenſtern des Gebäudes war auch nicht eine einzige Glasſcheibe, weil ſie alle von einem jungen Herrn aus Detroit, der hier, kurz vor unſerer Ankunft, durch widrige Winde aufgehalten war, des Zeitvertreibes wegen, mit Pfeilen zerſchoſſen worden waren. Es war nicht zu vermuthen, daß dieſe Fenſter bald wieder in Stand geſetzt werden würden, denn es befand ſich kein Glaſer näher als zu Newark, welches 36 Meilen von hier entfernt iſt. Wir lagen hier, in unſere Häute gewickelt, auf dem Boden, wurden vom Regen durchnäßt, und der Wind pfiff uns um die Ohren. Aber dies war noch nicht das ſchlimmſte. Am folgenden Morgen waren wir in Verlegenheit, wie wir unſern Hunger ſtillen ſollten; Mittagseſſen war noch ſchwieriger herbei zu ſchaffen als Frühſtück, und mit dem Abendeſſen ſah es noch übler aus; denn der Mangel an Nahrungsmitteln war am zweiten Tage noch größer als am erſten. Da wir zulezt befürchte-

ten Hungers zu ſterben, wenn wir länger in der Koſt der alten Mutter Palmer blieben, ſo gingen wir unverzüglich an Bord des vor Anker liegenden Kriegsſchiffes, auf welchem wir über den See zu fahren Willens waren. Hier wurden wir zwar von widrigen Winden zuweilen weidlich geſchüttelt, bekamen aber doch bequemes Nachtlager und täglich ſatt zu eſſen.

Der Ankerplatz für die Schiffe befindet ſich dem Fort Erie gegenüber, etwa 100 Schritte vom Ufer entfernt. Sie ſind hier der Wuth der Weſtwinde ausgeſetzt; übrigens iſt aber der Platz vortrefflich, und die Schiffe liegen durchaus ſicher. Drei Kriegsſchiffe, jedes von 200 Tonnen und 8 bis 12 Kanonen, nebſt 2 oder 3 Kauffahrern mußten hier, bei unſerer Anweſenheit, liegen bleiben, weil ſie vom Winde zurückgehalten wurden. Das kleine Fort, mit den umliegenden Häuſern, die am felſichten Ufer aufgebauet ſind, die vor Anker liegenden Schiffe, die prächtigen Holzungen, die entfernten Berge an der anderen Seite des Sees und der ungeheure See ſelbſt, der ſich bis bis zum entfernteſten Horizonte ausbreitet, dies alles zuſammen genommen ſtellte eine ungemein reizende Szene dar.

So lange wir hier von widrigen Winden aufgehalten wurden, ſtreiften wir regelmäßig nach dem Frühſtücke in den Gehölzen umher, wo wir uns zuweilen damit beluſtigten, zwiſchen den Stauden und jungen Bäumen an den Ufern des Sees, Eichhörnchen

mit Hunden zu jagen. Dieſe Thiere fanden wir zu Tauſenden in der Nachbarſchaft des Forts. Aufgeſchreckt durch das Bellen der Hunde, ſpringen ſie mit unglaublicher Geſchwindigkeit von einem Baume zum andern. Man verfolgt ſie, ſchüttelt die Bäume und ſchlägt mit Stangen gegen die Zweige. Zuweilen wird man weiter als eine Viertelmeile von ihnen umhergetrieben, aber früher oder ſpäter thun ſie einen falſchen Sprung, und fallen, ohne Schaden zu nehmen, auf den Boden. Die Hunde, die immer aufpaſſen, bedienen ſich dieſer Gelegenheit, ſie zu packen. Oft entkommen die Eichhörnchen und ſind, ehe man ſich umſieht, wieder auf einem andern Baume.

Auf unſeren Streifereien begegneten wir oft Geſellſchaften von Seneka-Indianern, von der entgegen geſetzten Seite des Sees, die ſich mit der Eichhörnchen-Jagd beluſtigten. Sie ſchießen dieſe Thiere größtentheils mit Bogen und Blaſeröhren, mit welchen lezteren die Seneka-Indianer ungemein geſchickt umzugehen wiſſen. Das Blasrohr beſteht aus einer engen, gewöhnlich 6 Fuß langen, Röhre aus Schilfrohre oder markigem Holze, durch welche ſie kurze dünne Pfeile blaſen. Ein ſolcher Pfeil iſt nicht viel dicker als die Baßſaite einer Violine, unten mit einem dreieckigen Stückchen Zinn, und oben, auf 2 Zoll lang, mit den Haarkronen von Diſteln oder etwas ähnlichem beſetzt, wodurch er an dieſem Ende ſo dick wird, daß er nur gerade in die Röhre hineingebracht werden kann. Mit ſolchen Blaſeröhren ſchießen ſie

50 Schritte (Yards) weit. Ich habe oft junge Seneka-Indianer, die sich auf diese Art belustigten, Stunden lang verfolgt, und während der ganzen Zeit kein einziges Mahl gesehen, daß sie ihr Ziel in einer Entfernung von 10 bis 15 Schritte verfehlten, wenn sie auch nach kleinen rothen Eichhörnchen schossen, die nicht halb so groß als eine Ratze sind. Sie treiben den Pfeil mit einer solchen wunderbaren Kraft aus dem Rohre, daß er oft bis zur Wolle durch den Kopf des größten schwarzen Eichhörnchens fährt. Die Wirkung dieser Blaseröhre scheint gleichsam magisch zu sein. Der Pfeil fliegt mit Blitzesschnelle durch die Luft, und man sieht ihn nicht eher, als bis er im Körper des Thieres steckt.

Die Seneka-Nation ist eine der sechs Nationen, die sonst den allgemeinen Nahmen Irokesen hatten. Ihr vornehmstes Dorf liegt am Buffalo-Krihk, der sich, am Neu-Yorker Ufer, in das östliche Ende des Erie-Sees ergießt. Wir fuhren eines Morgens im Boote des Schiffes zu diesem Dorfe hinüber; aber alle Indianer, Männer, Weiber und Kinder, zusammen an 600 Personen, hatten sich frühmorgens zum Fort Niagara begeben, wo man ein Gastmahl für sie bereitet hatte. Wir wandelten in der Gegend des Dorfes umher, verzehrten, auf einem Grasplatze, etwas kalte Küche, die wir mit uns genommen hatten, und kehrten Abends wieder zum Boote zurück.

Der Mündung des Buffalo-Krihks gegenüber befindet sich eine große Sandbank, über welche man

zuweilen mit keinem andern Fahrzeuge als einem Flachboote kommen kann. Auch wir fanden es nicht leicht mit dem großen vierrudrigen Boote des Schiffes in den Krihk hinein zu komnen; aber bei der Rückkehr waren wir wirklich in der größten Gefahr. Der Wind, der westlich war, mithin die ungeheure Wassermasse im See gegen die Mündung des Krihks hintrieb, hatte, bei unserer Abwesenheit am Ufer, ansehnlich zugenommen, und die Wellen hatten angefangen, sich mit solcher Gewalt über der Bank zu brechen, daß wir nicht ohne Graus an die Ueberfahrt denken konnten. Der Admiral der Königlichen Schiffe auf dem See, der am Steuerruder saß, entschloß sich demungeachtet noch bei Nacht hinüber zu fahren; er legte uns daher ein tiefes Stillschweigen auf, damit die Matrosen seine Befehle hören könnten, und nun begaben wir uns dreist mitten in die Wellen. Das Boot wälzte sich jezt auf die fürchterlichste Art umher; zuweilen stieg es auf einer mächtigen Welle in die Höhe, kam dann wieder herab und stieß mit unglaublicher Gewalt auf die Bank, und zulezt blieb es fest auf dem Sande sitzen. Weder Ruder noch Steuerruder waren jezt vom geringsten Nutzen; wir gaben alle Hofnung auf, gerettet zu werden; die Wellen, die auf uns zu rollten, brachen sich an allen Seiten mit einem Geräusche, das dem Donner glich. Mit jedem Augenblicke erwarteten wir, daß das Boot von einer derselben umgeschlagen werden würde, als glücklicherweise eine große Welle, die etwas weiter

fortlief als die anderen, ehe sie sich brach, uns wieder flott machte. In diesem Augenblicke boten die Rudernden alle Kräfte auf, und so gelangten wir wieder in das tiefe Wasser; indeß dauerte es doch noch mehrere Minuten ehe wir glücklich aus den furchtbaren Brandungen herauskamen. Ein Boot mit zwei Rudern wagte es, uns zu folgen, wurde aber augenblicklich von einer Welle verschüttet, die sich über dasselbe hinstürzte. Unsere Bemühung, der Mannschaft desselben zu Hülfe zu kommen, war vergebens; wir wurden daher eine Zeit lang von dem traurigen Gedanken gequält, daß sie, vielleicht einige wenige Schritte von uns, mit dem Tode kämpfen möchten; aber ehe wir noch das Ufer aus dem Gesichte verloren, hatten wir das Vergnügen, sie alle wohlbehalten am Gestade stehen zu sehen, wohin sie sich durch Schwimmen gerettet hatten.

Als wir uns etwa sieben Tage zu Fort Erie aufgehalten hatten, nahm der Wind eine günstige Wendung, die Signal-Kanonen wurden gelöset, die Passagiere begaben sich an Bord, und eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang stachen wir in See. Es war beinahe ein solcher Abend, wie der, den wir bei unserer Abfahrt von Kingston hatten. Der mächtige, nur durch den Horizont begränzte, See glühete von den prächtigen Farben des westlichen Himmels, die er von seiner glatten Oberfläche zurückwarf; und der Gipfel des hohen Forstes, die Zierde des Gestades, schien, als die Sonne hinter ihm unterging, mit Gold

gesäumt zu sein. Wir hatten während des ersten Theils der Nacht nur wenig Wind, aber nachher erhob sich eine lebhafte Kühle, so daß wir um 10 Uhr des folgenden Morgens schon 40 Meilen vom Forste entfernt waren. Dieser günstige Wind hielt indeß nicht lange an; der Himmel überzog sich mit Wolken, die Wellen fingen an, sich mit Ungestüm zu wälzen, der Kapitain hielt es daher für rathsam, einen Sicherheitsort vor dem herannahenden Sturme zu suchen, und so machten wir denselben Weg, der uns so viel Vergnügen gewährt hatte, mit aller möglichen Eile zurück. Wir hatten indeß nicht nöthig, ganz zum Fort Erie zurück zu kehren, sondern liefen in einer kleinen Bai ein, die sich an derselben Seite des Sees befindet, und von der Abineau-Spitze beschützt wird. Um 3 Uhr Nachmittags war das Schiff glücklich vor Anker gelegt, worauf wir uns, im großen Boote, an das Ufer begaben, welches noch etwa 2 Meilen entfernt war.

Die Abineau-Spitze ist eine lange, enge Erdzunge, welche, in beinahe südlicher Richtung, in den See hinein ragt. An jeder Seite derselben befindet sich eine geräumige Bai, die beide gute Ankerplätze geben. Der äußere Theil der Spitze ist mit Felsen bedeckt, die eine horizontale Lage haben und sich, fast in gleicher Höhe mit dem Wasser, so weit in den See erstrecken, daß sich Boote dem Ufer nur an wenigen Stellen nähern können. Die Felsen haben eine Schieferfarbe, dabei aber Flecken und in verschiedener

Richtung laufende Streifen, von einer schmutzig gelben Farbe. An vielen Stellen sind sie durchlöchert, gleichsam als ob sie der Wirkung des Feuers ausgesetzt gewesen wären. Die Ufer der Bai's haben diese Beschaffenheit nicht, sondern sind mit Sand bedeckt; indeß glaube ich, daß man, beim Nachgraben, an den mehrsten Stellen des Ufers dieselbe Felsenart finden würde, die man an dem äußern Theile der Spitze sieht; denn da, wo der sandige Theil des Ufers anfängt, fällt es in die Augen, daß die Felsen mit Sand bedeckt gewesen sind, der nachher von den Wellen des Sees fortgespühlt worden ist. Das nördliche Ufer des Sees hat gleichfalls viele Felsen von der beschriebenen Art.

An der westlichen Seite der Abineau-Spitze hat der Strand ganz das Ansehen der Seeküste. Er ist mit einer Menge großer Muscheln von verschiedener Art bestreuet; man sieht beständig unzählige Mewen über demselben, und wenn der Wind aus Westen kommt, brechen sich die Wellen an demselben so fürchterlich, als es an irgend einer Gegend der Englischen Küste der Fall ist. Die Sandberge, die sich auf der Abineau-Spitze aufgehäuft haben, erregen Staunen. Die, welche dem See am nächsten und noch nicht lange von den Stürmen zusammengetrieben sind, haben nicht das geringste Grün; andere hingegen, welche sich hinter diesen, beinahe im Mittelpunkte der Spitze, befinden, scheinen von Anbegin der Welt vorhanden gewesen zu sein, und sind von oben

bis unten mit den ſtämmigſten Eichen bewachſen. Im Allgemeinen haben dieſe Berge eine unregelmäßige Geſtalt, doch ſind ſie an einigen Stellen ſo eben und gerade, daß ſie der Hand der Kunſt ihren Urſprung zu verdanken ſcheinen, und daß man ſich einbildet, Bollwerke von großen Feſtungen zu erblicken. Dieſe regelmäßigen Bollwerke laufen nach allen Richtungen, vorzüglich aber von Norden nach Süden; ein Beweis, daß die Weſtwinde ehemahls in dieſer Gegend des Landes eben ſo ſehr die Oberhand hatten, als es noch heut zu Tage der Fall iſt. Ich bin überzeugt, daß ſich einige dieſer Berge mehr als 100 Fuß über die Waſſerfläche des Sees erheben.

Der Boden an der öſtlichen Seite der Spitze iſt weder ſo gebrochen noch ſo ſandig, als der Boden der entgegen geſetzten Seite; auch trafen wir daſelbſt zwei Meierhöfe, deren jeder an 30 Morgen abgetriebenes Land neben ſich hatte. In einem der Häuſer kauften wir ein Paar Schaafe, etwas Geflügel und Kartoffeln, womit wir unſern Vorrath an Lebensmitteln verſtärkten, denn wir hatten Urſache zu vermuthen, daß unſere Waſſerfahrt nicht ſobald beendiget werden würde. Indeß die Leute die Kartoffeln ausgruben, deckte die alte Hausfrau ihren kleinen Tiſch, und trug Speiſen auf, ſo gut ſie hier zu haben waren, nähmlich groben Brodkuchen, gebratene Kartoffeln, und eingeſalzenes Bärenfleiſch, welches lezteres keinesweges unſchmackhaft war. Die Schinken von jungen Bären ſind hier zu Lande eine beliebte Speiſe, die wir in den obern

Gegenden des Landes sehr häufig auf den Tischen sahen. Dieses Fleisch ist außerordentlich saftig und fett, soll aber dennoch dem Magen nie beschwerlich fallen.

Gegen Abend kehrten wir an Bord zurück, und da sich der Sturm fast gänzlich gelegt hatte, so konnten wir ruhig und ungestört schlafen.

Beim Anbruche des folgenden Tages fuhr ich in einem Boote ans Ufer, um mich einer Gesellschaft anzuschließen, die, wie ich Abends vorher gehört hatte, auf die Bären-Jagd gehen wollte. Als ich an das Land gestiegen war, fand ich Jäger und Hunde zum Aufbrechen bereit; wir luden jezt unsere Flinten und begaben uns in die Wälder. Die hiesigen Einwohner widmen, so wie die der hintern Gegenden der vereinigten Staaten, einen großen Theil ihrer Zeit der Jagd, und sind in der Verfolgung aller Arten von Wild nicht ungeschickt. Sie schießen fast ohne Ausnahme mit gezogenen Büchsen, deren sie sich mit der größten Geschicklichkeit zu bedienen wissen. Diese Büchsen kommen fast alle aus England. Am mehrsten werden die geschätzt, welche Kugeln schießen, von denen dreißig auf ein Pfund gehen. In den Staaten schießen die Jäger gewöhnlich mit weit kleineren Kugeln, von denen sechszig nicht mehr als ein Pfund wiegen. Die Hunde, deren man sich zur Bären-Jagd bedienet, sind von großer Art; am mehrsten scheint man diejenige Spielart zu schätzen, welche zwischen dem Schweißhunde und Bullenbeißer in der Mitte steht. Diese Hunde verfolgen, wie es die mehrsten

Jagdhunde thun würden, die Spur des Bären; vorzüglich gebraucht man sie aber dazu, das Thier aufzuhalten, wenn es angeschossen ist, oder es zu verfolgen, wenn es, indeß der Jäger von neuem ladet, davon laufen will. So lange die Bären noch entfliehen können fallen sie weder Menschen noch Hunde an; sind sie aber einmahl verwundet oder umzingelt, so fechten sie mit der größten Wuth. Die jungen Bären klettern, sobald sie den Hund erblicken, gewöhnlich auf die Bäume; die alten hingegen, die sich gleichsam ihres Vermögens, es mit einem Hunde aufzunehmen, und der Gefahr, welcher sie ausgesetzt sind, wenn sie auf die Bäume steigen, bewußt sind, thun dieses niemahls, ausgenommen wenn sie einen Jäger zu Pferde ankommen sehen, welcher Anblick ihnen große Furcht einjägt.

Die Wilden gehen gewöhnlich in großen Gesellschaften auf die Bären-Jagd. Kommen sie in eine Gegend, wo sie diese Thiere im Hinterhalte vermuthen, so bilden sie einen großen Kreis, und suchen dieselben im Anrücken aufzuscheuchen. Nur selten vereinigen sich weiße Einwohner in hinlänglicher Anzahl mit einander, um auf diese Art das Wild aufzujagen; haben sie aber Leute genug, um sich so vertheilen zu können, so thun sie es immer. Wir bedienten uns jezt dieser Methode, und rückten auf diese Art bis zur Abineau-Spitze vor, wo drei bis vier Menschen vollkommen hinreichend sind, einen Bären zwischen dem Wasser und dem festen Lande einzusperren. Die Abi-

neau-Spitze war, für dieſes Jahr, eine ſehr günſtige Gegend zum Jagen, denn die Bären waren, wie oben erwähnt iſt, auf ihrer Wanderung nach Süden begriffen, und näherten ſich, als ſie aus den obern Gegenden herab kamen, dem äußern Ende der Spitze, gleichſam als ob ſie wünſchten, auf dem allerkürzeſten Wege zur entgegen geſetzten Seite des Sees zu kommen. Nur ſelten verging ein Morgen, wo wir nicht eins oder zwei dieſer Thiere auf dem See trafen. Ein erfahrner Jäger hier zu Lande kann die Spur eines Bären, Rehes oder irgend eines anderen großen Thieres in den Wäldern leicht von einander unterſcheiden, und mit ziemlicher Beſtimmtheit ſagen, vor wie langer Zeit das Thier dieſen Weg genommen hatte. Als wir, zwiſchen zweien der Sandberge auf der Spitze, an ein langes Thal kamen, durch welches die Bären ihren Weg zu nehmen pflegen, wenn ſie zum Waſſer wollen, ſo ſagten die Jäger, welche ich begleitete, einſtimmig, wie viele derſelben die vergangene Nacht aus der obern Gegend herab gekommen wären, und wie viele junge ſich unter denſelben befunden hätten. Für das Auge eines gewöhnlichen Beobachters iſt die Spur dieſer Thiere zwiſchen den Blättern durchaus unmerkbar, und wirklich konnte ich oft, wenn mir die Jäger die Stelle zeigten, mit der größten Anſtrengung kaum den Eindruck der Füße bemerken; die Jäger hingegen entdeckten dieſe Fußſtapfen auf den erſten Blick.

Haben die Jäger einen großen Bären getödtet,

ſo iſt ihre erſte Sorge, ihm das Fell abzuziehen. Dieſes iſt eine Arbeit von wenigen Minuten, denn ſie tragen immer Meſſer bei ſich, die beſonders dazu eingerichtet ſind. Nach dieſem wird die Karkaſſe zerſchnitten, wozu der Tomahawk, ein Inſtrument, welches ſie gleichfalls immer bei ſich zu führen pflegen, beſonders gut zu gebrauchen iſt. Die beſten Theile des Thieres werden alsdann geſammelt, und mit nach Hauſe genommen; das Uebrige bleibt im Walde liegen. Die Wilden ſchätzen beſonders die Klauen der Bären; ſie werden mit dem Fleiſche junger Bären gedämpft, und machen bei allen Feſtlichkeiten eins der vorzüglichſten Gerichte aus. Wenn das Thier getödtet iſt, werden die Klauen mit einem Meſſer abgeſchnitten, und alsdann eingeräuchert. Die Bärenfelle werden von den Pächtern auf dem Lande, die einen großen Werth auf dieſelben ſetzen, zu allen möglichen Zwecken angewendet. Die Zubereitung derſelben iſt ganz einfach; ſie werden an einer Mauer oder zwiſchen zweien Bäumen vor der Sonne ausgebreitet, und alsdann täglich mit einem Meſſer oder einem Stücke Eiſen geſchabt, wodurch das Fett oder Oel herausgebracht wird, welches ſich in anſehnlicher Menge abſondert. Die Felle der Waſchbären, Rehe u. ſ. w. werden auf dieſelbe Art zubereitet. Auch haben die Wilden eine Methode dieſe verſchiedenen Häute ſo zu gerben, daß die Haare auf denſelben ſitzen bleiben, und ſie zugleich ſo geſchmeidig als ein Stück Tuch werden. Hauptſächlich wird dieſes dadurch zuwege

gebracht, daß man die Felle, im Rauche eines Holzfeuers, mit den Händen reibt.

Gegen Mittag wurde die Jagd aufgehoben, und die Gesellschaft kehrte zu ihrer Wohnung auf der Spitze zurück. Bei meiner Ankunft daselbst traf ich meine Reisegesellschafter, die so eben an das Ufer gekommen waren; wir lustwandelten eine kurze Zeit in dem Gehölze umher, und gingen darauf wieder an Bord, um daselbst unser Mittagsessen zu uns zu nehmen.

Der Himmel war den ganzen Tag trübe gewesen, und wurde es immer mehr, je weiter es auf den Abend kam; Alle an Bord prophezeieten noch vor Morgen einen fürchterlichen Sturm. Da ich zu keiner Zeit ein großer Freund des Wassers war, so faßte ich sogleich den Entschluß, die Nacht am Ufer zuzubringen; ich ließ mich daher mit meinem Bedienten, in einem Boote, zum obern Theile der Bai an der östlichen Seite der Spitze fahren, und stieg daselbst ans Land. Ganz uns selbst überlassen schlugen wir hier, geschützt von einem der Sandberge, unser Zelt bei Mondenschein auf, zündeten vor demselben ein großes Feuer an, legten uns alsdann nieder, und wurden bald von dem hohlen Gebrülle des Windes, der zwischen den hohen Bäumen des Waldes tobte, in Schlaf gewiegt. Ganz anders ging es meinen Gesellschaftern; diese kamen am folgenden Morgen zu mir und stimmten ein Klagelied an, daß sie mir nicht am Ufer Gesellschaft geleistet hatten. Der See war

die

die ganze Nacht ſehr ungeſtüm geweſen; der Wind hatte ſich nach Süden gedrehet, die Abineau-Spitze konnte daher dem Schiffe nur wenig Schutz verleihen. Durch das fürchterliche Hin- und Herſtoßen hatte es einen Leck bekommen, das Waſſer war hineingedrungen, als ob es aus einer Pumpe gekommen wäre; die größte Verwirrung hatte ſich aller bemächtiget, und die Matroſen waren den größern Theil der Nacht beſchäftiget geweſen, den Leck auszuſtopfen. Da das Schiff alt, gebrechlich und auf ſeiner lezten Reiſe war, ſo hatte man beſorgt, es würden ſich, ehe der Morgen erſchiene, noch ſchlimmere Vorfälle ereignen, und weder das Schiffsvolk noch die Paſſagiere waren eher ruhig geworden, als bis Tagesanbruch, da ſich denn der Wind zulezt gelegt hatte. — Wir ſtreiften dieſen Morgen, zum Vergnügen, mit unſern Vogelflinten in den Wäldern und an den Ufern des Sees umher. Am Strande fanden wir eine Menge Mewen und verſchiedene Raubvögel, als Habichte, Falken u. ſ. w. Auch trafen wir hier große Heere von Sandlerchen, wie ſie von den hieſigen Einwohnern genannt werden, die, in Anſehung der Farbe, des Ganges und des Benehmens, Aehnlichkeit mit grauen Kibitzen haben, ſo daß ſie, wenn ſie ſich auf dem Boden befinden, für dieſelben Vögel angeſehen werden können; ſie ſind indeß viel kleiner als dieſe und nicht viel größer als Sperlinge. In den Waldungen trafen wir zum erſten Mahle eine Flucht Spruce-Rebhüner oder Faſanen, wie ſie hier zu Lande

genannt werden. In Anſehung der Farbe iſt dieſer Vogel dem Engliſchen Rebhuhne nicht unähnlich, aber er iſt größer, und ſein Fleiſch hat beinahe denſelben Wohlgeſchmack, als das Fleiſch der Engliſchen Faſanen. Er unterſcheidet ſich ſowohl von den Rebhühnern, als den Faſanen, die man in Maryland und in den mittleren Staaten findet, in mancher Hinſicht; am mehrſten aber durch ſeine außerordentliche Zahmheit oder vielmehr Dummheit. Ehe die Flucht ſich davon machte, ſchoß ich drei dieſer Vögel, einen nach dem andern, vom Baume herab, und wenn ich mit der gehörigen Verfahrungsart bekannt geweſen wäre, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ich ſie alleſammt nach einander herab geſchoſſen haben würde. Es ſcheint, als ob man immer denjenigen Vogel zuerſt ſchießen muß, der am tiefſten auf einem Baume ſitzt, und dann die höher ſitzenden. Fängt man es auf dieſe Art an, ſo werden die Ueberlebenden ganz und gar nicht in Schrecken geſetzt. Da ich dieſes Geheimniß noch nicht wußte, ſo ſchoß ich einen der zu oberſt ſitzenden Vögel, und die Störung, welche dieſer durch ſein Herabfallen verurſachte, vertrieb ſogleich die ganze Schaar.

Als wir von unſerm Spaziergange in den Wäldern zum Geſtade des Sees zurück kehrten, fanden wir, zu unſerer größten Freude, daß der Wind zur Fortſetzung unſerer Fahrt vollkommen günſtig war; nach wenigen Minuten hörten wir das Signal und ſahen das Boot des Schiffes herankommen, uns

vom Ufer abzuholen. Wir kamen noch früh genug an Bord, um uns mit zu Tiſche zu ſetzen, aber erſt um Mitternacht waren wir im Stande, weiter zu ſeegeln, denn das Hochwaſſer war noch ſo ſtark, daß es der Kapitain für unvorſichtig hielt, ſich früher als um dieſe Zeit aus der Bai hinaus zu wagen. Des Morgens befanden wir uns bei den fruchtbaren, prächtigen Gegenden der ſüdlichen Seite des Sees. Die Waſſerfläche war eben, der Himmel heiter, und Jeder war entzückt durch die Fahrt. An dieſem Tage war es, als wir, wie oben geſagt iſt, die Wolke über dem Niagara-Waſſerfalle, in der großen Entfernung von 54 Meilen, erblickten.

Der Erie-See hat eine elliptiſche Geſtalt, iſt an 300 Meilen lang, und an der breiteſten Stelle 90 Meilen breit. Die Tiefe ſeines Waſſers beträgt nicht mehr als 22 Klafter. Iſt das Wetter ruhig, ſo können Schiffe in jeder Gegend deſſelben mit Sicherheit vor Anker liegen; bei ſtürmiſchem Wetter hingegen iſt das Ankern in einem offen liegenden Theile des Sees nicht ſicher, denn der Boden hat lockeren Sand, die Anker können daher nicht feſt halten. Sobald ſich ein Wind erhebt, wird das Waſſer gleich trübe, des gelben Sandes wegen, der vom Grunde des Sees hinauf geſpühlt wird. Bei ſtillem Wetter iſt das Waſſer hell und dunkelgrün. Das nördliche Ufer des Sees iſt ſehr felſicht, ſo wie dies auch der Fall bei den Inſeln iſt, die in großen Gruppen nahe am weſtlichen Ende des Sees liegen; doch trifft man

an den mehrsten Stellen des südlichen Ufers ein schönes Sand-Gestade. Die Höhe des, an den See gränzenden, Landes ist sehr unbestimmt; an einigen Stellen steigen lange Reihen steiler Berge unmittelbar aus dem Wasser hervor; an anderen hingegen sind die Ufer so flach und niedrig, daß wenn das Wasser nur etwas über seine gewöhnliche Höhe steigt, die Gegend, eines starken, Landeinwärts gehenden, Windes wegen, Meilen weit unter Wasser gesetzt wird.

Ein junger Mann, der, kurz vor unserer Ankunft hieselbst, mit Depeschen über den See geschickt worden war, mußte, mit mehreren der Gesellschaft, weil eine solche Ueberschwemmung an niedrigen Stellen des Ufers statt fand, sein Leben einbüßen. Ich habe hier zu bemerken, daß es, wenn man den See mit einem Bateau beschiffet, gewöhnlich ist, sich so dicht am Ufer zu halten als möglich. Ist ein Sturm zu befürchten, so rudert man sogleich an das Ufer; welches mit vollkommener Sicherheit geschehen kann, da der Boden eines solchen Fahrzeuges sehr flach ist. Auch dieser junge Mann war der Küste nahe, als sich plötzlich ein heftiger Sturm erhob. Man seegelte sogleich auf das Ufer zu, aber unglücklicherweise wurde das Fahrzeug, als es eben auflief, nicht gehörig regieret, es neigte sich nach einer Seite und saß fest. Die Wellen hatten bereits angefangen, mit schrecklichem Ungestüme auf das Ufer los zu stürmen; eine lief immer weiter fort als die andere. Die guten Leute wurden bestürzt, und statt alle Kräfte aufzu-

bieten, dem Bateau ſeine vorige Lage wieder zu geben, packten ſie einige ihrer Sachen auf, und ſuchten ſich durch die Flucht zu retten; aber das Waſſer verfolgte ſie, des zunehmenden Sturmes wegen, mit ſolcher Schnellheit, daß, ehe ſie noch einen Zufluchtsort erreichen konnten, alle davon überwältiget wurden, ausgenommen zwei von ihnen, die Gegenwart des Geiſtes und Geſchicklichkeit genug beſaßen, einen hohen Baum zu erklimmen. — Die Urſache, warum die Stürme auf dem Erie-See ſo gewöhnlich ſind, ſoll in der unregelmäßigen Höhe des Landes beider Seiten zu ſuchen ſein. Die Ufer des Ontario-Sees ſind niedriger und gleichförmiger, als die Ufer aller übrigen Seen; daher iſt dieſer auch, wie bereits bemerkt worden, der ruhigſte.

Es fehlt den Ufern dieſes Sees ſehr an guten Häfen. An ſeiner nördlichen Seite finden ſich nur zwei Stellen, die Fahrzeugen, welche tiefer als ſieben Fuß untertauchen, Schutz verleihen könnten, nähmlich die Abineau- und die lange Spitze (long point). Aber ſelbſt dieſe gewähren nicht immer Schutz; dreht ſich der Wind, wenn die Schiffe bei demſelben vor Anker liegen, nach Süden, ſo ſind ſie großen Gefahren ausgeſetzt. Am ſüdlichen Ufer iſt der erſte Hafen, den man trifft, wenn man vom Fort Erie kommt, der Presqu' Isle-Hafen. Schiffe, die ſieben Fuß untertauchen, können in demſelben mit größter Sicherheit vor Anker liegen; aber es iſt keine leichte Sache hinein zu kommen, denn vor ſeiner Mündung

befindet sich eine große Sandbank. Presqu' Isle liegt 60 Meilen von Fort Erie entfernt. Weiter oben, zwischen dem westlichen und dem südlichen Ende des Sees beinahe in der Mitte, befindet sich, an der Mündung des Kayahega-Flusses, noch ein Hafen, der kleine Fahrzeuge aufnehmen kann, und noch ein anderer an der Mündung des Sandusky-Flusses, welcher sich, innerhalb des westlichen Gebietes der Staaten, in den See ergießt. Nur selten laufen Brittische Schiffe in einen dieser Häfen ein, denn sie fahren fast ohne Ausnahme nur zwischen Fort Erie und dem Detroit-Flusse. Fahren sie ja höher hinan, und machen sich widrige Winde auf, denen sie nicht entgegen arbeiten können, so begeben sie sich gewöhnlich zum Fort Erie zurück, wenn sie zum Detroit-Flusse wollen, oder zu einer der Bai's, zwischen den Inselgruppen am westlichen Ende des Sees, wenn Fort Erie das Ziel ihrer Fahrt ist. Es ereignet sich nicht selten, daß Schiffe, selbst wenn sie schon bis zu diesen Inseln, deren nächste doch 240 Meilen vom Fort Erie entfernt liegt, vorgerückt sind, wieder bis ganz zu diesem Fort von den Stürmen zurück getrieben werden. Als wir eben im Begriff waren, bei der Mittel-Insel (Middle Island), welche eine der nächsten ist, Anker zu werfen, erhob sich plötzlich ein starker Wind, der es uns sehr schwer machte, unseren Standpunkt zu erhalten. Der Kapitain sagte nachher, er habe wirklich befürchtet, wieder zu der lezten Station zurück getrieben zu werden.

Es war um 2 Uhr des dritten Tages nach unſerer Abfahrt von der Abineau-Spitze, als wir die Mittelinſel erreichten. Wir lagen bis zum folgenden Morgen vor Anker, alsdann nahm der Wind eine etwas günſtigere Richtung, und ſetzte uns in den Stand, einige Meilen weiter nach einer ſicheren Stelle zu fahren, die von allen Seiten mit Inſeln umgeben war; aber hier mußten wir, des Windes wegen, drei Tage liegen blieben. Es iſt ein ſehr ſeltener Fall, daß Schiffe, die vom Erie-See nach irgend einem Orte am Detroit-Fluſſe ſeegeln, ihre Fahrt vollenden, ohne zwiſchen dieſen Inſeln angehalten zu haben; denn derſelbe Wind, welcher ihnen vom öſtlichen zum weſtlichen Ende des Sees günſtig war, kann ſie nicht auch zugleich den Fluß hinan führen. Der Fluß läuft beinahe in einer ſüdweſtlichen Richtung, ſein Strom iſt ſehr ſtark, und wenn der Wind nicht friſch und beinahe in entgegen geſetzter Richtung wehet, ſo kann man nicht von der Stelle kommen. Die Schiffahrt auf dem Erie-See iſt, im Allgemeinen, ſehr ungewiß, und Paſſagiers, die in einem der Königlichen oder vornehmſten Handels-Schiffe hinüberfahren, müſſen nicht allein doppelt ſo viel bezahlen, als die Ueberfahrt über den Ontario-See koſtet, ſondern auch Ankergeld geben, das iſt, eine gewiſſe Summe täglich, ſo lange das Schiff von ungünſtigen Winden in einem Hafen aufgehalten wird. Jeder Paſſagier in der Kajüte muß täglich 3 Dollars Ankergeld bezahlen.

Die Inſeln des weſtlichen Endes des Sees, die von verſchiedener Größe ſind, liegen dicht neben einander, und gewähren einen ungemein ſchönen Anblick. Die größten derſelben haben nicht mehr als 14 Meilen, und manche kaum ſo viele Schritte im Umfange. Sie ſind alle, ſelbſt die kleinſten, mit allerlei Bäumen beſetzt. Die größeren Inſeln bringen viel gutes Nutzholz, vorzüglich Eichen, Heckerynußbäume und rothe Zedern hervor; welche leztern hier eine weit anſehnlichere Höhe, als in einer andern benachbarten Gegend des Landes erreichen, und ſelbſt bis zu den Brittiſchen Niederlaſſungen am Detroit-Fluſſe, 40 Meilen weit, verſendet werden. Keine dieſer Inſeln ragt beſonders über den See hervor; auch befinden ſich keine Anhöhen auf denſelben; die mehrſten ſind durchaus flach, und auf einigen der größeren trifft man große Teiche und Sümpfe. Das ſchöne Bauholz, welches dieſe Inſeln hervorbringen, zeigt an, daß der Boden ungemein fruchtbar ſein muß. Im Winter, wenn der See zwiſchen den Inſeln und dem feſten Lande zugefroren iſt, findet man auch Bären auf einigen derſelben; doch bleiben ſie nicht beſtändig da. Alle Inſeln ſind mit Schlangen überhäuft; auf einigen derſelben ſind die Klapperſchlangen in ſo großer Menge zu finden, daß es weit im Sommer wirklich gefährlich iſt, an denſelben zu landen. Es war ſchon ſpät im September, als wir uns in dieſer Gegend befanden; kaum hatten wir aber einige Minuten am Ufer der Baß-Inſel zugebracht, als wir auch ſchon

mehrere dieſer ſchädlichen Thiere zwiſchen den Büſchen ſahen. Einige größere wurden von den Seeleuten getödtet.

Man trifft in dieſer Gegend des Landes zwei verſchiedene Arten der Klapperſchlange. Die eine hat eine dunkelbraune Farbe, mit gelb untermengt, und wird ſelten unter 30 Zoll lang gefunden. Sie hält ſich vorzüglich in ſumpfigen Gegenden und niedrig liegenden Wieſen auf, wo ſie den Kühen, die von ihr beim Graſen in die Lippen gebiſſen werden, großen Schaden zufügt. Die andere Art hat eine grünliche Farbe, mit braun gemiſcht, und wird beinahe zwei Mahl größer als die erſte. Die mehrſten erreichen eine Länge von 3 bis 4 Fuß, und ſind ſo dick wie ein Mannsarm. Die Klapperſchlange iſt, im Verhältniſſe zu ihrer Länge, weit dicker als jede andere Schlange; am dickſten iſt ihr Körper, der beinahe eine dreieckige Geſtalt hat, in der Mitte; der Bauch iſt platt und der Rückgrath ragt mehr hervor, als irgend ein anderer Theil des Körpers. Man ſagt, das Thier bekomme jährlich ein neues Gelenke an ſeine Klapper, woran ich indeß zweifle, denn die größten Schlangen haben oft die wenigſten Gelenke an ihren Klappern. Ein Arzt in der Gegend von Newmarket, hinter den blauen Bergen in Virginien, beſaß eine Klapper, mit nicht weniger als dreißig Gliedern, und doch war die Schlange, welcher ſie zugehört hatte, kaum 5 Fuß lang. Dahingegen hat man Klapperſchlangen in derſelben Gegend und von derſel-

ben Art gefunden, die weit länger waren, und deren Klappern nur aus 10 Gliedern beſtanden. Eine der Schlangen, die wir auf der Baß-Inſel, im Erie-See, tödten ſahen, hatte nur 5 ſolcher Glieder, und war doch beinahe 4 Fuß lang.

Verwundet oder reizt man die Klapperſchlange, ſo zeigt ihre Haut eine Menge ſchöner Farrben, die man zu einer andern Zeit nicht ſehen kann. Nicht mit den Zähnen verwundet die Klapperſchlange ihren Feind, ſondern mit zwei langen, gekrümmten, mit den Spitzen zur Kehle hinlaufenden, Zungen in der obern Kinnlade. Will ſie dieſelben brauchen, ſo richtet ſie ſich ſo hoch als möglich auf, wirft den Kopf zurück, läßt die untere Kinnlade ſinken, ſpringt, auf dem Schwanze ſtehend, vorwärts und ſucht ſich gleichſam an ihrem Gegner feſt zu haken. Um ſich zu erheben, rollt ſie ſich zuerſt in einer Spiral-Linie auf, und zwar mit dem Kopfe in der Mitte. Sie kann nicht weiter vorwärts ſpringen, als etwa die Hälfte ihrer eigenen Länge.

Das Fleiſch der Klapperſchlange iſt ſo weiß als der zarteſte Fiſch, und wird von denen, die das Vorurtheil nicht vom Genuſſe deſſelben abhält, ſehr geſchätzt. Die Suppe, die davon gekocht wird, ſoll wohlſchmeckend und ſehr nahrhaft ſein.

Bei meinem Spaziergange auf den Inſeln, zwiſchen denen wir vor Anker lagen, fand ich mehrmahls die abgeworfenen Häute dieſer Schlangen, welche, nach der Meinung der Landleute in Oberkanada, ſehr

wirksam bei Rheumatismen sein sollen, wenn man sie auf den kranken Theil legt und mit einer Binde befestiget. Auch behauptet man, der Körper der Klapperschlange gebrannt, alsdann zu einem feinen Pulver gestoßen und mit Branntwein übergossen, sei ein unfehlbares innerliches Mittel gegen diese Krankheit. Man nimmt von diesem Aufgusse drei Mahl des Tages ein Weinglas voll. Am ersten Tage thut es kaum irgend eine andere Wirkung, als bloßer Branntwein; am Ende des zweiten hingegen überzieht sich der Körper des Kranken mit einem kalten Schweiße, alle Gelenke schmerzen ihm, und seine Glieder werden so schwach, daß er sich kaum aufrecht halten kann. Es wird zuerst immer schlimmer mit ihm, fährt er aber einige Tage mit dem Gebrauche des Mittels fort, so verliert sich nach und nach aller Schmerz, und die verlornen Kräfte kehren wieder zurück.

Außer den Klapperschlangen finden sich noch vielerlei andere Schlangen auf diesen Inseln im Erie-See. Ich selbst tödtete einige, die von allen andern, welche ich in irgend einer Gegend dieses Landes gesehen hatte, durchaus verschieden waren. Unter diesen befand sich eine, die, wie man mir sagte, im höchsten Grade giftig war. Sie war etwas länger als 3 Fuß, ihr Rücken war vollkommen schwarz, und der Bauch hatte eine lebhafte Orangefarbe. Ich fand sie zwischen den Felsen auf der Mittelinsel; als ich sie am Schwanze verwundet hatte, drehete sie sich mit unbeschreiblicher Wuth um, und wollte sich vertheidigen.

Herr Carver ſpricht von einer Schlange, welche dieſen Inſeln eigenthümlich ſein ſoll, und von ihm die ziſchende Schlange genannt wird. „Sie iſt," ſagt er, „von der kleinen, gefleckten Art, und an 18 Zoll lang. „Nähert ſich ihr etwas, ſo legt ſie ſich ſogleich platt „nieder, und ihre bunten Flecke werden, durch die „Wuth, viel deutlicher. Auch bläſ't ſie alsdann mit „großer Gewalt einen feinen Wind aus dem Maule, „der einen ekelhaften Geruch hat, und der, wenn er von „dem ſorgenloſen Wanderer eingeathmet wird, eine ſo „üble Wirkung auf den Körper deſſelben hervorbringen „ſoll, daß nach einigen Monathen der Tod erfolgen muß, „weil noch kein heilſames Gegenmittel entdeckt wor„den iſt." Herr Carver ſagt nicht, daß er dieſe Schlange ſelbſt geſehen habe; ich bin daher geneigt, anzunehmen, daß er hintergangen worden, und daß die ganze Nachricht eine Fabel ſei. Ich erkundigte mich bei Leuten, von denen dieſe Inſeln oft beſucht wurden, genau nach dem Daſein einer ſolchen Schlange, aber weder ſie, noch irgend andere, mit denen ich darüber ſprach, hatten irgend etwas von derſelben geſehen oder gehört, ausgenommen in Herrn Carvers Reiſen. Wollte ein Reiſender alle die Geſchichten von Schlangen glauben, welche hier im Umlaufe ſind, ſo müßte er auch für wahr annehmen, daß es eine Peitſchenſchlange giebt, welche, wie die Sage geht, das Rindvieh durch Wieſen und Wälder verfolgt, und es mit ihrem Schwanze ſo lange peitſchet, bis es, vom Laufen ermüdet, athemlos zu Bo-

den fällt, da denn die Schlange ihr Fleisch verzehrt. Ferner muß er glauben, daß es eine Faßreifschlange giebt, die es versteht, ihren Schwanz in einer gewissen Höhle ihres Maules zu befestigen, und sich alsdann, wie ein Faßreif oder ein Rad, mit solcher wunderbaren Geschwindigkeit fort zu rollen, daß ihrem mörderischen Rachen weder Mensch noch Vieh entrinnen kann.

Die Teiche und Sümpfe im Innern dieser Inseln sind reich an Enten und anderem wilden Geflügel, und die Ufer sind ganz mit Mewen bedeckt. In den Wäldern finden sich einige wenige kleine Vögel; doch sah ich keinen unter ihnen, der sich durch seinen Gesang oder sein Gefieder ausgezeichnet hätte.

Am lezten Tage des Septembers, bei Sonnenuntergange, verließen wir die Inseln, und am folgenden Morgen fuhren wir in den Detroit-Fluß. Dieser Fluß ist an seiner Mündung etwa 5 Meilen breit, und behält beinahe dieselbe Breite eine ansehnliche Strecke weit. Die Ufer sind mäßig hoch und dick mit Bäumen bewachsen; doch wurde die Aussicht nicht eher angenehm und schön, als bis wir in die, 4 bis 5 Meilen von dem neuen Brittischen Posten gelegene, Gegend kamen. Hier zeigten sich Ufer mit Indianischen Lägern und Dörfern geschmückt, und über dieselben hinaus erblickte man die Brittischen Niederlassungen in ihrer ganzen Schönheit. Der Fluß war mit Indianischen Kanots und Flachbooten bedeckt, und verschiedene Lustboote, die den Offiziers

der Garniſon und Kaufleuten gehörten, waren ausgefahren, uns zu empfangen, und kreuzten hin und her. Die beiden anderen Kriegsſchiffe, welche wir beim Fort Erie hinter uns gelaſſen hatten, und die Handelsſchiffe holten uns ein, gerade als wir uns in den Fluß begeben wollten; wir ſpannten alle Seegel aus, die wir hatten, und fuhren mit ihnen in Geſellſchaft hinein. Der Tag war ungemein heiter, und die Szene um uns her ſchön und angenehm.

Die anderen Schiffe ſeegelten den Fluß hinan, um ſich zu dem Engliſchen Poſten zu begeben; das unſrige aber, welches mit Geſchenken für die Indianer beladen war, warf, der Wohnung des erwähnten Herrn beim Indianiſchen Departement (welche im Diſtrikte Malden liegt) gegenüber, ſeine Anker aus. Er lud uns mit herzlicher Freundſchaft ein, während unſers Aufenthaltes in dieſer Gegend, in ſeinem Hauſe zu wohnen; wir nahmen dieſes Anerbieten mit Freuden an, und begaben uns mit ihm ans Ufer.

Dreiunddreißigster Brief.

Beschreibung des Distriktes Malden. — Anlegung neuer Englischer Posten daselbst. — Die Insel Bois-blanc. — Streitigkeiten zwischen den Engländern und Amerikanern des Eigenthumsrechts wegen. — Blockhäuser. — Kapitain E—'s Meierei. — Wilde. — Beschreibung des Detroit-Flusses und des daran gränzenden Landes. — Stadt Detroit. — Hauptquartier der Amerikanischen Armee. — Offiziers der westlichen Armee. — Vergebliche Mühe der Amerikaner, den Indianern eine große Meinung von ihrer Wichtigkeit beizubringen. — Gegend um Detroit. — Zweifel wegen unserer Rückkehr nach Philadelphia. — Beschließen unsern Weg über Presqu' Isle zu nehmen. — Abreise von Detroit.

Theurer Freund

Malden im Oktober.

Malden ist ein beträchtlich großer Distrikt, an der östlichen Seite des Detroit-Flusses, etwa 18 Meilen unterhalb der Stadt Detroit. In der untern Gegend des Distriktes befinden sich nur wenige Häuser, und diese stehen sehr weit auseinander; in der obern hingegen, die an den Fluß gränzt, und neben dem neuen Brittischen Posten, der seit der Räumung von Detroit angelegt wurde, ist eine kleine Stadt gegründet, die

ſchon mehr als 20 Häuſer enthält, und immer mehr in Flor kommt; auch haben ſich ſchon mehrere der Kaufleute, die ehemahls zu Detroit wohnten, dahin begeben. Weder dieſe kleine Stadt noch der neue Poſten haben bis jezt einen Nahmen erhalten; man nennt ſie gewöhnlich die neuen Brittiſchen Poſten, und die Stadt bei der Inſel Bois-blanc. Dieſe Inſel liegt im Fluſſe, Malden gegenüber, iſt an 2 Meilen lang und eine halbe Meile breit.

Als zuerſt von der Einräumung der Stadt Detroit die Rede war, ſo richteten die Engländer ihr Augenmerk auf dieſe Inſel, als einen nicht unzweckmäßigen Ort für den neuen Poſten; es kam Befehl, daß man ſie den Indianern abkaufen und im Nahmen des Königs von England in Beſitz nehmen ſolle. Zu dieſer Abſicht marſchirten Truppen von Detroit dahin, errichteten ein Blockhaus am nördlichen Ende der Inſel und ließen, zur Vertheidigung deſſelben, eine Wache mit einem Unteroffiziere zurück. Nachher machte man Vorbereitungen, ein Fort daſelbſt aufzubauen, aber das Gouvernement der vereinigten Staaten widerſetzte ſich dieſen Maaßregeln *), und beſtand darauf,

*) Die Regierung der vereinigten Staaten hat es für gut gefunden, ſich gegen die Beſitznehmung dieſer Inſel aufzulehnen, die mehrſten Staatenbewohner halten dieſes aber für ganz unnöthig, weil ſie für ihren Theil überzeugt ſind, daß doch alle Brittiſche Beſitzungen in Nord-Amerika früher oder ſpäter in ihre Hände zurück fallen

darauf, die Insel liege nicht innerhalb der Brittischen Besitzungen. Da es wirklich etwas zweifelhaft war, und die Sache nicht auf der Stelle ausgemacht werden konnte, so wurde der Plan, das Fort aufzuführen, für damahls aufgegeben. Das Blockhaus auf der Insel ist indeß noch immer besetzt, und wird es bleiben, bis die Sache von dazu angesetzte Komissarien untersucht sein wird. Der Streit ist nähmlich

müssen. — Die größesten Reiche der Welt sind im Fortgange der Zeit aufgelöset, und wie mächtig das Brittische Reich auch jezt ist, so wird doch kein Geschichtskundiger behaupten, daß seine jetzige innere Festigkeit es vor einem künftigen Verfalle schützen werde. Kanada kann sich daher vielleicht in späten Jahren, so gut wie andere Kolonien, von seinem Mutterlande losreißen; aber wenn auch diese Periode, die wenigstens sehr entfernt ist, eintreten wird, so möchte es doch wohl schwerlich ein Glied der großen Nordamerikanischen Staatenkette werden. Ich bin überzeugt, daß wenn sich die Brittischen Besitzungen in Nordamerika auch schon im nächsten Jahre von den übrigen Bestandtheilen des Königreichs trennen sollten, sie sich dennoch nicht mit den Amerikanischen Staaten vereinigen werden, und zwar aus folgenden Gründen: Erstlich ist die Konstitution der Staaten nicht auf ein so großes Territorium berechnet. Fürs andere ist es nicht wahrscheinlich, daß sich die beiden Kanada's jemahls mit den Staaten vereinigen werden, weil die Bewohner dieser Provinzen und die der angränzenden Staaten nichts weniger als freundschaftliche Gesinnungen gegen einander hegen. Fürs Dritte sind die Brittischen Besitzungen in Nordamerika von Natur dazu geeignet, ein getrenntes, für sich bestehendes Territorium auszumachen.

darüber entstanden, wie folgende Worte im lezten Traktate auszulegen sind: „Die Gränzlinie", heißt es in demselben, „soll durch die Mitte des Erie-Sees „laufen, bis zur Wasserverbindung zwischen diesem „und dem Huronen-See, von da längs der Mitte „besagter Wasserverbindung." — Die Staatenbewohner verstehen unter der Mitte der Wasserverbindung die Mitte des besten und besuchtesten Kanals des Flusses; die Engländer hingegen verstehen die Mitte des Flusses darunter, in der Voraussetzung, daß sich ein erträglich guter Kanal an beiden Seiten befindet. Nun liegt die Insel Bois-blanc augenscheinlich zwischen der Mitte des Flusses und dem Brittischen Territorium; aber der tiefste und am mehrsten besuchte Kanal für Schiffe befindet sich zwischen der Insel und dem Brittischen Ufer. So wie also die Engländer das Wort verstehen, gehört die Insel ohne Widerspruch ihnen; nach der Auslegung der Staatenbewohner hingegen gehört es diesen. Mir scheint es, als wäre das Recht auf Seiten der Engländer; denn obgleich der beste und bequemste Kanal an ihrer Seite ist, so ist doch der Kanal an der andern Seite der Insel hinlänglich tief, um die größten der jezt auf den Seen fahrenden Schiffe aufzunehmen.

Es sind bereits Plane zu einem Fort auf dem festen Lande, und zu einem andern auf der Insel Bois-blanc gezeichnet worden; da aber bloß eins derselben aufgeführt werden wird, so hat man den Bau desselben hinausgesetzt, bis es ausgemacht sein wird,

wem die Insel gehört. Liegt sie innerhalb der Brittischen Territorien, so wird auf ihr das Fort angelegt werden, weil hier die Lage vortheilhafter ist, als auf dem festen Lande. Es ist mittlerweile auf dem festen Lande ein großes Blockhaus gebauet worden, das bequem 100 Mann nebst Offiziers fassen kann. Um dasselbe her sind etwa 4 Morgen Landes in Beschlag genommen worden, im Fall das Fort nicht auf der Insel angelegt werden könnte.

Ein Blockhaus (wovon hier schon so häufig die Rede gewesen ist) nennt man ein Gebäude, dessen Mauern aus dicken, viereckig gehauenen, Holzblöcken zusammengesetzt sind. Diese Häuser haben gewöhnlich zwei Stockwerke, und in diesem Falle ist das obere 2 bis 3 Fuß weiter vorgebauet als das untere. In dem Boden dieses herausragenden Theiles sind Schießlöcher angebracht, so daß die Garnison, wenn etwa ein Versuch gemacht werden sollte, das Haus zu stürmen, gleich auf die Köpfe der Angreifenden hinabfeuern kann. Auch in den Wänden werden verschiedene solcher Schießlöcher gelassen, von denen einige, wie es bei diesem neuen Blockhause zu Malden der Fall ist, gerade groß genug sind, um eine kleine Kanone durch dieselben abzufeuern. Diese Oefnungen sind mit großen hölzernen Pfropfen versehen, die im Winter, wenn kein Angriff zu befürchten ist, hineingeschoben werden. Die Zwischenräume, so wie überhaupt alle Ritzen zwischen den Balken, werden alsdann sorgfältig mit Werg ausgestopft, damit die

Kälte nicht eindringen kann. Ein gut gebauetes Blockhaus muß so eingerichtet sein, daß wenn die eine Hälfte niedergeschossen ist, die andere Hälfte dennoch fest stehen bleibt. Jeder Balken im Dache und in den Wänden ist so eingefügt, daß er von dem benachbarten ganz unabhängig ist; auch jede Wand ist für sich bestehend, und das Dach hängt nur an einigen Stellen mit andern Theilen zusammen; wenn daher eine Kanone auf das Haus abgefeuert wird, so weicht bloß dasjenige Stück Holz aus der Stelle, welches von der Kugel getroffen ist, und jeder andere Theil bleibt unbeschädigt stehen. Ein Blockhaus bietet dem stärksten Musketenfeuer Trotz. — Da diese Häuser in sehr kurzer Zeit aufgebauet werden können, und jede Gegend des Landes einen Ueberfluß an Bauholz hat, so trifft man sie in Nordamerika fast bei jedem militairischen Außenposten, und beinahe in jeder Festung des Landes. Auch in der Oberstadt von Quebec sieht man mehrere derselben.

Unter den einzeln stehenden Häusern in der untern Gegend des Distriktes Malden giebt es einige, die vorzüglich schön sind; auch sind die daran stoßenden Meiereien sehr ansehnlich. Bei der Meierei, welche unserm Freunde, dem Kapitain E—, bei welchem wir uns jezt aufgehalten, gehört, befinden sich nicht weniger als 2000 Morgen Landes. Ein großer Theil desselben ist abgetrieben, und auf eine Art angebauet, die man selbst in England gut heißen würde. Sein Haus, das beßte im Distrikte, hat eine

angenehme Lage; in einer Entfernung von 200 Schritten läuft der Fluß, den man, nebst der Insel Bois-blanc, aus den Fenstern des Wohnzimmers vollkommen gut übersehen kann. Die Szene wird durch die vielen Indianischen Kanots, die man hin- und herfahren sieht, noch um vieles lebhafter. An der Vorderseite des Hauses befindet sich ein schöner, ebener Platz, der von Pfählen eingeschlossen und mit Baumgruppen gezieret ist. Im Hintergrunde desselben, nicht weit vom Wasser, steht ein großes Indianisches Wigwam, das Conciliumhaus genannt, in welchem sich die Indianer versammeln, wenn zwischen ihnen und den Offiziers des Indianischen Departements Sachen von Wichtigkeit zu verhandeln sind. Eine große Anzahl dieser Leute kommt täglich von der Insel Bois-blanc, wo nicht weniger als 500 Familien derselben ihr Lager aufgeschlagen haben, zu uns, und wir besuchen dafür fleißig die Insel, um ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen.

Unser Freund hat ihnen gesagt, wir hätten eine Fahrt über den großen See (das Atlantische Meer) gemacht, bloß um *sie* zu sehen. Dieser Umstand hat ihnen eine vortheilhafte Meinung von uns beigebracht; sie billigen ein solches Unternehmen gar sehr, und meinen, wir wüßten unsere Zeit doch recht gut anzuwenden. Kein Volk der Erde hat wohl einen so hohen Begriff von seiner Wichtigkeit, als diese Wilden; sie glauben über alle andere Menschen erhaben zu sein.

Wir hielten uns eine kurze Zeit in Malden auf, und fuhren alsdann, in einem kleinen zierlichen Lustboote, welches einer der Kaufleute gütig genug war, uns zu leihen, nach Detroit. Der Fluß ist zwischen diesen beiden Oertern von zwei Meilen bis zu einer halben Meile breit. Die Ufer sind größtentheils sehr niedrig, und an einigen Stellen derselben befinden sich große Sümpfe, die sich weit Landeinwärts erstrecken. Die Ufer sind mit vortrefflichem Nutzholze verschiedener Art gezieret, und die Waldparthien um die Sümpfe her, wo die Bäume hinlänglichen Spielraum haben, um ihre Aeste auszubreiten, sind äußerst schön. Zwischen diesen Sümpfen macht der Fluß einige ansehnliche Krümmungen, und hat daselbst verschiedene große Inseln, durch welche viele Abwechselung in diese Landschaft gebracht wird.

Ueber Malden hinaus sind an beiden Seiten des Flusses, die wenigen elenden Hütten in den Indianischen Dörfern ausgenommen, keine Häuser zu sehen; nähert man sich aber Detroit auf etwa 4 Meilen, so erblickt man wieder an beiden Seiten, vorzüglich an der Brittischen, eine Menge Niederlassungen. Das Land ist hier sehr reich an Baumgärten, welche die vortrefflichsten Pfirsichen, Aepfel und Kirschen hervorbringen; in vielen derselben hingen die Aeste der Aepfelbäume, mit schön gefärbten Früchten belastet, bis in das Wasser hinab. Von Aepfeln giebt es in dieser Gegend des Landes verschiedene schöne Sorten, aber eine, die pomme caille heißt, übertrifft die an-

dern alle und wird besonders hoch geschätzt. Obgleich die pomme caille dieser Gegend nicht ausschließlich angehören mag, so erinnere ich mich doch nicht, sie in irgend einer anderen Gegend gesehen zu haben. Sie hat eine sehr ansehnliche Größe und eine dunkelrothe Farbe, die nicht allein der Haut eigen ist, sondern sich bis zum Kerngehäuse erstreckt. Zieht man die Haut vorsichtig ab, so ist die Frucht noch so roth, als ob sie unversehrt wäre. Wir konnten der Versuchung nicht widerstehen, sondern hielten bei einem dieser Obstgärten still, wo man uns denn für einige Pence die Erlaubniß gab, das Boot mit so vielen Früchten zu beladen, als wir bequem fortschaffen konnten. Die Pfirsichen waren in Ansehung der Größe, des Geschmacks und der Saftigkeit denen, die man gewöhnlich in den Obstgärten der mittleren Staaten trifft, bei weitem vorzuziehen.

Die Häuser in dieser Gegend des Landes sind alle auf dieselbe Art, wie in Unterkanada, gebauet; auch der Ackerbau wird eben so wie in der nntern Provinz betrieben; der Körperbau und die Sitten der Einwohner sind eben so wenig verschieden. Da überdies die Französische die herrschende Sprache ist, so glaubt sich ein Reisender wieder in die Gegend von Montreal oder Troisrivieres zurückgezaubert zu sehen. Die vornehmsten Posten durch das ganze westliche Land längs den Seen, dem Ohio, dem Illinois u. s. w. sind alle von Franzosen errichtet worden. Nur allein in Detroit und seiner Nachbarschaft und

im Illinäer-Lande haben sich die Französischen Ansiedler mit der größeren Anzahl derer die Englisch sprachen so genau vereinigt, daß ihre Muttersprache fast gänzlich ausgestorben ist.

Detroit enthält an 300 Häuser und ist die größte Stadt der westlichen Gegend. Es ligt dicht am Flusse, oben auf dem Bergufer, welches hier an 20 Fuß hoch ist. Am Fuße dieser hohen Ufer befinden sich große, von Holz erbauete, Kai's, die denen in den Atlantischen Seehäfen nicht unähnlich sind. Die Stadt hat mehrere Straßen, die mit einander parallel zum Fuße hinlaufen, und von anderen unter rechten Winkeln durchschnitten werden. Sie sind alle sehr eng, nicht gepflastert nnd daher im höchsten Grade dreckig, wenn es geregnet hat; doch befinden sich in den mehrsten auch Nebenwege für Fußgänger, die aus viereckigen, quer und dicht zusammen liegenden Balken bestehen. Die Stadt ist von sehr starken Palissaden umgeben; durch diese gehen vier Thore, von denen zwei zu den Kai's führen; von den zwei andern öffnet sich das eine nach der nördlichen, das andere nach der südlichen Seite der Stadt. Die Thore werden von starken Blockhäusern beschützt, und an der Westseite der Stadt befindet sich ein kleines Fort, in Gestalt eines Vierecks, mit Bastionen an den Winkeln. An jeder der Ecken dieses Forts ist ein kleines Feldstück aufgepflanzt worden; diese machen für jezt das ganze grobe Geschütz dieses Orts aus. Die Engländer hatten hier eine ansehnliche Artillerie, aber der

Ort war nie im Stande, eine regelmäßige Belagerung auszuhalten, denn die Festungswerke waren eigentlich nur als Schutzwehr gegen die Wilden aufgeführt worden.

Detroit ist jezt das Hauptquartier der westlichen Armee der Staaten. Die Garnison besteht aus 300 Mann, die in Kasernen einquartirt sind. Auf strenge Disziplin sehen die Offiziers nur wenig, und so sehr sich die Leute auch im Felde ausgezeichnet haben mögen, so nehmen sie sich doch auf der Parade höchst armselig aus. Die Schönen der Stadt sind, des Abmarsches der Englischen Truppen wegen, ganz au desespoir, obgleich die Amerikanischen Offiziers ihnen sagen, daß sie gar keine Ursache dazu hätten, weil sie, bei näherer Bekanntschaft, an ihnen weit klügere, angenehmere Leute finden würden, als die Brittischen Offiziers wären. Diese Sprache, so seltsam sie auch vorkommen mag, wird nicht selten von ihnen geführt. Eine Zeit von drei Monathen hat indeß die erste Meinung der Damen nicht umgestimmt. — Sie werden sich von dem unhöflichen, groben und zänkischen Benehmen der mehrsten Offiziers der westlichen Staaten-Armee einen Begriff machen können, wenn ich ihnen sage, daß diese Herren nicht einig genug unter sich sind, um gemeinschaftlich mit einander speisen zu können. Man hat es zu Detroit oft versucht, einen Regiments-Speisetisch für die Offiziers zu Stande zu bringen, aber ihre ewigen Zänkereien machten, daß sie bald wieder auseinander gehen mußten.

Es war eine Zeit, wo ein Raufer und ein Offizier von der westlichen Armee beinahe gleichbedeutende Ausdrücke waren; denn als sie zu Grenville im Kantonirungsquartier lagen, hörten die Duelle unter ihnen gar nicht auf.

An zwei Drittel der Einwohner Detroits, so wie auch der größere Theil der Ansiedler am Flusse, sowohl oberhalb als unterhalb der Stadt, sind von Französischer Abkunft. Die ersteren beschäftigen sich größtentheils mit dem Handel, und scheinen so ziemlich im Stande der Gleichheit unter einander zu leben. Detroit ist eine ansehnliche Handelsstadt; es gehören ihr nicht weniger als zwölf Kauffartheischiffe, so wie auch Brigs, Jachten und Schoners, von 50 zu 100 Tonnen Last jedes. Die Schiffahrt ins Land ist hier wirklich sehr bedeutend, denn an der einen Seite ist der 300 Meilen lange Erie-See den Schiffen offen, die zum Hafen gehören, und an der andern Seite befinden sich die Seen Mitschigan und Huron, von denen jener über 200 Meilen lang und 60 breit ist, und dieser nicht weniger als 1000 Meilen im Umfange hat; des Sees St. Clair und des Detroit-Flusses, welche die genannten Seen mit einander verbinden, und der vielen großen Flüsse, die sich in dieselben ergießen, nicht einmahl zu gedenken. Die Magazine und Kramläden in der Stadt sind gut mit Waaren versehen, und man kann feine Tücher, Leinewand und allerlei andere Stoffe hier so gut in ihrer

Art, und beinahe eben ſo wohlfeil als zu Neu-York oder Philadelphia kaufen.

Die Einwohner ſind mit Nahrungsmitteln jeder Art reichlich verſehen. Die Fiſche, welche im Fluſſe und in den benachbarten Seen gefangen werden, ſind vortrefflich; vorzüglich beliebt iſt hier eine große Art der Forellen, die man Mitſchillimakinak-Weißfiſch nennt, weil ſie in dem engen Paſſe dieſes Nahmens häufig gefangen wird. So reichlich indeß die Bewohner Detroits und der umliegenden Gegenden mit Nahrungsmitteln verſehen ſind, ſo fehlt es ihnen doch an der nöthigſten Würze derſelben, an Salz. Vor nicht langer Zeit mußten ſie noch alles Salz von Europa kommen laſſen, jezt ſind aber Salzquellen in verſchiedenen Gegenden entdeckt worden; ſie fangen daher an, dieſen Artikel ſelbſt zu bereiten. Die beſten und einträglichſten Quellen ſind in den Händen der Regierung geblieben, und das Geld, welches durch den Verkauf des Salzes einläuft, kommt in die Schatzkammer der Provinz. In der ganzen weſtlichen Gegend des Landes gewinnt man Salz aus Quellen, deren einige mehrere hundert Scheffel (bushels) in einer Woche liefern.

Eine große Römiſch-Katholiſche Kirche befindet ſich in der Stadt Detroit, und eine andere an der entgegen geſetzten Seite, welche die Huronen-Kirche heißt, weil ſie für dieſe Indianer gebauet worden iſt. Die Straßen von Detroit ſind faſt immer mit Wilden mehrerer Stämme angefüllt, und unter ihnen

ſieht man unzählige alte Squaws, welche ihre Töchter umherführen, um ſie den Meiſtbietenden eine kurze Zeit lang abzutreten. Des Nachts jägt man alle Wilden, ausgenommen die, welche Zutritt in Privathäuſern haben und ſich daſelbſt ruhig verhalten, aus der Stadt, und ſchließt die Thore hinter ihnen zu.

Die Amerikaniſchen Offiziers hieſelbſt haben ſich die größte Mühe gegeben, es den Indianern einzuprägen, daß ſie vornehmer als die Engliſchen ſind; da ſie aber nicht daran denken, Geſchenke zu geben, ſo bekümmern ſich dieſe Leute um das, was ihnen die Herren vorſagen, ſehr wenig. General Wayne, der ihnen beſtändig Geſchenke verſprach, ſie aber, wenn ſie dieſelben forderten, auf weiterhin vertröſtete, bekam von ihnen den bedeutungsvollen Spottnahmen, General Wabang, das heißt General Morgen.

Das Land um Detroit, ſo wie auch das an der Brittiſchen Seite des Fluſſes, bis auf eine anſehnliche Strecke über die Stadt hinaus, iſt gut abgetrieben. Die Niederlaſſungen erſtrecken ſich beinahe bis zum Huronen-See, aber oberhalb des Fluſſes la Trenche, der ſich in den St. Clair ergießt, liegen ſie einzeln an den Ufern umher. An den Geſtaden des Fluſſes la Trenche oder der Themſe, wie er jezt heißt, thut die Bevölkerung, wegen der häufigen Auswanderungen aus der Gegend von Niagara und auch von Detroit, ſeitdem es die Engländer verlaſſen haben, ſehr große Schritte. — Wir machten eines Morgens eine Exkurſion in unſerm kleinen Boote bis zum

See St. Clair, trafen aber weder in Anſehung der Eingebohrnen, noch der Beſchaffenheit der Gegend ſelbſt, etwas, das Aufmerkſamkeit verdient hätte. Die Gegend um Detroit iſt ungemein flach, und der Strom in keinem der Flüſſe ſtark genug, nur ein kleines Mühlenrad zu treiben. Der Detroit-Fluß hat einen ſtärkern Strom, als alle übrigen. Ein Franzoſe erfand Einmahl eine ſchwimmende Mühle, die vermittelſt Ketten in der Mitte des Fluſſes erhalten wurde, wo man den Strom für geſchwinde genug hielt, das Waſſerrad zu drehen; der Bau derſelben verurſachte den Einwohnern Detroits große Koſten, und doch entſprach ſie, als ſie fertig war, ihrer Erwartung keinesweges. Jezt mahlen ſie ihr Korn in Windmühlen, welche ich mich nicht erinnere in irgend einem andern Theile von Nordamerika geſehen zu haben.

Der Boden des an den Detroit-Fluß gränzenden Landes iſt zwar leicht, aber doch fett, und liefert guten Mais und Weizen. Das Klima iſt weit geſunder als das in der Gegend des Niagara-Fluſſes; doch ſind intermittirende Fieber ſehr gewöhnliche Krankheiten. Der Sommer iſt ausnehmend heiß, und Fahrenheits Thermometer ſteht oft über 100°; doch geht ſehr ſelten ein Winter hin, wo nicht der Schnee zwei bis drei Monathe auf dem Boden liegen bleibt.

Wir hatten uns, während unſers Aufenthalts zu Detroit über einen, uns, als Reiſenden ſehr wichtigen, Punkt zu berathſchlagen, nähmlich über den Weg,

den wir zum Atlantiſchen Meere wieder zurück nehmen ſollten. Keiner von uns hatte große Luſt, nochmahls die Fahrt über den See zum Fort Erie zu machen; wir ließen daher jeden Gedanken an dieſen Plan einſtimmig fahren. Hierauf kamen zwei andere Wege in Vorſchlag; der eine zu Lande von Detroit durch das nordweſtliche Gebiet der vereinigten Staaten, bis zum Urſprunge irgend eines der Flüſſe, die ſich in den Ohio ergießen; hatten wir dieſen erreicht, ſo konnten wir nachher auf- oder abwärts gehen, wie es uns am beſten gefiel. Der andere Weg in Vorſchlag ging nach Presqu' Isle, an der ſüdlichen Seite des Erie-Sees, und von da den French-Creek und den Allegheny-Fluß hinab, bis nach Pittsburg am Ohio, wo wir denn ebenfalls nach Maaßgabe der Umſtände wählen konnten, ob wir den Ohio und Miſſiſſippi hinanfahren oder durch Pennſylvanien nach Philadelphia gehen wollten. Der erſte Reiſeplan wäre uns der angenehmſte geweſen, aber wir fanden bald, daß wir nicht im Stande waren, ihn auszuführen. Wir hätten dieſe Reiſe zu Pferde machen, hätten, da der Weg durch einen, mehr als 200 Meilen langen, Wald ging, einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln mit uns nehmen, und unſere Pferde mit dem Futter befriedigen müſſen, das etwa zwiſchen den Büſchen gefunden worden wäre. Indeß konnten wir uns auch in Detroit oder der umliegenden Gegend keine Miethspferde verſchaffen, und hätten wir uns Pferde kaufen wollen, welches über-

aus große Kosten verursachet haben würde, so wäre es uns doch vielleicht am Ende unserer Landreise unmöglich gewesen, sie wieder los zu werden, wenn wir sie anders nicht hätten in die Wälder jagen wollen, welches indeß unsere Finanzen wohl schwerlich erlaubt haben würden. Wäre aber auch alles dieses nicht gewesen, so kam uns doch noch ein anderes Hinderniß in den Weg, und dies war die Schwierigkeit, Wegweiser zu bekommen. Die Wilden waren schon alle bereit, ihre Jagdstreifereien anzufangen, aber wenn wir auch einen Trupp derselben zur Eskorte bekommen hätten, so müßten wir doch, wie man uns sagte, Gefahr laufen, daß sie uns, noch ehe wir das Ende unserer Reise erreichten, alle davon gingen. Wären sie unterwegs einem Trupp Landsleuten begegnet, die eine sehr glückliche Jagd gemacht hätten, wären sie in eine Gegend gekommen, welche Ueberfluß an Wildprett gehabt, oder hätten wir überhaupt nicht ganz nach ihrem Willen gehandelt, so würden sie, da ihnen auch der kleinste Zwang zuwider ist, ohne im geringsten des versprochenen Lohnes zu achten, uns vielleicht mitten in den Wäldern plötzlich im Stiche gelassen haben. Da wir das Ueble einer solchen Lage vollkommen einsahen, so beschlossen wir einstimmig, über Presqu' Isle zu gehen. Jezt entstand aber eine andere Schwierigkeit; wir wußten nicht, wie wir dahin kommen sollten. Es war wohl, welches etwas sehr ungewöhnliches ist, ein kleines Fahrzeug eben im Begriffe dahin zu seegeln, aber der Pas-

ſagiere waren ſo viele, daß auch nicht ein einziges Lager für uns übrig blieb; wäre dies aber auch nicht der Fall geweſen, ſo war es doch unſer Wunſch keinesweges, dieſe Gegend ſo plötzlich zu verlaſſen. Einer der vornehmſten Kaufleute zu Detroit, dem wir Briefe überbracht hatten, entriß uns unſerer Verlegenheit bald, denn er verſprach uns, dem Steuermanne eines Schiffes, an welchem er einen Eigenthumsantheil hatte, Befehl zu geben, uns dort an das Land zu ſetzen. Das Schiff ſollte in vierzehn Tagen abſegeln, wir ſicherten uns daher einen Platz in demſelben, machten mit dem Steuermanne aus, daß er uns zu Malden abrufen möge, und fuhren darauf nochmahls in unſerm kleinen Boote nach dieſem Orte ab, wo wir einige Stunden nach unſerer Abfahrt von Detroit anlangten.

Vierunddreißigster Brief.

Geſchenke, die den Wilden von der Brittiſchen Regierung gemacht werden. — Art und Weiſe ſie zu vertheilen. — Urſachen warum man ſie giebt. — Das beſte Mittel die Zuneigung der Wilden zu gewinnen. — Die Amerikaner geben ſich wenig Mühe, mit den Wilden in gutem Vernehmen zu bleiben. — Folgen davon. — Krieg zwiſchen den Wilden und den Amerikanern. — Friedensſchluß des Generals Wayne. — Der Friede wird wahrſcheinlich nicht dauernd ſein. — Urſachen. — Art und Weiſe wie die Wilden Frieden zu machen pflegen.

Theurer Freund

Malden im Oktob.

Neben dem Hauſe unſers Freundes in Malden ſteht eine große Reihe von Magazinen zur Aufnahme der Geſchenke, welche die Regierung den Indianern dieſer Gegend des Landes jährlich macht, und in welchem ohne Unterlaß mehrere Schreiber beſchäftiget ſind. Wir waren noch nicht lange in Malden geweſen, als wir Gelegenheit hatten, einige der hier abgelieferten Geſchenke zu ſehen. Eine Menge Anführer mehrerer Stämme waren vorher zu unſerm Freunde gekommen, welcher der Oberſte beim Departements dieſer Gegend iſt, und jeder derſelben hatte ihm ein Bündel kleiner

Stückchen Zedernholz, von der Dicke einer kleinen Schreibtafel-Bleifeder gegeben, damit er genau die Zahl der einzelnen Glieder jeder Zunft wiſſen möge, welche Antheil an den Spenden ihres großen Vaters zu nehmen hofften. Die Stückchen in dieſen Bündeln waren nicht von gleicher Länge. Die längſten derſelben bezeichneten die Zahl der Krieger des Stammes, die mittleren zeigten die Anzahl der Weiber an, und die kleinſten die Anzahl der Kinder. Unſer Freund übergab dieſe Bündel ſeinen Schreibern, die den Inhalt jedes derſelben, ſo wie auch die Nahmen der Ueberbringer, in ihre Bücher eintrugen, um alsdann die Eintheilung der Geſchenke darnach einzurichten. Der zur Austheilung dieſer Geſchenke beſtimmte Tag war ſchön und hell, und überhaupt ſehr zweckmäßig dazu; die Schreiber fingen daher an, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

An verſchiedenen Stellen der Ebene wurde zuerſt eine große Anzahl Stangen, deren jede einen Zettel hatte, auf welchem der Nahme des Stammes und die Zahl der zu beſchenkenden Mitglieder deſſelben ſtand, in den Boden geſteckt. Alsdann wurden mehrere, mit dicken Decken umgebene, Ballen blaues, ſcharlachrothes und braunes Tuch und grob gedruckte baumwollene Zeuge aus den Magazinen geholt, ſo wie auch große Rollen Taback, Flinten, Feuerſteine, Schießpulver, Kugeln, Schrot, Taſchenmeſſer, Kämme von Horn und Elfenbein, Spiegel, Pfeifen-Tomahawks, Aexte, Scheeren, Nadeln, rothe Farben in Bündeln,

kupferne und eiserne Töpfe und Kessel. Der Werth des Ganzen belief sich auf 500 Pf. Sterl. Hierauf öffnete man die Ballen, zerschnitt die Decken, Tücher und baumwollenen Zeuge in kleinere Stücken, die groß genug waren, einen Umhang, ein Hemde, ein Paar Beinbedeckungen und dgl. daraus zu machen, und die verschiedenen Artikel, die für einen Stamm bestimmt waren, wurden neben der Stange, die den Nahmen desselben trug, auf einen Haufen geworfen. Da nicht weniger als 420 Indianer bedient werden sollten, so brachte man mit dieser Arbeit mehrere Stunden hin. Geistige Getränke und Zierathen von Silber giebt die Regierung den Wilden (ausgenommen begünstigten Anführern derselben ins Geheim) niemahls, so sehr sie auch darnach trachten; und Jemand der sich untersteht, diese Artikel für die Geschenke, welche sie von der Regierung bekommen haben, an sie zu vertauschen, oder überhaupt Jeder, der diese Geschenke auf irgend eine andere Art an sich zu bringen sucht, hat, nach den Gesetzen der Provinz, eine sehr harte Strafe zu erwarten.

Als alle Geschenke ausgekramt waren, wurde den Anführern angezeigt, sie möchten ihre Krieger zusammen rufen, welche außerhalb des Platzes umher wandelten. Nach Verlauf einiger Minuten waren sie alle da; sie stellten sich in einen großen Zirkel, und nun hielt unser Freund eine Rede — eine Feierlichkeit, ohne welche, den Gebräuchen der Wilden zu Folge, keine öffentliche Verhandlung vor sich geht. In

dieſer Rede zeigte er ihnen an: Ihr erhabener und guter Vater, der an der entgegen geſetzten Seite des großen Sees wohne (nähmlich der König), ſei für das Wohl und Glück ſeiner Getreuen ſtets beſorgt; er habe, nach der ihm eigenen Freigebigkeit, ſeinen guten Kindern, den Indianern, die Geſchenke geſendet, die jezt vor ihnen lägen. Die Flinten, Aexte und die Ammunition habe er für die jungen Männer unter ihnen, die Kleider für die bejahrten, für Weiber und Kinder beſtimmt. Er hoffe, die jungen Leute würden nicht nöthig haben, ihre Waffen gegen den Feind zu richten, ſondern ſich ihrer bloß auf der Jagd bedienen; und er ließe ſie erſuchen, die Alten ſorgfältig zu verpflegen und das, was ſie auf der Jagd erbeuten ſollten, freigebig mit ihnen zu theilen. Er wünſche, daß der große Geiſt ihnen eine helle Sonne, einen heitern Himmel und eine gute Jahrszeit zum Jagen verleihen möge; und wenn er nach Verlauf eines Jahres finden würde, daß ſie noch immer gute Kinder wären, ſo wolle er wieder ſeine milde Hand aufthun, und ihnen noch mehr Geſchenke über den großen See hinüber ſenden.

Dieſe Rede wurde in Engliſcher Sprache gehalten, aber es waren Dollmetſcher zugegen, die den verſchiedenen Stämmen in ihren Sprachen jeden Satz derſelben wiederholten, da denn jedes Mahl die Wilden ihre Freude durch ein lautes, tiefes „Hoah! Hoah!“ an den Tag legten. Als die Rede beendiget war, wurden die Anführer herbei gerufen; man zeigte

ihnen die verschiedenen Haufen, und vertrauete sie ihrer Sorgfalt an. Sie nahmen sie mit Dankbezeugungen hin, und winkten ihren Kriegern; mehrere junge Leute sprangen sogleich zwischen der Menge hervor, und in weniger als drei Minuten waren alle Geschenke vom Platze und in Kanots gebracht, die schon dazu bereit standen, sie zur Insel und zu den umliegenden Dörfern zu transportiren. Jeder Wilde beobachtete bei dieser Gelegenheit die größte Ordnung und das anständigste Betragen; auch nicht der geringste Zank erhob sich unter ihnen wegen Vertheilung der Geschenke, und bei keinem derselben zeigte sich das kleinste Fünkchen von Mißgunst. Kein Stamm bekümmerte sich um das, was der andere empfangen hatte, sondern jeder nahm den für ihn bestimmten Antheil zu sich, und ging damit stillschweigend fort.

Außer den genannten wurden dieses Jahr noch Geschenke anderer Art, nähmlich Lebensmittel, unter gewisse Stämme der Wilden vertheilt, die ihr Lager auf der Insel Bois-blanc aufgeschlagen hatten. Diese gehörten zu denjenigen Stämmen, welche mit den vereinigten Staaten in Krieg verwickelt gewesen, und deren Dörfer, Kornfelder und Magazine, während der Feindseligkeiten, vom General Wayne gänzlich zu Grunde gerichtet waren. Aller Mittel, ihr Leben zu fristen, beraubt, wendeten sie sich, gleich nach geschlossenem Frieden, an ihre Freunde, die Engländer, und erbaten sich ihren Beistand. „Unsere

„Feinde," ſagten ſie, „haben unſere Dörfer und „Kornmagazine zerſtöret, unſere Weiber und Kinder „ſind dem Hunger Preis gegeben. Ihr, die ihr euch „unſere Freunde nennt, zeigt jezt, daß ihr es wirklich „ſeid; gebt ihnen Nahrungsmittel bis die Sonne un„ſer Korn zur Reife gebracht, und der große Geiſt „die zum Jagen günſtige Zeit herbei geführt hat." — Ihre Bitte wurde ihnen ſogleich gewährt; ein großes Magazin wurde auf der Inſel erbauet, und auf Koſten der Regierung mit Lebensmitteln für ſie angefüllt, die von den Schreibern beim Indianiſchen Departement, welche zwei Mahl wöchentlich zu ihnen hinüber fuhren, unter ſie ausgetheilt wurden. Gewöhnlich wurden auf Einmahl drei Tonnen eingeſalzenes Schwein- oder Rindfleiſch, eben ſo viel Mehl, Bohnen oder Erbſen, Mais und zwei friſch geſchlachtete Ochſen hergegeben. Dieſe Sachen empfingen die Wilden nicht mit der Dankbarkeit, welche ſie bei Vertheilung der anderen Geſchenke an den Tag legten, ſondern ſo, als ob ſie berechtiget wären, dieſelben als eine Schuldigkeit von ihnen zu fordern. Eine Nation, iſt ihr Grundſatz, darf ſich nie weigern, einer andern im Unglücke beizuſtehen, es ſei denn, daß ſie mit ihr in Feindſchaft lebe. Wären ihre weißen Brüder, die Britten, durch irgend einen Unglücksfall in eine ähnliche Lage verſetzt worden, ſo würden ſicher die Wilden mit der größten Bereitwilligkeit ihren lezten Biſſen mit ihnen getheilt haben.

Die Geſchenke für die Wilden und die Gehalte

für die Beamten beim Indianiſchen Departement ſollen der Krone, wie ich bereits geſagt habe, jährlich etwa 100,000 Pfund Sterl. koſten. Als die Engländer zuerſt Beſitz von Kanada nahmen, waren die Koſten, welche die Geſchenke verurſachten, bei weitem größer; denn die Wilden waren damahls zahlreicher, und es war nöthig, jedem einzelnen derſelben viel größere Geſchenke zu machen, als es jezt der Fall iſt, um nähmlich auf dieſe Weiſe die Vorurtheile zu bekämpfen, die ihnen von den Franzoſen gegen dieſelben beigebracht worden waren. Da dieſe Vorurtheile glücklicherweiſe beſiegt worden ſind, und da jezt die größte Einigkeit zwiſchen ihnen und ihren Grenznachbaren ſtatt findet, ſo würden vielleicht noch geringere Geſchenke als die, welche jezt ausgetheilt werden, zur Erhaltung des guten Vernehmens hinreichend ſein; ſo lange indeß die Wahrſcheinlichkeit da iſt, daß es durch Verringerung derſelben auch nur im Geringſten geſtört werden könnte, ſo lange hält man es auch nicht für rathſam, ihnen etwas davon zu entziehen. Bedenken wir auch, wie glücklich, wie zahlreich die Wilden waren, ehe ſich Europäer in das Gebiet, welches ihnen die Natur geſchenkt hatte, eindrängten; bedenken wir ferner, wie viele Tauſende derſelben in Schlachten, in welche ſie unſere Habſucht verwickelte, umgekommen ſind, wie viele Tauſende durch das giftige Getränk, welches wir ihnen zugeführt haben, dahingerafft ſind, mit wie vielen erkünſtelten Bedürfniſſen wir die wenigen, noch übrig gebliebenen Natio-

nen derſelben bekannt gemacht haben, und wie ſehr der moraliſche Charakter dieſer Nationen durch den Umgang mit weißen Menſchen verderbt worden iſt; bedenken wir endlich, daß wahrſcheinlich im Verlauf von 50 Jahren auch keine Spur mehr von dieſem einſt tugendhaften und liebenswürdigen Volke in dem ganzen weitläuftigen Gebiete zwiſchen dem Miſſiſſippi und dem Atlantiſchen Meere anzutreffen ſein wird — ſo müſſen wir wünſchen, daß die Engländer, ſtatt die Kleinigkeiten, die den Wilden in ihrem gegenwärtigen Zuſtande ſo viel Vergnügen machen, zu verringern, ſich lieber bemühen möchten, durch noch größere Freigebigkeit ihr Glück und ihre Zufriedenheit vollkommner zu machen.

Um die Liebe einer ungebildeten Nation zu gewinnen, ſind gewiß keine Mittel ſo wirkſam, als angenehme Geſchenke. Auch auf die Gemüther der Wilden haben ſie großen Einfluß gezeigt; um dieſe aber ganz zu feſſeln, ſind Geſchenke allein nicht hinlänglich. Man muß ihnen zeigen, daß man den wärmſten Antheil an allem nimmt, was ſie angeht; man muß ſie wie ſeines Gleichen behandeln, ſich zu ihnen geſellen und ſogar einigermaaßen ihren Landesgebräuchen anhangen. So machten es die Franzoſen, als ſie zuerſt Beſitz von Kanada nahmen; daher gewannen ſie auch das Zutrauen dieſes Volkes in einem hohen Grade, und bekamen eine ſo unumſchränkte Herrſchaft über daſſelbe. Alte Indianer hört man noch ſagen, ſie hätten nie glücklichere Tage verlebt,

als wie die Franzoſen noch im Beſitze ihres Landes geweſen wären; und es iſt, wie ich ſchon geſagt habe, wirklich merkwürdig, daß die Wilden, wenn ſie krank oder hungrig ſind, wenn ſie einen Zufluchtsort vor einem Gewitter ſuchen u. ſ. w. immer lieber das Haus eines alten Franzöſiſchen Anſiedlers als eines Brittiſchen Bewohners wählen. Die Engliſchen Anſiedler ſind gar wohl von der Nothwendigkeit, die Wilden mit Achtung und Aufmerkſamkeit zu behandeln, überzeugt, und ſie bemühen ſich auch ihrer Ueberzeugung gemäß zu handeln; indeß können ſie doch nicht ſo, wie die Franzoſen, den Gedanken verſcheuchen, daß die Wilden eine Stufe tiefer ſtehen als ſie; und ſo erklärt ſich der Vorzug, den die Wilden den Franzoſen geben, ſehr leicht. Uebrigens leben ſie in ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſen unter einander, und viele Engländer von den Gränzen haben mir geſagt, daß wenn ſich ihre Landsleute nur halb ſo gut gegen einander betrügen und nur halb ſo ehrlich wären, als ſich die Wilden gegen ſie zeigten, der geſellſchaftliche Zuſtand im Lande wahrhaft neidenswerth ſein müßte.

Was die Gränzen der vereinigten Staaten betrifft, ſo hat ſich hier die Regierung nur ſehr wenige, das Volk aber gar keine Mühe gegeben, ſich die Liebe der Wilden zu erwerben; lezteres hat ſogar, ſtatt ſie als eine unabhängige, benachbarte Nation in Ehren zu halten, nur zu oft auf die unverantwortlichſte Art die Rechte verlezt, die ihnen als Menſchen

zukommen. Die Folge davon iſt geweſen, daß die Bewohner der Gränzen alles dasjenige Elend über ſich gebracht haben, in welches ſie ein grauſamer, rachſüchtiger Feind hätte ſtürzen können. Nächtliche Ermordungen, Diebſtähle und Mordbrennerei ſind nichts ungewöhnliches geweſen. Zuweilen haben ſie es kaum wagen dürfen, ihre Wohnungen zu verlaſſen, und oft haben ſie Nächte lang bewaffnet auf ihrer Hut ſein müſſen, um den Angriffen der Wilden zu widerſtehen. Niemahls haben ſie ihre Nachbaren unbewaffnet beſuchen, oder ſelbſt bei hellem Tage eine Reiſe von einigen Meilen ohne Geſellſchaft machen dürfen. Die Zeitungen der vereinigten Staaten ſind täglich voll geweſen von Grauſamkeiten, welche die Wilden begingen, und ganze Bände würden erfordert werden, um alle die gräßlichen Geſchichten zu faſſen, die ſich in jenen Gegenden zugetragen haben.

Die Bewohner der Staaten haben behauptet, die Wilden wären von den Leuten an den Brittiſchen Gränzen in ſolchen Grauſamkeiten beſtärkt worden; auch auf die Regierung haben ſie häufig geſchimpft, daß ſie ihnen, durch Austheilen der Flinten, Tomahawks und anderer verderblichen Waffen, dazu behülflich geweſen iſt. Daß die Wilden durch Geſchenke und durch andere Mittel dahin gebracht worden ſind, während des Amerikaniſchen Krieges gegen die Koloniſten aufzutreten, iſt nicht zu läugnen; daß aber auch nach geſchloſſenem Frieden dieſelben Maaßregeln getroffen worden ſind, iſt eine falſche und boshafte

Behauptung. Sicher iſt allein dem Betragen der Staatenbewohner, und keinem andern Umſtande, die Fortdauer der Feindſeligkeiten zwiſchen ihnen und den Wilden, nach Unterzeichnung des Friedensſchluſſes, zuzuſchreiben. Statt daß ſie damahls hätten Gelegenheit nehmen ſollen, die Wilden durch Geſchenke und durch ein freundſchaftliches Betragen mit ſich auszuſöhnen, ſetzten ſie ihre alte Feindſeligkeit fort. Sie betrachteten die Indianer, welches auch noch jezt der Fall iſt, als wilde Thiere, die von der Erde vertilgt werden müſſen, und angetrieben durch unerſättlichen Geitz und durch die ewige Unruhe und Unzufriedenheit, die ihre Seelen gefeſſelt halten, überſchritten ſie ihre Gränzen und ließen ſich, ohne um Erlaubniß zu bitten, im Gebiete der Wilden nieder; denn in ihrem eigenen, wo noch Millionen Acker Landes zu haben waren, blieben ſie deshalb nicht, weil ſie daſelbſt keine Ländereien umſonſt bekommen konnten. Die Wilden, welche auf Beobachtung der Gränzlinie genauer halten, als vielleicht irgend eine andere Nation der Welt, die, im Verhältniſſe zu ihrer Größe, ſo ausgebreitete Beſitzungen hat, trugen kein Bedenken, dieſe ungebetenen Gäſte bei jeder Gelegenheit zu plündern, ja ſelbſt umzubringen. Die Weißen bemüheten ſich, ſie zurück zu halten, und ſchoſſen ſie mit ſo vieler Gleichgültigkeit nieder, als ob es Wölfe oder Bären geweſen wären. In ihren Zügen gegen die weißen Anſiedler wurden die Wilden oft mit Verluſt zurück getrieben; aber ihr Unglück

bestimmte sie nur, mit gedoppelter Wuth zurück zu kehren. Ihre bekannte Rachsucht verleitete sie bei jeder Gelegenheit, Blut für Blut zu suchen. Nicht damit zufrieden ganze Familien solcher Ansiedler, die entweder ihre Anführer und Krieger verwundet oder getödtet hatten, zu morden, begaben sie sich oft, um die Manen ihrer verstorbenen Freunde zu versöhnen, gleichfalls über die Gränzlinien hinaus, und richteten die fürchterlichsten Verheerungen unter den friedlichen weißen Bewohnern der vereinigten Staaten an, welche auf keine Weise an dem schlechten Betragen ihrer Landsleute, die sich in das Indianische Gebiet drängten, Theil genommen hatten. Traf es sich, daß sie auch hier zurück getrieben wurden, oder einen Freund verloren, so kehrten sie zurück, um von neuem Rache zu üben; und da nur selten der Fall eintrat, daß sie ohne Verlust davon kamen, so nahmen ihre Ausschweifungen und Grausamkeiten mit jedem Jahre zu. Zulezt richtete die Regierung ihre Aufmerksamkeit auf die beklagenswerthe Lage der Ansiedler an den Gränzen, und das Resultat war, daß der Kongreß bestimmte, es solle, auf Kosten der Staaten, eine Armee zur Vertreibung des Feindes auf die Beine gebracht werden.

Wirklich wurde im Jahre 1790 eine Armee errichtet, und das Kommando darüber dem General St. Clair übertragen. Sie bestand aus 1500 Mann, die aber nicht dazu gewöhnt waren, gegen Wilde zu fechten; auch der General, obgleich er ein erfahrner Offizier und wohl im Stande war, eine Armee gegen

regulirte Truppen anzuführen, war, wie viele es vorausſahen, und der Ausgang es bewies, ganz und gar nicht dazu geeignet, einen Feldzug dieſer Art zu unternehmen.

St. Clair rückte mit ſeiner Armee in das Indianiſche Gebiet hinein. Dann und wann fielen kleine Scharmützel vor, aber die Wilden zogen ſich, als wären ſie nicht vermögend, einem ſo mächtigen Feinde Widerſtand zu leiſten, immer weiter zurück. Uneingedenk der Kriegsliſt des verſchmitzten Feindes, mit dem er zu thun hatte, folgte der General kühn nach, bis er endlich, als man ihn weit in das Gebiet der Wilden, bis zu einem ihren Abſichten angemeſſenen Platz, gelockt hatte, von allen Seiten angegriffen wurde. Seine Leute geriethen in Unordnung; vergebens verſucht er es, die Ordnung unter ihnen wieder herzuſtellen; die Wilden, kühner noch als ſie die Verwirrung ſehen, ſtürzen mit ihren Tomahawks und Skalpir-Meſſern herbei, und nun erfolgt eine ſchreckliche Niederlage. Der größte Theil der Armee blieb auf dem Platze, und von denen, die dem Meſſer entrannen, wurden die mehrſten zu Gefangenen gemacht. Alle Kanonen, Ammunition, Bagage und Pferde der Armee fielen, bei dieſer Gelegenheit, den Wilden in die Hände.

Eine große Anzahl junger Kanadier, vorzüglich ſolche, die von Indianerinnen gebohren waren, fochten hier an der Seite der Wilden; ein Umſtand, welcher die Bewohner der Staaten in ihrer Meinung, welche ſie ſchon vorher gehegt hatten, daß die Wilden

von den Engländern zu ihren Angriffen aufgemuntert würden, noch mehr bestärkte. Mehrere der jungen Leute, die gegen St. Clair gefochten hatten, haben mir indeß versichert, daß sie ihre Wohnungen auf das aller geheimste hatten verlassen müssen, als sie sich zu den Indianern begaben, weil sie befürchten mußten, die Regierung würde sie dafür bestrafen. Sie hätten, sagten sie, sich der Sache der Wilden mehr deshalb angenommen, weil sie wünschten, einem Volke beizustehen, dem Unrecht widerfahren sei, als um Rache an Menschen zu üben, die sie vormahls als Rebellen angesehen hätten.

Da die Rache der Wilden durch den Sieg, den sie über St. Clair davon getragen hatten, vollkommen besänftiget war, so hätte man wahrscheinlich unter sehr vortheilhaften Bedingungen Frieden mit ihnen machen können, wenn man sich sogleich Mühe darum gegeben hätte; und wäre die Gränzlinie, die man alsdann ganz genau hätte bestimmen können, nachher pünktlich von den Bewohnern der Staaten beobachtet worden, so ist Ursache da, zu vermuthen, daß der Friede von Dauer gewesen sein würde. Da dies indeß nicht ganz sicher war, und man sich überzeugt hielt, daß der Frieden unter besseren Bedingungen erhalten werden könne, wenn die Staaten vorher als Sieger aufgetreten wären, so entschloß man sich, noch eine andere Armee aufzurichten. Der Kongreß zeigte sich, durch seine Beiträge zu diesem Zwecke, sehr freigebig, und bald standen 3000 Mann da.

Man hatte dafür gesorgt, für diese neue Armee Männer aus Kentucky und andern Gränzgegenden anzuwerben, die genau mit der Art zu fechten, deren sich die Wilden bedienen, bekannt waren; auch sammelte man eine hinlängliche Anzahl Scharfschüzzen von den Gränzen, die ein sehr großes Regiment bildeten. Das Kommando über die neue Armee wurde dem verstorbenen General Wayne übertragen. Kaum hatte dieser Mann seinen Posten angetreten, so war er auch darauf bedacht, strenge Mannszucht unter seinen Truppen einzuführen. Er hielt nachher die Armee an den Gränzen in Bewegung, drang aber nicht tief in das Land der Wilden ein, und vermied es eine Zeit lang, offensiv gegen den Feind zu agiren. Der General glaubte, diese Verzögerung würde zwei Vortheile für ihn haben: Erstlich würde sie dazu dienen, seinen Soldaten die Gedanken an das Schicksal der lezten Armee gänzlich aus den Köpfen zu bringen, und fürs Andere würde er dadurch Zeit gewinnen, diejenigen seiner Leute, die unbekannt mit der Indianischen Art zu fechten wären, dazu abzurichten; denn, wie er glaubte, durfte er sich auf keinen glücklichen Ausgang Hoffnung machen, wenn er sich nicht derselben Art zu fechten bediente, zu der die Wilden gewöhnt sind.

Als die Soldaten gehörig abgerichtet waren, rückte er vor, jedoch mit der äußersten Vorsicht. Selten ging er des Tages weiter als zwölf Meilen; der Marsch endigte sich immer Mittags, und der

Nachmittag wurde regelmäßig dazu angewendet, rund um das Lager ſtarke Schanzen aufzuwerfen, damit die Armee vor einem plötzlichen Angriffe ſicher ſein könnte. Der Platz, der ſo an einem Tage befeſtiget war, wurde am folgenden nicht eher verlaſſen, als bis man ein neues Lager aufgeſchlagen hatte. Ueberdies wurden noch, etwa 40 Meilen auseinander, große Poſten angelegt, auf welchen man Wachen zurückließ, um eine ſichere Retraite für die Armee zu haben, im Fall es ihr nicht nach Wunſch gehen ſollte. So wie General Wayne vorrückte, ſchickte er Detaſchements ſeiner Truppen vor ſich her, welche alle Dörfer der Wilden, die in ihrer Nähe lagen, zerſtören mußten. Man bediente ſich bei dieſen Gelegenheiten aller möglichen Kriegesliſt. Zuweilen zogen die Soldaten ihre Kleider aus, bemahlten ihren Körper, und verkleideten ſich ſo, daß ſie den Wilden in allen Stücken ähnlich waren; alsdann näherten ſie ſich als Freunde und richteten eine fürchterliche Niederlage an. Auch fielen auf dem Marſche oft Scharmützel mit den Wilden vor, die um die Armee her ſchwärmten. Dieſe Gefechte fielen bald für die eine, bald für die andere Parthei günſtig aus; am häufigſten aber für die Amerikaner, da dieſe mit der Verſchlagenheit ihrer Gegner auch militairiſche Kenntniſſe und gute Manns-zucht vereinigten.

Die ganze Zeit zogen ſich die Wilden zurück, ſo wie ſie es ehemahls vor St. Clair gethan hatten; ohne im Stande zu ſein, ſich in ein entſcheidendes

Gefecht

Gefecht mit ihnen einzulaſſen, rückte General Wayne ſelbſt bis zum Miami der Seen vor, einem Fluſſe, der durch dieſen Beinahmen von einem andern Miami-Fluſſe unterſchieden wird, und ſich in den Ohio ergießt. Hier war es, wo der ſonderbare Briefwechſel, in Betreff des Forts Miami, ſtatt fand, deſſen Inhalt in den mehrſten Engliſchen und Amerikaniſchen Blättern angezeigt wurde, und durch welchen ſich General Wayne den Tadel mancher ſeiner Landsleute zuzog, der damahlige Oberſt, General Campbell, hingegen, der Kommandant des Forts war, öffentlichen Dank der Londoner Kaufleute erwarb.

Fort Miami, welches am Fluſſe deſſelben Nahmens liegt, wurde von den Franzoſen im Jahre 1793 erbauet, um welche Zeit man Urſache hatte, anzunehmen, die Uneinigkeiten zwiſchen Großbrittannien und den vereinigten Staaten würden nicht ſo friedlich beigelegt werden können, als es wirklich geſchehen iſt. Wenigſtens muß dieſes die Meinung des Gouvernements geweſen ſein, weil dieſes ſonſt keinen Befehl gegeben haben würde, ein Fort innerhalb der Gränzlinie der vereinigten Staaten aufzuführen; ein Umſtand der nothwendigerweiſe den Unwillen der Bewohner derſelben rege machen mußte. General Wayne hatte, wie es ſcheint, keinen beſtimmten Befehl von ſeiner Regierung bekommen, daſſelbe in Beſitz zu nehmen. Er dachte indeß, es könne nicht fehlen, daß er ſich allgemeinen Dank erwerben würde, wenn er es, ohne Gefahr dabei zu laufen, zu bekommen ſuchte.

Eitelkeit war seine herrschende Leidenschaft, er entschloß sich daher, alles mögliche zu versuchen, um in den Besitz dieses Forts zu kommen. Oberst Campbell überzeugte ihn indeß durch die bestimmte, männliche Art, mit welcher er seine Aufforderung, das Fort zu übergeben, weil es innerhalb der Gränzlinie der Staaten liege, beantwortete, daß er ihn weder durch seine Vorstellungen bewegen, noch ihm durch seine Drohungen Furcht einjagen würde, und daß die 200 Mann, welche die Garnison ausmachten, die Angriffe seiner 3000 Mann starken Armee mit Entschlossenheit abwarten würden. Die Hauptdivision der Amerikanischen Armee befand sich jezt etwa 4 Meilen vom Fort entfernt; ein kleines Detaschement hatte sich aber, nur in einer geringen Entfernung vom Fort, in dem Walde versteckt, um gleich bereit zu sein, wenn der General Wayne seiner bedürfte. Beinahe unglaublich ist es, daß dieser Mann, da er sah, daß sich die Aufforderung an den Kommandanten unwirksam zeigte, so sehr die Würde des Generals vergaß, daß er zum Fort hinritt, und sich der beleidigendsten Ausdrücke gegen die wachthabenden Soldaten bediente. Seine Absicht war, wie ich glaube, die Garnison zu reizen, auf ihn zu feuern, in welchem Falle er einen Vorwand gehabt hätte, das Fort zu stürmen. Oberst Campbell hatte indeß seinen Soldaten und Offiziers ernstlich befohlen, still zu bleiben, selbst wenn sie beleidiget würden, und unter keiner andern Bedingung zu feuern, als wenn das Fort

wirklich vom Feinde angegriffen würde. So wurde, durch die Klugheit dieſes Mannes, Wayne's Plan vereitelt, viel Blut weniger vergoſſen, und vielleicht ein zweiter Krieg zwiſchen Großbrittannien und Amerika glücklich abgewendet.

Die Wilden hatten von den jungen Kanadiern, die unter ihnen waren, gehört, daß man gewiß vom Fort aus auf jeden Theil der Armee, welcher ſich ihm nähern ſollte, feuern würde; denn ſie konnten ſich nicht vorſtellen, daß die Amerikaner in die Gegend des Forts kommen könnten, ohne zugleich offenſiv zu agiren; in welchem Falle man ſich ihnen auch ſicher widerſetzt haben würde. Als die Wilden daher hörten, man habe nicht auf General Wayne geſchoſſen, fingen ſie an zu trauern und zu klagen, daß ſie ſich betrogen, und jezt keinen weitern Beiſtand von den Engländern zu erwarten hätten. Indeß verließ ſie ihr angebohrner Muth nicht; ſie entſchloſſen ſich ſchleunigſt Halt zu machen, wählten ſich hierzu einen zweckmäßigen Platz, und erwarteten nun die Ankunft des Generals, der dicht hinter ihnen war.

Die Wilden pflegen vor dem Tage, an welchem ſie ein allgemeines Treffen erwarten, ein ſtrenges Faſten zu beobachten. Durch dieſe Enthaltſamkeit werden ſie zu kriegeriſchen Unternehmungen keinesweges untauglich gemacht, denn ſie ſind von Kindheit an dazu gewöhnt. Auch den Tag vor dem, an welchem ſie den General Wayne erwarteten, wurde dieſe Zeremonie ſtrenge beobachtet; ſie ſuchten einen Hin-

terhalt im Gehölze, um ihn daselbst zu empfangen. Er rückte indeß an diesem Tage nicht so weit vor, als sie, den Berichten ihrer Kundschafter zu Folge, vermuthet hatten, und so blieben sie ruhig im Hinterhalte liegen. Der zweite Tag ging hin, ohne daß der General ihnen nahe gekommen war; da sie aber vollkommen überzeugt waren, daß er am folgenden bei ihnen sein würde, so hielten sie sich noch immer versteckt. Der dritte Tag war äußerst regnicht und stürmisch, und die Kundschafter brachten die Nachricht, der General würde sicherlich an demselben bis zu ihnen vorrücken. Die Wilden, welche jezt drei Tage gefastet hatten, entschlossen sich jezt den Hinterhalt zu verlassen und etwas Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Sie hatten sich noch vor der Mahlzeit in drei Haufen getheilt, um sich nach einer andern Gegend zu begeben, wo sie die Staaten-Armee zu überraschen hofften; aber sie wurden in der Lage, in welcher sie sich jezt befanden, selbst überrascht. General Wayne, der durch seine Kundschafter, die jezt eben so listig waren als die der Wilden, Nachricht von ihrem Vorhaben bekommen, und sich darauf gestellt hatte, als begäbe er sich in eine andere Gegend, wodurch die Wilden getäuscht wurden, drehete sich plötzlich um, und schickte die leichte Kavallerie gerade zu einer Zeit unter sie, als sie es am wenigsten vermuthen konnten. Die Wilden wurden in Verwirrung gebracht; ein Umstand, der bei ihnen jedes Mahl eine Niederlage zur Folge hat. Sie leiste-

ten nur schwachen Widerstand, und flohen alsdann eiligst davon.

Als General Wayne zu Anfange des Jahrs 1796 zu Philadelphia ankam, wurde ich bei ihm eingeführt, da ich denn Gelegenheit hatte, den Plan zu allen seinen Indianischen Feldzügen zu sehen. Dieser gemachte Plan erregte, wie es zu erwarten war, die Verwunderung aller alten Offiziers, die ihn sahen. Die Wilden waren in drei Linien vorgestellt, eine hinter der andern; sie hatten die Amerikanische Armee mit Standhaftigkeit empfangen, und sich bemühet, ihr mit großer Geschicklichkeit in die Flanken zu fallen, als sie durch das plötzliche Erscheinen der Scharfschützen von Kentucky, und durch die leichte Reiterei in die Flucht geschlagen wurden. Da man die Wilden bei dieser Gelegenheit mit so großer Ordnung und Regelmäßigkeit fechten ließ, so vermuthete ein Jeder, sie wären von erfahrnen und geschickten Brittischen Offiziers dazu abgerichtet worden. Wie abgeschmackt indeß dieser Plan war, erhellet daraus, daß während der ganzen Affaire die Amerikanische Armee nicht funfzig Wilde beisammen gesehen hat; ein Umstand, der selbst von dem Generale und seinen Adjutanten nicht geläugnet werden kann. Auch weiß ein Jeder, der etwas von den Wilden gelesen hat, daß sie niemahls in der angegebenen Ordnung zu Felde ziehen, sondern immer, von Bäumen und Büschen gedeckt, auf die unregelmäßigste Art fechten. So große Mühe sich auch ehedem sowohl die Franzosen als die En-

gländer gegeben haben, ihnen dieſe Art zu fechten abzugewöhnen, ſo haben ſie doch nie ihren Zweck erreichen können. Wie ich von mehreren Männern gehört habe, die ſelbſt bei dieſer Expedition waren, fochten die Wilden ganz auf die nähmliche Art gegen General Wayne. Sobald ſie die Amerikaniſchen Truppen ausgeſpähet hatten, ſuchte ſich jeder, ſo gut er konnte, zu decken, und auch auf dem Rückzuge beobachteten ſie dieſelbe Vorſicht. Hätte General Wayne ſeine Armee nach der, im Plane angegebenen, Art in Ordnung vorrücken laſſen, ſo würde es ihm ſicher ſo, wie den Generalen St. Clair und Baddock bei frühern Gelegenheiten, gegangen ſein. Dies that er aber nicht, ſondern focht nach ihrer Weiſe, und ſchickte kleine Haufen leichter Truppen und Kavallerie ab, die ſie aus ihren Schlupfwinkeln aufjagen mußten, und nur ſo wurde es ihm möglich, ſie zu ſchlagen.

Zwiſchen 30 und 40 Wilde wurden von der Amerikaniſchen Armee todt auf dem Platze gefunden; ſie waren, als ſie von einem Baume zum andern liefen, erſchoſſen und mit Bajonetten niedergeſtoßen worden. Man glaubt, die Anzahl der Gebliebenen ſei bei weitem größer; da indeß die Wilden, in Anſehung dieſes Vorfalles, das tiefſte Stillſchweigen beobachten, ſo habe ich nichts beſtimmtes hierüber erfahren können. Dem ſei übrigens wie ihm wolle, kurz die Wilden wurden durch dieſen Vorfall bald dahin gebracht, Frieden zu wünſchen. Das Gouvernement der vereinigten Staaten ſchickte Bevollmächtigte zu den An-

führern, die ſich in Unterhandlung mit ihnen einließen, und das Reſultat war, daß die Wilden einen anſehnlichen Theil ihres, an die vereinigten Staaten gränzenden, Landes abtreten mußten.

Die lezte und Hauptfeierlichkeit, welche bei einem Friedensſchluſſe von den Wilden beobachtet wird, iſt das Verbrennen der Streitaxt. Als dieſe Feierlichkeit vor ſich gehen ſollte, ſtand einer der Anführer auf, und beklagte es, daß der lezte Friede, zwiſchen ihnen und den Staaten, ſo bald gebrochen ſei; er wünſchte, der jezt geſchloſſene möge von längerer Dauer ſein, und that zugleich den Vorſchlag, er wolle die große Eiche, die vor ihm ſtand, entwurzeln, und die Streitaxt unter derſelben begraben, wo ſie auf ewig ruhen ſolle. Ein anderer Anführer ſagte: Bäume könnten von den Stürmen entwurzelt werden, auf keine Weiſe vermöchten ſie dem Untergange zu trotzen; da die Indianer aber einen ewigen Frieden mit ihren ehemahligen Feinden zu machen wünſchten, ſo ſei es, nach ſeiner Meinung, beſſer, die Axt unter dem hohen Berge zu begraben, der hinter dem Walde empor ſteige. Jezt nahm ein dritter Anführer das Wort: „Was mich betrifft," ſagte er, „ich bin nur ein „Menſch, ich beſize nicht die Stärke des großen Gei„ſtes, kann alſo auch nicht die Bäume der Wälder „mit den Wurzeln ausreißen, oder Berge aus der „Stelle rücken, um unter denſelben die Axt zu be„graben; ich thue daher den Vorſchlag, daß „man die Axt in den tiefen See werfen möge,

„wo ſie kein Sterblicher finden kann, und wo ſie auf „immer begraben bleiben wird.“ — Dieſer Vorſchlag wurde freudig von der Verſammlung angenommen, und die Axt mit vielen Feierlichkeiten in das Waſſer geworfen. Die Wilden ſagen in ihrer Bilderſprache, es müſſe jezt auf ewig Friede ſein. „Bei vorigen „Gelegenheiten,“ ſprechen ſie, „als man die Axt be„grub, wurde ſie nur oberflächlich mit Erde und ei„nigen Blättern bedeckt, und da ſie von jeher ein „zankſüchtiges, unruhiges Weſen war, ſo fand ſie „bald Mittel, wieder über die Erde zu kommen, wo „ſie jedes Mahl großes Ungemach unter uns und „unſeren weißen Brüder ſtiftete, und vielen guten „Menſchen den Kopf zerſchlug. Jezt aber, da ſie in „die Tiefe des Sees geworfen iſt, wird ſie weiter ket„nen Schaden unter uns anrichten, denn ſie kann „nicht wieder zu uns heraufkommen, und Keiner „kann ſich zu ihr hinab begeben, um ſie wieder zu „holen.“ — Ich zweifle nicht, daß der Frieden von Dauer ſein könnte, wenn die vereinigten Staaten die Artikel des Friedensſchluſſes eben ſo pünktlich, als die Wilden, befolgen wollten; aber es bedarf nur wenig Seherkraft, voraus zu ſagen, daß dies nicht der Fall ſein, und daß die Axt in kurzer Zeit wieder zur Hand genommen werden wird. Wirklich waren, kurz vor unſerer Ankunft zu Malden, Bothſchafter von den ſüdlichen Indianern daſelbſt angelanget, welche die Geſinnungen derjenigen, die nahe am See wohnen, unterſuchen und ſich erkundigen ſollten, ob ſie bereit

und Willens seien, sich in einen Krieg mit ihnen einzulassen.

Man hat gar nicht Ursache, sich über diese Begierde nach Krieg zu wundern, wenn (wie dies die Bevollmächtigten, die von der Föderal-Regierung zum neuen Staate Tenessi hinab gesendet wurden, um den Friedenstraktat zu bestätigen, und die Gränzlinie dieses Staates genau zu bestimmen, selbst eingestehen) über 5000 Menschen, ganz gegen die gemachten Friedensbedingungen, in das Gebiet der Indianer vorgedrungen sind, und sich daselbst niedergelassen haben. Diese Leute wollten sich, nach der Aussage der Bevollmächtigten, auf keine Weise überreden lassen, zu den vereinigten Staaten zurück zu kehren. Die Wahrheit dieser Aussage wurde in einem Briefe von Lexington in Kentucky bekräftiget, den ich selbst gesehen habe, und welcher nachher in mehreren Zeitungen der vereinigten Staaten im Auszuge zu lesen war.

Sehr viele der hintern Ansiedler an den Indianischen Gränzen sind, nach dem was ich von ihnen gehört habe, mit größerem Rechte Wilde zu nennen, als die Indianer. Wie man mir gesagt hat, ist es gar nichts ungewöhnliches, Skalpe, welche sie selbst den Indianern, die sie tod geschossen, von den Schädeln gerissen haben, wie die Ohren oder den Schweif eines Fuchses an die Ecken des Kamins oder an die Thüren genagelt zu sehen; und in unzähligen, in den vereinigten Staaten herausgekommenen, Druckschriften habe ich Nachrichten gelesen, daß sie Wilden die

Haut abgezogen und dieſe, wie Thierhäute, zu allerlei Zwecken angewendet haben. Ein Indianer wird von ihnen als ein verheerendes Raubthier angeſehen; ſie glauben er habe keine Vernunft, keine Seele, und müſſe, wo er ſich blicken läßt, wie ein Wolf gehetzt werden. Wirklich herrſchen ſelbſt unter den beſſern Einwohnern der weſtlichen Gegend des Landes die abſcheulichſten Begriffe in Anſehung dieſer armen Menſchen, und manche unter ihnen hört man, der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit zum Hohne, Gründe für die Verbannung oder Ausrottung derſelben anführen. „Der Wilde," ſagen ſie, „der keinen Begriff vom Ackerbau hat, oder wenigſtens ſich nicht „damit befaſſen will, braucht an hundert Morgen „Landes, um ſeine Familie zu erhalten; hundert „Morgen würden für einen von uns und ſeine Familie hinlänglich ſein; warum ſollen wir denn nun „leiden, daß dieſe Heiden, die keinen Begriff von „Künſten und Handwerken haben, die ſich niemahls „mit Wiſſenſchaften abgegeben, und nie etwas, der „Menſchheit Nützliches, erfunden haben, warum ſollen wir leiden, daß dieſe Menſchen uns auf unſerm „Grund und Boden zur Laſt fallen?" — „Die Anſiedler, welche ſich jezt in den obern Gegenden „Georgiens, auf den ſchönen Ländereien an den Flüſſen Oconec und Okemulgi niederlaſſen," ſagt Herr Imlay, wenn er von der wahrſcheinlichen Beſtimmung der Wilden des ſüdweſtlichen Territoriums ſpricht — „werden ihnen in dieſer Gegend hinläng-

„lich Trotz bieten. Die Niederlaſſungen von French-
„Broad haben, mit Huſton vereinigt, nichts von ih-
„nen zu befürchten, und die von Cumberland ſind viel
„zu mächtig, als daß ſie Gefahr ausgeſetzt ſein
„könnten. Die Spanier ſind im Beſitze der Florida's
„(wie lange ſie darin bleiben werden, dieſes muß von
„ihrer Mäßigung und ihrem Benehmen abhangen)
„und der Niederlaſſungen am Natchez, die ſich bald
„bis zu den ſüdlichen Gränzen von Cumberland hin-
„auf erſtrecken werden, ſo daß ſie (die Indianer)
„nach wenigen Jahren durchaus umzingelt ſein müſ-
„ſen. Die Bürger der vereinigten Staaten werden
„immer fortfahren, ihnen an drei Seiten Abbruch zu
„thun, ſie zwingen, entweder eine minder wilde, der un-
„ſrigen ähnlichen, Lebensart anzunehmen, oder ſich zur
„weſtlichen Seite des Miſſiſſippi hinüber zu begeben."

O Amerikaner! können wir eure Gerechtigkeit, eure Liebe zur Freiheit loben, wenn ihr ſo vom Abbruchthun und Zwange redet? Können wir eure Mäßigkeit bewundern, wenn wir ſehen, wie begierig ihr ſeid, neue Beſitzungen an euch zu reißen, da noch Millionen Acker in eurem eigenen Gebiete ohne Herren ſind? Könnt ihr behaupten, die Rechte der menſchlichen Natur würden von euch geachtet, wenn ihr darauf bedacht ſeid, den armen Indianer aus dem Lande zu verbannen, wo die Gebeine ſeiner Vorfahren ruhen, und welches ihm theurer iſt, als es ſich eure kalten Herzen vorſtellen können? Werden die Rechte der Menſchen von euch geachtet, wenn ihr

die Tyrannen des armen Afrikaners ſeid, bloß weil ihm die Natur mit einer andern Haut verſehen hat, als euch?

Das Benehmen der Staatenbürger gegen die Wilden iſt um ſo viel unvernünftiger und abſcheulicher, da ſie einſehen, daß dieſe Menſchen ohne dies ſchon ſchnell genug dahin ſchwinden, und daß gegen die Zeit, wenn die weißen Einwohner des Landes ſo zahlreich geworden ſind, daß der Preis der Ländereien um die Hälfte höher geſtiegen iſt, dem natürlichen Gange der Dinge zu Folge, im weſtlichen Gebiete auch nicht ein einziger Stamm derſelben mehr übrig ſein wird. Selbſt in Kanada, wo die Wilden ſo menſchenfreundlich behandelt werden, nehmen ſie vielleicht geſchwinder ab, als es je ein Volk vorher that; ſie machen mit jedem Jahre den Weißen Platz, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß nach Verlauf von funfzig Jahren zwiſchen Quebec und Detroit kein einziger Wilder mehr zu treffen ſein wird; die wenigen vielleicht ausgenommen, die darauf verfallen könnten, ein ruhiges, häusliches Leben zu führen, wie es mit einer kleinen Anzahl derſelben in dem Dorfe Lorette bei Quebec, und an einigen andern Orten in der untern Provinz der Fall iſt.

Es iſt eine bekannte Sache, daß, ehe Europäer den Nordamerikaniſchen Boden betraten, es mit der Bevölkerung unter den Indianiſchen Nationen ſehr langſam ging; ſo wie wir auch jezt daſſelbe bei denen ſehen, die noch keine Verbindung mit den Wei-

ßen eingegangen sind. Man hat dieses Phänomen auf verschiedene Art zu erklären gesucht: Einige behaupten, der Wilde habe weit weniger Temperament, als der Weiße; seine Neigung zum andern Geschlechte sei bei weitem nicht so groß, und seine Zeugungstheile hätten nicht den vollkommenen Bau, wie bei diesem. Diese Behauptung hat ihr Wahres. Die Wilden leben so keusch, daß sie in Philadelphia und andern großen Städten zum Sprichworte dienen, obgleich sie im Allgemeinen den weißen Weibern sehr zugethan sind, und gerne ihren Trieben bei ihnen nachhangen möchten. Man hat, so viel ich weiß, kein Beispiel, daß sie irgend einem gefangenen Frauenzimmer Gewalt angethan, obgleich sie oft sehr schöne Weiber von den Niederlassungen mit sich genommen haben. Daß sie nicht mit der gehörigen Zeugungskraft von der Natur ausgestattet sein sollten, läßt sich wohl schwerlich annehmen; mit mehrerem Rechte kann man die Ursachen der langsamen Fortpflanzung in der Aufführung der Weiber suchen. Die abscheuliche Gewohnheit, sich schon in frühern Jahren den Männern Preis zu geben, muß, wie ich mir vorstelle, ihren Körper so sehr schwächen, daß Unfruchtbarkeit die nothwendige Folge davon ist. Hierzu kommt noch, daß sie die wenigen Kinder, die sie haben, mehrere Jahre lang säugen, und während dieser Zeit (wie dies wenigstens bei einigen Stämmen der Fall ist) alle Gemeinschaft mit ihren Ehemännern aufgeben. Da sie überdies den Zustand der Schwangerschaft sehr

unbequem finden, wenn ſie ihren Männern, zur Jagdzeit, von einem Lager zum andern folgen müſſen, ſo bedienen ſie ſich, wie man ſagt, gewiſſer Kräuter, mit deren Kräften, die Frucht abzutreiben, ſie genau bekannt ſein ſollen.

Wenn eine oder mehrere dieſer Urſachen die ſchnellere Fortpflanzung der Wilden, vor der Ankunft der Europäer hemmten, ſo zeigte ſich, in der darauf folgenden Einführung geiſtiger Getränke, wovon ſowohl Männer als Weiber, wenn ſie Gelegenheit dazu haben, im Uebermaaße trinken, ein neues Uebel, das für ſich allein hinreichend geweſen wäre, einer ſtarken Vermehrung Einhalt zu thun. Auch intermittirende Fieber und verſchiedene andere Krankheiten — man mag nun die Veranlaſſung zu denſelben einer Veränderung des Klima's, wegen des Fortſchaffens der Holzungen, oder dem Gebrauche des giftigen Getränkes, welches ihnen die Weißen brachten, zuſchreiben — haben ſeit längerer Zeit gleichfalls nicht wenig dazu beigetragen, der Volksmenge Abbruch zu thun. Die Schawneſen, einer der kriegeriſchſten Stämme der Wilden, ſind durch Krankheiten beinahe bis zur Hälfte verringert worden. Man würde noch viele andere Urſachen dieſer abnehmenden Bevölkerung auffinden können, aber es iſt fruchtlos, ſie hier anzugeben; Thatſache iſt es, daß die Menge der Wilden ſich ſeit zwei Jahrhunderten nach und nach verringerte, ſo wie die der Weißen zunahm; und da jene feſt an ihren alten Gewohnheiten hangen, ſo iſt es höchſt wahrſchein-

lich, daß ſie nie eine andere Lebensart einſchlagen, folglich immer mehr und mehr abnehmen werden.

Im folgenden Briefe werde ich Ihnen einige Bemerkungen über den Charakter, die Sitten, Gebräuche, Körper- und Geiſtes-Beſchaffenheit der Wilden mittheilen. Erwarten ſie aber keine weitläuftige Auseinanderſetzung dieſes Gegenſtandes von mir; es würde Anmaßung ſein, wenn ich ſie Ihnen verſpräche, da ich nur wenige Wochen unter den Wilden zugebracht habe. Wollen Sie etwas Ausführlicheres leſen, ſo empfehle ich Ihnen den P. Charlevoix, den P. Hennipin, le Hontan, Carver u. a., die ganze Bände über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben.

Fünfunddreißigſter Brief.

Etwas über das Aeußere, die Sitten, den Charakter, die Körper- und Geiſtes-Beſchaffenheit der Wilden; nebſt einigen Anekdoten.

Theurer Freund

Malden.

Ich werde meine Beſchreibung des Aeußern der Wilden mit der Farbe ihrer Haut anfangen, die wirklich das auffallendſte Unterſcheidungszeichen zwiſchen ihnen

und uns abgiebt. Gewöhnlich hat ihre Haut eine Kupferfarbe, wovon man indeß ungemein viele Nüancen antrifft. Einige, in deren Adern doch wahrscheinlich kein anderes als Indianiſches Blut rinnt, haben keine dunklere Farbe, als die Eingebohrnen des ſüdlichen Frankreichs oder Spaniens, indeß andere beinahe ſo ſchwarz als Neger ſind. Mehrere Männer, und unter ihnen einige der achtungswürdigſten Franzöſiſchen Miſſionairs, deren langer Aufenthalt ſie zu gültigen Richtern in dieſer Sache gemacht hat, ſind der Meinung geweſen, daß ihre natürliche Farbe von der unſrigen nicht verſchieden ſei, ſondern daß die Dunkelheit derſelben bloß daher rühre, weil ſie ſich ſo häufig mit fettigen Sachen beſchmieren, und ſich dann dem Rauche des Holzfeuers und den brennenden Sonnenſtrahlen ausſetzen. Obgleich es indeß gewiß iſt, daß ſie eine dunkle Farbe der Haut für ſchön halten, daß ſie ſich, von ihrer früheſten Jugend an, große Mühe geben, eine ſolche zu bekommen, und daß ſich bei vielen derſelben, im Verlauf der Zeit, die urſprüngliche Farbe anſehnlich verändert; obgleich es ferner gewiß iſt, daß bei der Geburt die Farbe ihrer Haut nur wenig von der unſrigen unterſchieden iſt, ſo halte ich mich dennoch überzeugt, daß der größere Theil dieſer Menſchen die verſchiedenen Farben allein der Natur zu verdanken habe. Was mich zu dieſer Meinung beſtimmt, iſt der Umſtand, daß diejenigen Kinder, welche von dunkelfarbigen Eltern geboren ſind, nur ſehr ſelten, in Anſehung der Farbe, von dieſen verſchieden ausfallen.

ausfallen. Nekig, d. i. der kleine Otter, ein angesehener Anführer zu Ottoway, dessen Dorf am Detroit-Flusse liegt, und mit dem wir genau bekannt waren, hat eine Farbe, die nur wenig von der eines Afrikaners verschieden ist, und seine kleinen Jungen, die wahren Ebenbilder ihres Vaters, sind gerade so schwarz wie er. Was den Umstand betrifft, daß die Kinder der Wilden, bei ihrem Eintritte in die Welt weiß sind, so kann man keinesweges daraus folgern, daß sie es bleiben würden, wenn sie ihre Mütter nicht mit Fett und dergl. besalbten; denn es ist ja eine bekannte Sache, daß auch die Kinder der Neger nicht vollkommen schwarz sind, wenn sie zur Welt kommen, es auch noch in mehreren Monathen nicht werden, sondern ihre dunkele Farbe nach und nach bekommen, wenn sie der Luft und Sonne ausgesetzt werden.

Obgleich ich Ihnen in einem der vorigen Briefe sagte, die Missisaguis, die am Ontario-See wohnen, hätten eine weit dunklere Farbe, als irgend eine andere Nation der Wilden, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, so glaube ich doch, daß die verschiedenen Nüancen, die man bei den Wilden bemerkt, nicht besonderen Stämmen, sondern nur besonderen Familien eigen sind; denn selbst unter den Missisaguis sah ich viele, die, mit den übrigen verglichen, von sehr heller Farbe waren. Wenn ich von den Krihks, Tschirokesen und anderen südlichen Indianern, die ich in Philadelphia und in anderen Städten der vereinigten Staaten (zu denen sie, Geschäfte wegen oder aus

Neugierde, Haufenweiſe kommen) geſehen habe, auf die übrigen ihrer Landsleute ſchließen darf, ſo hat die Haut dieſer Nationen eine ſtärkere Röthe, mehr Kolorit, als die der Wilden in der Gegend der Seen. Auch ſcheint es mir, als gebe es unter ihnen nicht ſo viele Nüancen der Hautfarbe, als unter den lezt genannten.

Bei den Weibern der Wilden iſt die Verſchiedenheit der Farbe bei weitem nicht ſo groß, wie bei den Männern. Ich erinnere mich nicht, eine Indianerin geſehen zu haben, deren Haut eine dunklere Farbe gehabt hätte, als diejenige, welche man eine ſchmuzige Kupferfarbe nennen kann.

Die Wilden haben durchaus langes, ſchlichtes, ſchwarzes, dickes Haar und ſchwarze, nicht ſehr große Augen. Ihre Jochbeine ſind, im Allgemeinen, hoch, und ragen ſtark hervor; die Naſen ſind ſpiz und klein, und nähern ſich denen, die man Habichts-Naſen nennt. Sie haben gute Zähne und keinen unangenehmen Athem. Die Männer ſind faſt alle ſehr wohl gebauet, und nur ſelten trifft man einen verwachſenen unter ihnen; ſie ſind ſehr ſchlank und haben eine volle, weite Bruſt; ihr Gang iſt feſt und gerade, und viele unter ihnen gehen mit vieler Würde einher. Nur wenige von ihnen ſind unter der mittlern Statur; beſonders fett oder ſtark werden ſie niemahls. Freilich ſtößt man zuweilen auf rüſtige Männer von gedrängtem Baue, aber die mehrſten unter ihnen ſind nichts weniger als ſtark. Ihre Beine,

Arme und Hände ſind, im Allgemeinen, wohl gebildet; und überhaupt würden ſehr viele derſelben in jedem Lande der Welt für ſchön gehalten werden.

Die Statur der Weiber iſt, im Allgemeinen, noch unter der mittlern; die Jochbeine ſind bei ihnen höher und die Geſichter runder, als bei den Männern. Die Haltung ihres Körpers iſt ohne alle Grazie; ſie drehen ihre Zehen ſehr einwärts, und wackeln, wenn ſie gehen. Sind ſie über die jüngern Jahre hinaus, ſo werden ſie ungemein fett und plump. Ich ſahe nie eine Indianerin von dreißig Jahren, die nicht eingefallene Augen, eine runzelige Stirn, ſchlaffe Haut, und überhaupt ein abſcheuliches Anſehen gehabt hätte; und doch ſind ſie in ihrer Jugend nicht allein hübſch, ſondern zuweilen findet man auch ausgemachte Schönheiten unter ihnen. Iſt man nicht ſelbſt Augenzeuge, ſo glaubt man es nicht, daß eine ſolche Verwandlung innerhalb einiger Jahre vor ſich gehen kann. Die vornehmſten Urſachen dieſer plötzlichen Veränderung der Weiber ſind: die harte Arbeit, welche ihnen, wenn ſie ein gewiſſes Alter erreicht haben, von den Männern auferlegt wird; die ſengenden Strahlen der Sonne, denen ſie ſo häufig ausgeſetzt ſind; das beſtändige Sitzen im Rauche, und vorzüglich die unkeuſche Lebensart, der ſie ſich ſchon in frühern Jahren zu widmen pflegen.

Obgleich die Wilden einen großen Ueberfluß von Haaren auf den Köpfen haben, ſo iſt doch an den übrigen Theilen des Körpers, die bei anderen Men-

schen behaart zu sein pflegen, nicht die geringste Spur davon zu entdecken; ausgenommen an den Kinnen alter Männer, die zuweilen mit einigen dünnen, einzeln stehenden, Haaren besetzt sind, so wie man es wohl bei alten Weibern in Europa sieht. Viele haben geglaubt, der Wilde sei ohne Haare an den Stellen, wo wir sie vermissen, erschaffen worden; Andere hingegen sind der Meinung, die Natur habe ihn eben so wohl damit ausgestattet, als uns, und die Abwesenheit derselben sei bloß dem Umstande zuzuschreiben, daß er dieselben, so wie sie erscheinen, mit der Wurzel auszureißen pflege. Es ist bekannt, daß die Wilden keine große Freunde von Haaren sind, und daß die Stutzer unter ihnen sich nicht allein die Augenbraunen und Augenwimpern, sondern auch fast alles Kopfhaar ausrupfen, und nur eine einzige lange Locke am Hinterhaupte sitzen lassen. Ich halte mich, nachdem was ich gesehen und gehört habe, überzeugt, daß wenn ein Wilder aufhören wollte, die Haare auszurupfen, er nicht bloß einen Bart bekommen, sondern auch an den übrigen versteckten Theilen des Körpers behaart werden würde. Dieses Haar würde freilich, wie ich glaube, viel feiner sein, und nicht so dicht wie bei uns stehen; obgleich das Kopfhaar dieser Menschen bei weitem dicker ist, als das unsrige. Die wenigen Haare, welche man in den Gesichtern alter Männer bemerkt, sind bloß der geringen Sorgfalt zuzuschreiben, welche sie auf ihre Toilette zu verwenden pflegen.

Um die Haare auszurupfen, bedienen sich alle

diejenigen, welche irgend mit Weißen Gemeinſchaft haben, eines ſpiralförmig gewundenen, platt geſchlagenen Meſſingdrahtes. Dieſes Inſtrument wird an die behaarten Theile des Körpers gebracht; die Haare begeben ſich in die ſpiralförmigen Windungen des Drahtes; dieſer wird alsdann mit dem Daumen und einem Finger zuſammen gedrückt, und nun reißt man die Haare mit einem Zuge ſamt den Wurzeln aus. Eine alte Squaw kann Jemandem mit Einem dieſer Inſtrumente den Bart in wenigen Minuten ausrupfen; und geſchieht dies zwei oder drei Mahl des Jahrs, ſo wird das Kinn gewiß auf immer glatt bleiben. Eine große Anzahl weißer Menſchen in der Nachbarſchaft von Malden und Detroit haben ſich dieſer Operation unterworfen, und ſcheinen daher, auf dem erſten Anblick, der Natur, in dieſer Hinſicht, eben ſo wenig Dank ſchuldig zu ſein, als die Wilden ſelbſt.

Eine lange Haarlocke auf dem Scheitel macht, mit dem Theile der Haut, auf welchem ſie wächſt, den eigentlichen Skalp aus. Skalpirt ein erfahrner Krieger einen Mann, deſſen Kopf durchaus mit Haaren bewachſen iſt, ſo nimmt er nie mehr von der Haut weg, als ein Stückchen von der Größe eines Laubthalers, und zwar von derſelben Stelle, wo ſie die Locke gewöhnlich ſtehen laſſen. — Die Wilden verzieren dieſe einzelne Locke am Hinterhaupte mit Korallen, ſilbernen Flittern u. ſ. w., und bei feierlichen Gelegenheiten mit Federn. Die Weiber behalten ihr Haupthaar wie es iſt, und ſetzen eine Ehre darin,

es recht lang zu haben. Hinten ſchlagen ſie es gewöhnlich ſauber auf, und in der Mitte der Stirne ſcheiteln ſie es auseinander. Wollen ſie noch geputzter erſcheinen, ſo beſtreichen ſie den ſchmalen Hautſtreif, der an der Stelle erſcheint, wo die Haare getrennt ſind, mit rother Farbe. Ein ſolcher rother Farbeſtrich thut, wenn er ſauber gemacht iſt, durch den Kontraſt mit dem ſchwarzen Haare, eine ungemein ſchöne Wirkung.

Die Wilden, welche mit den Engliſchen und Amerikaniſchen Pelzhändlern in Verbindung ſtehen — und bei allen denen, die in der Nachbarſchaft des Miſſiſſippi öſtlich, und in der Nähe der großen Seen nordweſtlich wohnen, iſt dies der Fall — bedienen ſich jezt des Pelzwerkes und der Häute zu ihrer Bekleidung nicht mehr, ausgenommen zu ihren Schuhen und Mokkaſſins, und zuweilen zu ihren Leggings; ſie finden nähmlich, daß ſie dieſelben vortheilhafter für Decken, wollene Tücher u. ſ. w. verkaufen können, die ſie überdies zu Kleidungsſtücken für bequemer und angenehmer halten. Der Mokkaſſin wird aus Reh-, Elent- oder Büffelhaut gemacht, die oft ohne die Haare zugerichtet und dem Rauche eines Holzfeuers ausgeſetzt werden, wodurch ſie eine dunkelbraune Farbe bekommen. Er wird aus einem einzigen Stückchen Leder gemacht (mit einer Naht von der Zehe bis zum obern Theile des Fußes, mit einer andern hinten, ſo wie bei gewöhnlichen Schuhen) und vermittelſt eines Riemens, rund um den

obern Theil des Fußes, dicht unter den Knöcheln befestiget, so daß er sehr fest anschließt. Da, wo man den Fuß hineinsteckt, wird rund umher ein Läppchen gelassen, das einen oder zwei Zoll breit ist, und lose über das Band, welches den Mokkassin befestiget, hinab hängt. Dieses Läppchen ist, so wie die Naht, geschmackvoll mit Stachelschwein-Pfeilen und Glaskorallen ausgeschmückt. Ueberdies wird das Läppchen, vermittelst eines kupfernen oder zinnernen Stiftes, mit scharlachfarbenen Haaren gesäumt, wenn der Mokkassin für einen Mann, und mit Bändern, wenn er für ein Weib bestimmt ist. So verzierte Mokkassins werden bloß beim vollständigen Putze angelegt, weil die Zierrathen theuer sind, und sich das Leder bald abträgt. Zum gewöhnlichen Gebrauche bedient man sich der einfachen ledernen. Auch viele der Weißen an den Indianischen Gränzen tragen solche Schuhe, aber ein Mensch, der nicht daran gewöhnt ist, sie zu tragen oder mit bloßen Füßen zu gehen, kann sich ihrer, auf einem rauhen Wege, nicht ohne große Unbequemlichkeit bedienen, weil man jede Unebenheit durch das Leder, welches sehr weich und biegsam ist, genau fühlen kann. Im Hause selbst sind solche Schuhe so angenehm, als man sie sich wünschen kann. Von den Wilden werden sie ohne Ausnahme getragen.

Ueber den Mokkassins der Wilden befinden sich diejenigen Kleidungsstücke, welche Leggings genannt werden, und vom obern Theile des Fußes bis zur Mitte des Schenkels hinab gehen. Sie werden gewöhn-

lich aus ſcharlachrothem oder blauem Tuche gemacht, und ſchließen ſo dicht an, wie die neumodiſchen Pantalons; doch ſind die Kanten des Tuches an der Naht, ſtatt einwärts, nach außen gewendet, und mit Glaskorallen, Bändern u. ſ. w. beſetzt, wenn anders die Leggings zum Putz dienen ſollen. Viele junge Krieger lieben es ſo ſehr, ihre Leggings dicht anſchließend zu haben, daß ſie ſich dieſelben von den Squaws, welche ihre Schneider und zwar ſehr gute Schneider ſind, über die Schenkel nähen laſſen; ſie tragen ſie alsdann bis ſie anfangen zerlumpt zu werden. Die Leggings werden vermittelſt zweier Bänder, die an der Außenſeite jedes Schenkels hinauf gehen, und an einem dritten, welches um die Hüfte geht, befeſtiget ſind, in die Höhe gehalten.

Auch tragen ſie noch ein anderes Band um die Hüften, von welchem zwei kleine Schürzen herabhangen, die etwas mehr als eine halbe Elle ins Gevierte haben. Die eine hängt nach vorne, die andere nach hinten, und unter ihm befindet ſich ein Stück Tuch, welches dicht zwiſchen die Schenkel hinangezogen iſt, und eine Art von Einwickelung bildet. Die Schürzen und dieſes Stück Tuch, die an einander befeſtiget ſind, werden das Hintern-Tuch genannt. Die Squaws bieten oft ihre ganze Kunſt auf, dieſe kleinen Schürzen mit Korallen, Bändern und dergl. zu beſetzen.

Die Mokkaſſins, Leggings und das Hinterntuch machen die ganze Bekleidung der Wilden aus, wenn ſie zu Felde ziehen, wozu noch ein Gürtel kommt, an

welchem ihr Tabaksbeutel, Skalpirmeſſer u. ſ. w. hängt. Auch wenn das Wetter warm iſt, tragen ſie weiter nichts; iſt es aber kühl oder wollen ſie Beſuche bei ihren Freunden ablegen, ſo ziehen ſie ein kurzes Hemd an, welches am Halſe und an den Handgelenken nicht befeſtiget iſt, und aus ſchlecht figurirtem, bunt gedrucktem Kattun beſteht, ſo wie man ihn gewöhnlich zu Fenſter- und Bettvorhängen in gemeinen Wirthshäuſern in England trifft. Ueber dem Hemde tragen ſie entweder eine Decke, ein großes und breites Stück Tuch, oder auch einen weiten Rock, der Aehnlichkeit mit einem gewöhnlichen Reitfracke hat; doch ſieht man die Decken am allerhäufigſten. Sie binden ein Ende der Decke mit einem Gürtel rund um den Leib, hierauf ziehen ſie dieſelbe über die Schultern, und befeſtigen ſie alsdann auf der Bruſt mit einem Spießchen, oder halten die Ekken derſelben mit der linken Hand zuſammen. Man ſollte glauben, dieſe lezte Art, die Decken zu tragen, müſſe ſehr unbequem für ſie ſein, weil ihnen dadurch der Gebrauch der einen Hand geraubt wird; indeß iſt es doch allgemein Mode, ſie auf dieſe Art zu tragen, ſelbſt auf der Jagd in den Wäldern. Auch haben ſie gewöhnlich den rechten Arm frei, wenn ſie eine Flinte tragen, und pflegen alsdann die Decke über die linke Schulter zu ziehen.

Die Kleider der Weiber unterſcheiden ſich nur wenig von denen der Männer. Sie tragen Mokkaſſins, Leggings und weite kurze Hemden; auch ziehen

ſie, wie dieſe, dann und wann eine Decke oder ein Stück breites Tuch, am gewöhnlichſten aber das leztere, über. Sie binden es indeß nicht um den Leib, ſondern laſſen es herab hangen, ſo daß es die Beine verſteckt. Auch tragen ſie, ſtatt des Hintertuches, ein Stück Tuch, welches dicht um den Leib geſchlagen wird, und von den Hüften bis an die Knie reicht. Dunkelblaues oder grünes Tuch ziehen ſie gewöhnlich dem von jeder andern Farbe vor; nur die Männer pflegen dann und wann Scharlach zu tragen.

Die Weiber erſcheinen, bei warmen Wetter, in ihren Dörfern, ohne oberhalb der Hüften mit etwas anderm bedeckt zu ſein, als dem Hemde, das in jeder Hinſicht mit dem der Männer überein kommt; doch pflegen ſie es am Halſe mit einer Nadel zu befeſtigen. Auch bei vollem Putze erſcheinen ſie in dieſen Hemden; alsdann ſind ſie aber über und über mit ſilbernen Flittern, von der Größe eines Groſchens, bedeckt. Auch befeſtigen ſie, wenn ſie in Gallakleidern erſcheinen, Bänder von verſchiedenen Farben hinten an das Haar, welche ſie bis zu den Ferſen herab hangen laſſen. Ich ſah eine junge Squaw, die ſehr viele Liebhaber zählte, mit einer Anzahl Bänder, die ihr vom Kopfe herab hingen, und mehr als 5 Guineen werth waren, zum Tanze gehen.

An den Handgelenken tragen die jungen Weiber ſilberne Armbänder, wenn ſie dieſelben bekommen können; auch ſchmücken ſie ihre Ohren mit ſilbernen Ringen. Leztere ſind gewöhnlich ſehr klein, dafür tragen

ſie aber auch nicht Ein Paar, ſondern mehrere, zu welchem Ende ſie ihre Ohren vielfältig durchlöchern, ſo daß man ſie zuweilen rund um den Rand durchſtochen ſieht. Auch die Männer tragen Ohrgehänge, die aber von denen der Weiber durchaus verſchieden ſind. Sie beſtehen größtentheils aus runden, platten und dünnen Stückchen Silber, von der Größe eines Dollars, die auf verſchiedene Art durchlöchert ſind; andere, die von derſelben Größe ſind, haben eine dreieckige Geſtalt. Einige Stämme der Wilden ſind, in Anſehung der Wahl der Muſter zu dieſem Ohrſchmucke, ſehr genau, und weichen von den einmahl angenommenen auf keine Weiſe ab. Statt die Ohren mit Löchern zu verſehen, ſchlitzen ſie die Männer, längs dem äußern Rande, von oben bis unten auf, und hangen, ſobald die Schnittwunde geheilet iſt, ſchwere Gewichte daran, um den getrennten Streif ſo lang zu ziehen, als nur möglich iſt. Einige verrichten dieſe Operation mit ſo großer Geſchicklichkeit, daß ſie die Ränder der Ohren, in Geſtalt eines Bogens, bis zu den Schultern ausdehnen, da ſich denn die großen Ohrgehänge auf der Bruſt hin = und herbewegen. Damit der ſo ausgedehnte Rand nicht zerreiße, binden ſie ihn mit Meſſingdraht; indeß habe ich unter ſechs Wilden kaum einen mit vollkommenen Ohren bemerkt. Die geringſte Berührung iſt hinreichend, die Haut zu zerreißen, und wirklich wäre es ſehr wunderbar, wenn ſie dieſelbe ganz erhielten, da ſie ſich nicht ſelten in der Trunkenheit herum ſchlagen, und ſich ſo oft, wenn

ſie dem Wilde nachjagen, durch das dickſte Gebüſch drängen müſſen.

Einige der Männer tragen Gehänge in der Naſe, doch iſt dieſer Schmuck nicht ſo gewöhnlich, als es die Ohrringe ſind. Die Anführer und vornehmſten Krieger tragen Bruſtſchilder aus großen Stücken Silber, Seemuſcheln und dergleichen. Silberne Schildkragen, ſo wie ſie gewöhnlich von Offiziers getragen werden, gefallen ihnen außerordentlich, und werden, nebſt anderen Geſchenken, von der Regierung unter die beliebteſten Anführer ausgetheilt. Die Männer bedienen ſich noch eines anderen Schmuckes, der aus großen ſilbernen Spangen oder Armbändern beſteht, an welchen ein Bündel roth gefärbter Haare hängt, die man gewöhnlich von dem Knie eines Büffels nimmt. Dieſe werden am dünnern Theile des Arms über dem Elbogen getragen, und für eine große Zierde und für ein Ehrenzeichen gehalten, denn Keiner darf ſie tragen, der ſich nicht im Felde ausgezeichnet hat. Von allen Metallen zu Zierrathen ſchätzen ſie keins ſo hoch als das Silber.

Die Wilden bemahlen ſich nicht allein, wenn ſie in den Krieg ziehen, ſondern auch, wenn ſie in Gallakleidern erſcheinen wollen. Roth und ſchwarz ſind ihre Lieblingsfarben, mit welchen ſie ſich auf eine ſehr fantaſtiſche Art zu beſchmieren pflegen. Einige ſahe ich, die ihr Geſicht ganz ſchwarz angeſtrichen hatten; nur in der Mitte war ein großer Fleck gelaſſen, der die Oberlippe und einen Theil der Naſe einſchloß, und

mit rother Farbe bemahlt war. Andere sahe ich, deren Köpfe durchaus schwarz waren, nur an jedem Ohre befand sich ein großer, runder, rother Fleck; wieder Andere hatten ein rothes und ein schwarzes Auge u. s. w. Die gewöhnlichste Art, sich zu bemahlen, besteht indeß darin, daß sie das Gesicht über und über mit Kohlen schwarz machen, alsdann die Nägel der Finger benetzen, und damit parallel laufende, wellenförmige Streifen über die Backen ziehen. Sie führen gewöhnlich einen kleinen Spiegel bei sich, damit sie die Farben nach den Regeln der Kunst auftragen können. Ziehen sie in das Feld, so reiben sie die Farben mit Fett ein; auch verwenden sie alsdann weit mehr Sorgfalt auf ihr Aeußeres, und suchen so fürchterlich zu erscheinen, als möglich. Sie überziehen ihren ganzen Leib mit rother, weißer und schwarzer Farbe, so daß sie mehr Teufeln als menschlichen Wesen ähnlich sehen. Jeder Stamm hat eine verschiedene Art sich zu mahlen.

Obgleich die Wilden so viele Zeit auf ihren Putz verwenden, so geben sie sich doch keine Mühe, ihre Wohnungen zu schmücken, die fast alle höchst armselig sind. Mehrere derselben sind aus Balken zusammengeschlagen, und haben einige Aehnlichkeit mit den Häusern des gemeinen Volkes in den vereinigten Staaten; die mehrsten derselben sind indeß von beweglicher Art und aus Rinde zusammengesetzt. Man zieht die Birkenrinde zu diesem Zwecke jeder andern vor, und bedient sich derselben immer, wenn man sie

haben kann; da sie indeß in dieser Gegend des Landes ziemlich selten ist, so braucht man die Ulmenrinde an ihrer Statt. Die Wilden besitzen große Geschicklichkeit dieselbe von den Bäumen zu schälen, und nehmen sie oft in einem zusammen hangenden Stücke vom Stamme. Das Gestell zu ihren Hütten besteht aus dünnen Stangen, an welchen die Rinde mit dem Baste junger Bäume befestiget ist. Sind die Hütten im vollkommenen Zustande, so gewähren sie hinlänglichen Schuß vor dem Wetter. Die Gestalt derselben ist sehr verschieden; einige haben Wände an jeder Seite, Thüren und auch einen Schornstein in der Mitte des Daches; andere sind an einer Seite offen und nicht besser als Schoppen. Sind sie auf leztere Art gebauet, so stehen gewöhnlich vier derselben so neben einander, daß sie ein Viereck bilden; die offenen Seiten gehen nach innen, und in der Mitte wird ein gemeinschaftliches Feuer angezündet. Bei schönem Wetter geben solche Hütten keine unangenehme Wohnungen ab; im Winter müssen sie indeß im höchsten Grade unbehaglich sein. Andere dieser Hütten sind in Gestalt eines Kegels gebauet. Die Nandoweſſies leben, wie Herr Carver erzählt, bloß unter Zelten aus Thierhäuten. Eine große Anzahl Familien der Wilden, die auf der Insel Bois-blanc ihr Lager aufgeschlagen hatten, wohnten, wie ich sahe, unter Zelten von Segeltuch, die sie der Armee des Generals St. Clair abgenommen hatten. Viele der Indianischen Nationen haben keine feste Wohnplätze, sondern ziehen

von einem Flecke zum andern; und zur Jagdzeit haben sie allesammt bewegliche Läger, die im Allgemeinen sehr schlecht sind, und kaum ein hinlängliches Obdach vor Schnee und Regen gewähren. Die Jagd-Jahrszeit fängt mit dem Abfallen der Blätter an, und dauert bis der Schnee schmilzt.

Im tiefen Winter, wenn der Schnee auf dem Boden fest gefroren ist, machen sie ihre Jagd-Läger aus Schnee; sie legen bloß einige Zweige über die Wände, welche das Herabfallen des Schnees, aus welchem das Dach besteht, verhindern müssen. Diese Schneewohnungen sind weit angenehmer und wärmer im Winter, als alle andere, die man aufführen kann, denn sie schützen sehr gut vor den schneidenden Winden; auch ist ein Bett von Schnee nichts weniger als unangenehm. Um die Truppen an Läger dieser Art zu gewöhnen, im Fall sie eine Winter-Campagne machen müßten, wurde, unter dem vorigen Gouverneur von Quebec, regelmäßig im Februar ein Theil derselben in die Waldungen geschickt, wo sie den ganzen Monath so gut für sich sorgen mußten, als sie konnten. Man gab ihnen zwei oder drei erfahrne Männer mit, die ihnen Anleitung geben mußten, Hütten zu bauen, denn sonst würden oft mehrere ihr Leben eingebüßt haben. In solchen Lägern schlafen die Leute immer mit den Füßen zum Feuer gekehrt, so wie dies auch die Wilden thun, wenn es kalt ist. Bei warmen Wetter schlafen viele derselben in ihren

Hütten auf Bänken von Baumrinde, die 2 bis 3 Fuß vom Boden erhaben sind.

Mit Hausgeräthschaften sind die Wilden nicht überflüssig versehen. Ein oder zwei messingene oder eiserne Kessel, welche sie sich von den Handelsleuten verschaffen, oder, wenn sie von diesen entfernt leben, einige steinerne Töpfe, nebst hölzernen Löffeln und Schüsseln von ihrer eigenen Arbeit, machen ihren ganzen Vorrath aus. Ein sehr weicher Stein, der Seifenstein genannt, wird sehr häufig in den hintern Gegenden von Nordamerika gefunden, und stark von den Wilden bearbeitet. In Virginien bedienet man sich des gepulverten Steines statt Fett zum Schlüpfrigmachen der Wagenachsen. So weich er auch ist, so widersteht er doch der Gewalt des Feuers wie Eisen. Man findet hier, außer weißlichen Seifensteinen, auch schwarze und rothe, aus welchen leztern die Wilden vorzüglich ihre Pfeifenköpfe machen.

Die Rinden-Kanots, deren sich die Wilden in dieser Gegend des Landes bedienen, sind auf keine Weise so zierlich gearbeitet, als diejenigen, welche in der Gegend am St. Laurenz-Flusse, nordwärts von derselben, verfertiget werden. Sie bestehen gewöhnlich aus einem einzigen Stücke Ulmenrinde, welches an Ribben aus schlanken dünnen Holzruthen fest gebunden ist. An dem Hinter- und Vordertheile dieser Kanots befinden sich keine Ribben, sondern bloß in der Mitte, als der einzigen Stelle, wo man sitzen kann. Auch ruhet eigentlich nur der Mittelpunkt auf dem Wasser,

Waſſer, die Enden ragen, der gekrümmten Figur des Kanots wegen, einige Fuß über das Waſſer hervor, weshalb man ſich auch gar keine Mühe giebt, dieſelben waſſerdicht zu machen.

Auf den erſten Anblick ſollte man glauben, daß ein ſo eingerichtetes Rinden-Kanot nicht einen einzelnen Menſchen, ſelbſt nicht über die ebenſte Waſſerfläche mit Sicherheit bringen könnte. Dies iſt indeß nicht der Fall; ſie geben ſehr ſichere Fahrzeuge ab, und die Wilden ſchiffen ſich, ohne Bedenken, in denſelben bei dem rauheſten Wetter ein. Sie ſind ſo leicht, daß ſie ohne Gefahr über jede Welle hinſchlüpfen, und die einzige Vorſicht, die ein Fahrender zu beobachten hat, iſt die, ſich nicht viel zu bewegen. Ich habe ein Dutzend Leute getroſt in ſolchen Kanots ſitzen ſehen, deren jedes von einem einzigen Manne mit Leichtigkeit getragen werden konnte. Wenn ein Wilder mit ſeiner Familie eine weite Fahrt in einem Kanot macht, ſo giebt er den Weibern, den Mädchen und Jungen, jedem ein Ruder, und läßt ſie friſch an die Arbeit gehen; er ſelbſt, als Hausvater, läßt es ſich nicht ſo ſauer werden, ſondern beſchäftiget ſich bloß damit, das Schiff zu ſteuern.

Die Wilden, welche mit den Kauffahrern in Verbindung ſtehen, haben jezt größtentheils den Gebrauch der Bogen und Pfeile abgeſchafft, und nehmen dieſe Waffen ſelten zur Hand, ausgenommen, um ſich auf eine kurze Zeit damit zu beluſtigen, wenn Pulver und Blei verbraucht iſt. Ihre Knaben bedie-

nen ſich indeß derſelben ohne Unterſchied, und einige derſelben wiſſen mit wunderbarer Geſchicklichkeit zu ſchießen. Ich ſah, wie ein vornehmer junger Schawneſe, der nicht über zehn Jahre alt zu ſein ſchien, einem kleinen Eichhörnchen, das auf dem Gipfel eines hohen Baumes ſaß, ſechs Pfeile hinter einander in den Leib ſchoß; ich folgte ihm einige Stunden in den Wäldern nach, und während der ganzen Zeit verfehlte er ſein Ziel kaum ſechs Mahl. Es iſt außerordentlich, mit welcher Genauigkeit und Schnellheit ſie die Stelle bemerken, wo ihre Pfeile niederfallen. Sie ſchießen ein Dutzend oder noch mehrere Pfeile fort, und ſcheinen ſich gar nicht darum zu bekümmern, wo ſie niederfallen, gleichſam als ob ſie nicht erwarteten, dieſelben jemahls wieder zu finden; bald darauf laufen ſie aber hin, und ſammeln alle ohne Umſtände auf. Die ſüdlichen Indianer ſind weit geſchickter mit dem Bogen als diejenigen, welche nahe an den Seen wohnen, denn ſie machen weit mehr Gebrauch davon.

Mit den Flinten ſchießen die Wilden bei weitem nicht ſo gut als die Weißen. Ich habe oft einige mit auf die Jagd genommen, ſie aber immer ſehr langſam im Anlegen gefunden. Sie trafen wohl einen unbeweglichen Gegenſtand, aber einen Vogel in der Luft oder ein Eichhörnchen, das von einem Baume zum andern ſprang, ſelten oder gar nicht.

Die Geſchicklichkeit, mit welcher die Wilden den Tomahawk werfen, iſt allgemein bekannt. In einer Entfernung von zehn Schritte werfen ſie damit nach

einem Gegenstande, und treffen ihn fast jedes Mahl mit der Schneide desselben. Man hat mir indeß gesagt, daß sie im Gefechte den Tomahawk nicht gern aus den Händen lassen, sondern denselben nur alsdann werfen, wenn sie im Begriffe sind, einen fliehenden Feind einzuholen oder die Gewißheit haben, ihn wieder zu bekommen. Einige befestigen eine, ein Paar Ellen lange, Schnur an dem Griffe desselben, werfen ihn fort, und ziehen ihn mit großer Geschicklichkeit wieder zur Hand zurück. Auch wissen sie Säbelhiebe sehr geschickt mit diesen Tomahawks auszupariren.

Der gewöhnliche Tomahawk ist nichts weiter, als eine leichte Axt; am beliebtesten sind aber diejenigen, welche am hintern Theile der Axt, und mit ihr zusammen hängend, einen Pfeifenkopf haben, so daß der Tomahawk, wenn sein Stiel durchbohrt ist, sehr gut als Tabakspfeife gebraucht werden kann; und wirklich rauchen auch die Wilden lieber aus einer Tomahawkspfeife, als aus irgend einer andern. Diejenigen Tomahawks, welche die Wilden ehemahls von den Französischen Handelsleuten bekamen, hatten, statt einer Pfeife, eine große Spitze am hintern Theile der Axt. Diese Art trifft man jezt selten bei ihnen; mir kam nur ein einziger zu Gesicht. — Der Tomahawk wird gewöhnlich in einem Gehänge an der linken Seite getragen.

Für die beliebtesten Häupter der Wilden werden von den Waffenschmieden beim Indianischen Departement sehr zierliche, mit Silber beschlagene, Toma-

hawks verfertiget. Kapitain E— schenkte mir einen von dieser Art, den er für sich selbst hatte machen lassen. Die Wilden bewunderten ihn so sehr, daß sie mich, wenn sie ihn sahen, gerade wie Kinder zu thun pflegen, wenn sie ein hübsches Spielding sehen, oft baten, ich möchte ihnen denselben doch etwa auf eine Stunde leihen, weil sie gern ein Mahl daraus rauchen möchten. Sie gaben ihn jedes Mahl zur bestimmten Zeit aufs pünktlichste zurück.

Die Waffenschmiede, deren ich so eben erwähnte, werden auf Kosten des Gouvernements gehalten, um die Waffen der Wilden wieder in Stand zu setzen, wenn sie zerbrechen, welches sehr häufig der Fall ist.

Ein Indianisches Kind wird, gleich nach seiner Geburt, in Tuch oder Häute eingewickelt, mit dem Rücken auf ein dickes Brett gebunden, und mit weichem Mose bedeckt. Das Brett ist immer etwas breiter und länger als das Kind, und gebogene Stückchen Holz, wie Faßreife, gehen aus demselben über das Gesicht des Kindes, so daß es, wenn die Maschine etwa umfällt, nicht so leicht Schaden nehmen kann. Gehen die Weiber aus, so tragen sie ihre so fest gebundenen Kinder auf dem Rücken; das Brett hängt an einem breiten Bande, welches ihnen um die Stirne läuft. Sind sie mit häuslichen Arbeiten beschäftiget, so hangen sie das Brett mit dem Kinde an einen Baum, wenn einer in der Nähe ist, und lassen es, um ihm Bewegung zu verschaffen, wie einen Pendel hin = und her schwingen. Zuweilen sah

ich auch, daß ſie die Kinder losbanden, ſie in kleine Hangematten legten, und dieſelben ſo hin = und her ſchwanken ließen. Sobald die Kinder ſtark genug ſind, auf Händen und Füßen zu kriechen, befreiet man ſie von allen Feſſeln, und läßt ſie, wie junge Hunde, ganz nackend in den Dreck, in das Waſſer und in den Schnee laufen, oder wohin ihr Trieb ſie ſonſt führen mag. Dieſem Umſtande ſchreibt man die körperliche Stärke zu, wodurch dieſe Menſchen in den Stand geſetzt werden, die größten Beſchwerlichkeiten und alle mögliche Veränderungen des Wetters zu ertragen, gegen welche ſie wirklich ſo gleichgültig ſind, wie die Thiere. Die Mädchen bekommen, ſobald ſie vier bis fünf Jahre alt geworden ſind, ein loſe anliegendes Gewand; die Knaben hingegen laufen weit längere Zeit nackend herum.

Die Wilden ſind, wie ich ſchon bemerkt habe, ſehr zierlich gebauet; nach ihrem Aeußern zu urtheilen, ſollte man daher glauben, daß ſie ſich weit beſſer zu Arbeiten ſchickten, die eine gewiſſe Gelenkſamkeit, als zu ſolchen, die große Stärke des Körpers erfordern. Dies iſt die Meinung faſt aller derjenigen geweſen, die über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben. Ich bin indeß, dem zu Folge, was ich ſelbſt geſehen und von Anderen gehört habe, geneigt, den Wilden größere Muskelkraft als Gelenkſamkeit beizulegen. Man hat auf mehreren militairiſchen Gränz-Poſten ſehr oft, aus Neugierde, Wettrennen zwiſchen den Wilden und den Soldaten angeſtellt, und gefun-

den, daß, bei gleicher Entfernung, die Letztern faſt immer Sieger waren; bei einem länger dauernden Laufen hingegen, wo anſehnliche Muskelkraft erfordert wurde, haben die Wilden ohne Ausnahme den Sieg davon getragen. Auch im Springen wurden die Wilden von Soldaten, die nur ganz gemeine Gelenkſamkeit beſaßen, jedes Mahl überwunden. Am beſten überzeugt man ſich von der Stärke der Wilden, wenn man ſie Laſten auf dem Rücken tragen ſieht. Es iſt ihnen eine Kleinigkeit, 30 Engliſche Meilen des Tages unter einer Laſt von 8 Stein zurück zu legen, und dieſes einige Tage lang fort zu ſetzen; ja ſie können, ſo belaſtet, eine ganze Tagereiſe machen, ohne Erfriſchungen zu ſich zu nehmen. Um Laſten fort zu bringen, bedienen ſie ſich eines Geſtelles, welches demjenigen ähnlich iſt, deſſen ſich die Glaſer gewöhnlich bedienen, um ihr Glas darin zu tragen. Dieſes befeſtigen ſie mit über die Schulter gezogenen Riemen aus zähem Baſte oder aus Leder. Iſt die Laſt auf die breite Leiſte unten am Geſtelle gelegt, ſo werden um das Ganze zwei Riemen geworfen, deren einer zugleich über die Stirn, der andere über die Bruſt läuft, ſo daß die Laſt nicht aus der Stelle weichen kann. Es iſt zum Erſtaunen, wie viele Meilen ein Wilder im Verlauf eines Tages zurück legen kann, wenn er nicht belaſtet iſt. Ein junger Wyandot, welcher, als Friede zwiſchen den Wilden und dem General Wayne gemacht werden ſollte, eine Bothſchaft von ſeinen Landsleuten den Amerikaniſchen Offiziers

zu überbringen hatte, machte in einem Tage beinahe 80 Engliſche Meilen zu Fuß. Einer der Adjutanten des Generals, der ihn im Lager ankommen ſah, verſicherte mir, man habe auch nicht die geringſte Spur von Müdigkeit an ihm entdecken können.

Der P. Charlevoix macht die Bemerkung, die Wilden ſchienen in Anſehung der Beſchaffenheit ihres Körpers viele Vorzüge vor uns zu haben; vorzüglich hält er ihre Sinne für ſchärfer, als die unſrigen. Dies iſt wirklich wahr; der Sinn des Geſichts iſt ſehr ſcharf und ſchnell bei ihnen, und ſie behalten ihn bis in das ſpäteſte Alter ungeſchwächt, obgleich ihre Augen jeden Winter ſo viele Monathe lang der blendenden Weiße des Schnees, und dem ſcharfen reitzenden Rauche des Holzfeuers ausgeſetzt ſind. Augenkrankheiten trifft man faſt nie bei ihnen; ſieht man bei irgend Jemanden einen Fehler an den Augen, ſo rührt er von einer äußerlichen zufälligen Urſache her. Sie haben ein ſehr ſcharfes Gehör und einen ſo feinen Geruch, daß ſie ein Feuer wittern, lange ehe ſie es ſehen können.

Das Gedächtniß der Wilden iſt vorzüglich ſtark; ſie vergeſſen ſicher Zeitlebens von allen den Orten, durch welche ſie ein Mahl gekommen ſind, keinen einzigen; ſo wenig wie ſie das Geſicht eines Menſchen vergeſſen, den ſie ihn nur einige Sekunden lang angeſehen haben. Noch nach vielen Jahren wiederholen ſie ganze Reden, wie ſie von verſchiedenen Perſonen in einer öffentlichen Verſammlung gehalten worden ſind.

Hat Jemand in dem Verſammlungshauſe der Nation eine Rede gehalten, die beſonders merkwürdig iſt, ſo geht ſie, mit der größten Genauigkeit, von einer Generation zur andern über, obgleich dieſe Menſchen vom Gebrauche der Buchſtaben oder Hyeroglyphen nicht das Geringſte wiſſen. Sie bedienen ſich keiner andern Erinnerungszeichen, als ſolcher kleiner Stückchen Holz, die ſie, wie ich Ihnen geſagt habe, dem Kapitain E— brachten, und der Wampum-Gürtel; jene werden nur bei geringern, dieſe aber bei größern und feierlicheren Gelegenheiten gebraucht. Wenn ſich ein Stamm der Wilden mit dem andern über eine Sache berathſchlagen, oder, wie ſie es nennen, mit ihm ſchwatzen will, oder wenn eine Unterhandlung ſtatt finden, oder ein wichtiger Vergleich getroffen werden ſoll, ſo wird ſogleich ein ſolcher Gürtel bereitet, der von den vorher gemachten in einigen Stücken verſchieden iſt. Jeder in der Verſammlung nimmt ihn, wenn er ſeine Rede hält, in die Hand, und überreicht ihn, nach Beendigung derſelben, dem nächſten, der zum Sprechen aufſteht. Durch dieſe Ceremonie wird jedes Mitglied erinnert, daß es mit Vorſicht reden müſſe, weil alle ſeine Worte getreu vom Gürtel aufbewahrt und wieder erzählt würden. Wenn die Sitzung geendiget iſt, ſo wird der Gürtel dem vornehmſten Chef übergeben.

Bei der Beſtätigung eines Traktates liefern ſich die kontrahirenden Theile wechſelſeitig ſehr breite, prächtige Gürtel aus, die bei den andern, der Nation

zugehörenden, Gürteln niedergelegt werden. Zu feſt geſetzten Zeiten werden ſie alle der Nation vorgezeigt, und es wird angegeben, bei welchen Gelegenheiten ſie gemacht worden ſind. Beziehen ſie ſich auf eine gehaltene Berathſchlagung, ſo wiederholt einer der Häupter das Weſentliche des bei dieſer Gelegenheit Vorgetragenen; beziehen ſie ſich aber auf einen Traktat, ſo werden die Bedingungen rekapitulirt. Auch werden die Gürtel gewiſſen Squaws anvertrauet, deren Geſchäft es iſt, die Geſchichte derſelben den jüngern Zweigen des Stammes vorzutragen. Da ſie dieſes mit großer Genauigkeit thun, ſo wird auf ſolche Art das Andenken an wichtige Verhandlungen immer in friſchem Andenken behalten.

Der Wampum wird aus den innern Seiten der Handelsmuſchel (Venus mercenaria) gemacht, einer großen Seemuſchel, die einige Aehnlichkeit mit einer Art der Kammmuſchel hat, und an den Küſten von Neu-England und Virginien gefunden wird. Die Muſchel wird in ihrem natürlichen, rauhen Zuſtande nach England geſchickt, und daſelbſt in kleine Stücken zerſchnitten, die genau den neumodiſchen Glasperlen der Damen ähnlich ſind; und dieſe ſind es, die Wampum genannt werden. Es giebt zwei Arten der Wampums, weiße und purpurrothe. Die leztern werden von den Wilden am mehrſten geſchätzt; ſie halten ein Pfund derſelben von gleichem Werthe mit einem Pfund Silber. Der Wampum wird auf lederne Streifchen gezogen, und aus zehn, zwölf oder

mehreren Strängen, je nachdem die Gelegenheit wichtig ist, wird ein Gürtel zusammengesetzt. Zuweilen wird auch der Wampum, nach verschiedenen Mustern, auf breite lederne Gürtel genähet.

Der Gebrauch der Wampums ist unter den Indianischen Nationen sehr gebräuchlich; wie er es aber geworden ist? dies ist die Frage. Es ist bekannt, daß die Wilden hartnäckig an alten Gebräuchen hangen; sie werden sich daher bei den feierlichsten Gelegenheiten sicher keiner Sache bedienen, die sie nicht eher kannten, als bis sie ihnen von Fremden überbracht wurde. Daß sie aber jemahls ihre Wampums aus den Muscheln eigenhändig gemacht haben sollten, scheint ganz unmöglich zu sein. Sie verfertigen freilich mit großer Geschicklichkeit Pfeifenköpfe aus Stein, wozu sie sich keines andern Werkzeuges, als eines gewöhnlichen Messers bedienen; aber der Stein, aus welchem sie dieselben schnitzen, ist sehr weich, da hingegen die Handelsmuschel eine ungemeine Härte besitzet, und sehr gute Instrumente erfordert, wenn Wampums aus derselben gemacht werden sollen. Wahrscheinlich bedienten sie sich schon der Handelsmuschel, und bemüheten sich, sie mit ihren groben Werkzeugen in möglichst kleine Stücke zu zerschneiden, ehe noch Europäer zu ihnen gekommen waren; da sie indeß fanden, daß diese dieselben feiner bearbeiten konnten, als sie selbst, so wählten sie lieber unsere Wampums, und gaben die Verfertigung derselben auf. Herr Carver sagt, er habe gefunden, daß die See-

muſcheln ſehr häufig auch von denen Wilden getragen würden, welche in den innerſten Gegenden des Landes wohnten, die nie die Seeküſte ſelbſt beſucht haben konnten, und ſich daher dieſen Schmuck mit großer Mühe von andern Nationen verſchafft haben mußten.

Die Wilden haben viel Beobachtungsgeiſt und erwerben ſich, durch genaue Aufmerkſamkeit, viele Kenntniſſe, die uns gänzlich mangeln. Sie begeben ſich durch einen unwegſamen Wald, der mehrere hundert Meilen im Umfange hat, ohne die rechte Richtung zu verlieren, und erreichen mit Gewißheit den Ort, zu welchem ſie ſich hinbegeben wollten. Mit gleicher Geſchicklichkeit befahren ſie einen der großen Seen, und landen mit Zuverläſſigkeit gerade an der Stelle, wo ſie es beabſichtigten, ſelbſt wenn ſie Tage lang kein Ufer zu ſehen bekommen hatten. Einige der Franzöſiſchen Miſſionairs waren der Meinung, die Wilden würden durch Inſtinkt geleitet, und behaupteten, die Kinder derſelben könnten ihren Weg durch einen Wald eben ſo gut finden können, als die Erwachſenen; dies iſt aber ein abgeſchmackter Gedanke. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ihnen bloß die genaue Aufmerkſamkeit auf die Beſchaffenheit der Bäume und auf den Stand der Sonne zur Wegweiſerin dient. An der nördlichen Seite der Bäume befindet ſich gewöhnlich das mehrſte Moos, ſo wie auch die Rinde ſelbſt an dieſer Seite von der entgegen geſetzten weſentlich verſchieden iſt. Die Aeſte, welche ſich nach Süden ausbreiten, haben gewöhnlich einen

üppigern Wuchs, als die an den andern Seiten der Bäume. Noch viele andere Verschiedenheiten mögen zwischen der nördlichen und südlichen Seite statt haben, auf welche die Wilden von früher Jugend an ihre Aufmerksamkeit gerichtet haben, und die vielleicht einem gewöhnlichen Beobachter durchaus entgehen. Da sie auch von Kindheit an gewöhnt werden, sehr aufmerksam auf den Stand der Sonne zu sein, so lernen sie die scheinbare Bewegung derselben von einer Gegend des Himmels zur andern genau berechnen, und zeigen zu jeder Zeit des Tages den Fleck an, wo sie stehen muß, wenn auch der Himmel durch Wolken oder Nebel gänzlich verdunkelt ist.

Ein Beispiel ihrer Geschicklichkeit, den Weg durch eine ihnen unbekannte Gegend zu finden, sah ich bei meinem Aufenthalte zu Staunton, welches hinter den blauen Bergen in Virginien liegt. Eine Anzahl Krihk-Indianer waren, auf ihrem Wege nach Philadelphia, wo sie wichtige Geschäfte zu verrichten hatten, in dieser Stadt angelangt, und hatten daselbst ihr Nachtquartier genommen. Des Morgens setzte die Hälfte der Wilden, aus Ursachen, die wir nicht erfahren konnten, ihre Reise weiter fort, ohne ihre Gefährten mit sich zu nehmen, die erst nach einer Stunde nachfolgten, und einige Reiter aus der Stadt zur Bedekkung bekamen. Sie machten, in Gesellschaft derselben, einige Meilen auf der Heerstraße, kehrten sich aber plötzlich Alle auf Einmahl zur Seite, und bega-

ben ſich haſtig und voll Zuverſicht in den Wald, obgleich kein beſonderer Weg dahin führte. Ueberraſcht durch dieſe Veränderung des Marſches zeigten ihnen ihre Begleiter an, daß ſie von der Heerſtraße nach Philadelphia abgingen, und daher ihre vorangegangenen Reiſegefährten ſicher verfehlen würden. Ihre Antwort war, ſie wüßten beſſer Beſcheid; der kürzeſte Weg nach Philadelphia gehe durch den Wald, und ſie wären überzeugt, daß ſich ihre Gefährten gerade an derſelben Stelle hinein begeben hätten. Durch Neugierde verleitet folgten ihnen einige der Reiter, und ſahen zu ihrem größten Erſtaunen, daß ſie, obgleich kein in die Augen fallender Weg da war, bald den übrigen Theil ihrer Geſellſchaft im dickſten Theile des Waldes einholten. Man ſahe in einer Karte nach und fand, daß der Weg, den ſie genommen hatten, ſchnurgerade nach Philadelphia lief. Sie hatten wahrſcheinlich von Anderen ihrer Nation, die ein Mahl in Philadelphia geweſen waren, genau die Richtung erfahren, in welcher dieſe Stadt von ihrem Dorfe liegt, und dieſe Richtung jezt nicht aus den Augen verloren, obgleich ſie bereits eine Reiſe von 300 Meilen durch Waldungen gemacht hatten, und noch mehr als 400 Meilen zurücklegen mußten, ehe ſie den Ort ihrer Beſtimmung erreichen konnten.

Von der Genauigkeit, mit welcher ſie einen unbekannten Ort auffinden können, wenn ihnen der Weg von ihren Landsleuten ein Mahl beſchrieben worden iſt, erzählt uns Herr Jefferſon, wenn er von den Grä-

bern der Wilden in Virginien ſpricht, ein ſehr auffallendes Beiſpiel. Dieſe Gräber ſind weiter nichts, als große Bollwerke von Erde in den Wäldern, deren jedes ein menſchliches Gerippe, in aufrechter Stellung, in ſich ſchließt. Das Verfahren der Indianer, beim Begraben ihrer Todten, iſt ſchon zu oft beſchrieben worden, als daß es Ihnen unbekannt ſein ſollte; ich kehre daher zu meiner Erzählung zurück. Ein Trupp Wilde, die ſich auf dem Wege nach einem der Seehäfen am Atlantiſchen Meere befanden, verließen plötzlich, wie die oben erwähnten Krihks, welche nach Philadelphia gingen, die gerade Straße, und begaben ſich, ohne eine Frage zu thun, in gerader Richtung in den Wald hinein und zu einem dieſer Gräber, welches etwa einige Meilen von der Heerſtraße entfernt war. Nun iſt ſeit der Zeit, da dieſe Gegend Virginiens, in welcher ſich das Grab befand, von Wilden bewohnt wurde, beinahe ein Jahrhundert verfloſſen; Die Indianiſchen Reiſenden waren ſicher nie in dieſer Gegend geweſen; ſie mußten daher ihren Weg zum Grabe bloß nach einer Beſchreibung aufgefunden haben, die ſich, durch mündliche Ueberlieferung, bis auf ſie fortgepflanzt hatte.

Die Wilden ſind größtentheils ſehr gut in der Geographie ihres eigenen Landes bewandert. Thut man ihnen einige Fragen in Betreff der Lage eines Ortes in demſelben, ſo nehmen ſie ein Stöckchen und zeichnen mit der größten Leichtigkeit eine Karte von dem Orte und der umliegenden Gegend auf den Bo-

den, welche ziemlich genau iſt. Sie zeigen den Lauf der Flüſſe, und geben die verſchiedenen Richtungen an, in welchen die Oerter liegen. Ich ſaß einmahl in einem Hauſe am weſtlichen Ende des Erie-Sees, wo uns widrige Winde aufhielten, und überſah eine kleine Karte von Neu-York, als ein junger Seneka-Indianer in das Zimmer trat. Seine Aufmerkſamkeit wurde durch die Landkarte rege gemacht, und er ſchien ſogleich einzuſehen, wozu ſie diene; da er aber nie vorher eine Generalkarte von dem Staate Neu-York geſehen hatte, und den Gebrauch der Buchſtaben nicht kannte, ſo wußte er nicht heraus zu bringen, welchen Theil des Landes ſie vorſtellen ſolle. Kaum hatte ich indeß meinen Finger auf den Fleck gelegt, wo wir uns befanden, und ihm die Linie gewieſen, die den Buffalo-Creek anzeigt, an welchem ſein Dorf lag, ſo beſaß er auch ſchon den Schlüſſel zum Ganzen; er ließ ſeine Augen auf der Karte mit Geſchwindigkeit umher wandern, und nannte und zeigte mir dann aufs genaueſte jeden See und jeden Fluß, ſelbſt ſolche, die über 200 Meilen von ſeinem Dorfe entfernt waren. Alle Seen und Flüſſe dieſer Gegend des Landes haben noch immer die Indianiſchen Nahmen beibehalten, ich hätte es daher leicht entdecken können, wenn er einen unrechten genannt hätte. Das Vergnügen, welches ihm der Anblick einer ſo vollkommnen Karte des Landes gewährte, war ſo groß, daß er es nicht laſſen konnte, einige ſeiner Geſellſchafter, die vor der Thüre umher wandelten, herein zu rufen, damit auch

dieſe ſie betrachten möchten. Sie gaben mir durch Zeichen zu verſtehen, ich möchte ihnen die Karte doch leihen; ich gewährte ihnen ihre Forderung, und legte ſie auf den Tiſch, da ſie denn länger als eine halbe Stunde bei ihr ſitzen blieben, und ſich oft einander ihre Freude zu erkennen gaben, wenn ſie dieſen oder jenen Ort, den ſie kannten, genau auf dem rechten Flecke fanden. Auch die alten Männer ſchienen den übrigen viele Geſchichtchen zu erzählen, welche wahrſcheinlich Abentheuer betrafen, die ſie in fernen Gegenden des Landes beſtanden hatten, und die ſie jezt, zu ihrer größten Freude, mit der Karte vor den Augen, aus einander ſetzen konnten.

Wenn das Gouvernement den Wilden einen Strich Landes abkaufen will (Privatperſonen dürfen, nach den Geſetzen der Provinz, keine Ländereien von ihnen kaufen), ſo wird eine Karte der Gegend gezeichnet, und der Theil des Landes, wegen deſſen man in Verhandlung mit ihnen ſteht, beſonders genau angegeben. Iſt nur der geringſte Fehler an dieſen Karten, ſogleich wird derſelbe von allen Wilden auf Einmahl aufgefunden. Iſt der Handel geſchloſſen, ſo ziehen ſie, nach der Karte, die Gränzlinie der Ländereien, die ſie abgetreten haben, mit der größten Genauigkeit; ſie machen Einſchnitte in die Bäume an den Gränzen, und wenn keine Bäume vorhanden ſind, ſtecken ſie Pfähle oder Steine in die Erde, um ſie dadurch anzuzeigen. Bei dieſen Gelegenheiten werden regelmäßige Kaufkontrakte gemacht; genaue Karten

ten der gekauften Ländereien an dieſelben befeſtiget, und dieſe Kaufbriefe von den kontrahirenden Theilen förmlich unterzeichnet. Unſer Freund beſitzt mehrere derſelben, die er mir zeigte; ſie ſind der Indianiſchen Signaturen wegen merkwürdig. Die Wilden nehmen gewöhnlich den Nahmen irgend eines Thieres an, als: die blaue Schlange, der kleine Truthahn, der große Bär, der wüthende Hund u. ſ. w., und ihre Unterzeichnungen beſtehen in den Umriſſen der Thiere, deren Nahmen ſie führen, die mit der Feder gezeichnet werden. Einige der Figuren am Ende dieſer Kontrakte waren nicht übel ausgeführt, und ſtellten die zu bezeichnenden Thiere ſehr gut vor.

Die Wilden ſind im Allgemeinen ſehr erfinderiſch und geſchickt. Ihr hölzernes Hausgeräth, ihre Bogen und Pfeile, nebſt andere Waffen u. ſ. w., ſind äußerſt zierlich gearbeitet, welches um ſo größeres Erſtaunen erregen muß, da ein Meſſer und eine Axt die einzigen Werkzeuge ſind, deren ſie ſich dazu bedienen. An den Stielen ihrer Tomahawks, an ihren Pulverhörnern, Pfeifenköpfen u. ſ. w. ſieht man oft ſehr artig gezeichnete Figuren und allerlei Schnitzwerk, welches alles Lob verdient. Die Stickerei auf ihren Mokkaſſins und andern Kleidungsſtücken zeigt, daß die Weiber in ihrer Art nicht weniger geſchickt ſind, als die Männer. Ihre Arbeiten aus den Pfeilen des Stachelſchweines würden in jedem Lande Europens Verwunderung erregen. Sie bedienen ſich der weichen jungen Pfeile des Stachelſchweines, welchen ſie

die schönsten, glänzendsten Farben zu geben verstehen. Einige ihrer Farbemittel sind entdeckt worden, viele derselben sind aber noch unbekannt geblieben, so wie dieses auch von den Arzeneien gilt, mit denen sie oft Wunderkuren verrichten. Ihre Farben und Arzneimittel nehmen sie alle aus dem Pflanzenreiche.

Obgleich die Wilden durch ihre Arbeiten beweisen, daß sie einigen Geschmack für Werke der Kunst haben, so pflegen sie doch nicht alles, was sie von künstlichen Sachen sehen, mit Lob zu überhäufen. Flitterwerk oder Zierrathen, sie mögen auch noch so bunt und noch so schön gearbeitet sein, werden von ihnen verachtet, wenn sie nicht einige Aehnlichkeit mit denjenigen haben, an welche sie bereits gewöhnt sind; oder wenn sie nicht nach ihrem eigenen Geschmacke eingerichtet sind, der sich seit der Ankunft der Europäer beinahe um nichts verändert hat. Auch loben sie keine wunderbare mechanische Kunstwerke, wenn sie nicht einsehen, daß sie zu einem nützlichen Zwecke angewendet werden können. Nichts von allem, was ich ihnen vorzeigte, konnte ihre Aufmerksamkeit so sehr spannen, als eine leichte Doppelflinte, die ich immer in den Händen zu haben pflegte, wenn ich in ihren Lagern umher wandelte. Dies war eine Sache nach ihrem Geschmäcke; sie sahen es alle sogleich ein, wie vortheilhaft es für den Jäger sein müsse, wenn er zwei Läufe neben einander habe, und die Erfindung gefiel ihnen ungemein. Auch mit den Eigenschaften guter Flintenschlösser und den Vortheilen derselben sind sie

ſehr wohl bekannt; ſie legten daher ihr Vergnügen an den Tag, daß ſie die Schlöſſer meiner Doppelflinte weit vorzüglicher fanden, als alle, welche ihnen bis dahin zu Geſicht gekommen waren.

Auch Szenen, von denen man glauben ſollte, ſie müßten ihnen ſehr wunderbar vorkommen, bringen nicht das geringſte Erſtaunen bei ihnen zuwege. Ein Franzöſiſcher Schriftſteller, deſſen Nahme mir entfallen iſt, erzählte uns von zwei Irokeſen, die durch verſchiedene der ſchönſten Straßen von Paris gingen, ohne auch nur das geringſte Zeichen von Zufriedenheit oder Freude blicken zu laſſen, bis ſie zulezt an eine Garküche kamen, die ihren vollen Beifall erhielt. Ein Ort, wo Jemand immer etwas bekommen konnte, um ſeinen Hunger zu ſtillen, ohne ſich erſt die Mühe zu geben, auf die Jagd und auf den Fiſchfang auszugehen, war nach ihrer Meinung das Vortrefflichſte, was ſich denken ließ. Hätte man ihnen indeß geſagt, daß man für das Eſſen bezahlen müßte, ſo würden ſie vielleicht auch hierüber ihre Unzufriedenheit an den Tag gelegt haben. In ihren eigenen Dörfern haben ſie gar keinen Begriff davon, daß man irgend Jemanden Speiſe und Trank verſagen könne, der als Freund in ihre Wohnungen tritt.

Die Wilden, welche durch Geſchäfte oder Neugierde nach Philadelphia, oder nach irgend einer andern großen Stadt der vereinigten Staaten getrieben werden, finden im Allgemeinen an den Straßen und Häuſern daſelbſt eben ſo wenig Merkwürdiges, als

dieſe Irokeſen an Paris. Es giebt keinen Einzigen unter ihnen, der nicht ſein Wigwam den glänzendſten Wohnungen ſolcher Städte vorziehen würde. Das Schiffsweſen zu Philadelphia und in anderen Seehäfen erregt indeß gewöhnlich immer ihre Bewunderung, weil ſie die Vorzüge großer Schiffe vor Kanots (die einzigen Fahrzeuge, welche ſie beſitzen) gar wohl einſehen. Der junge Wyandot, der, wie ich erwähnt habe, eine ſo große Tagereiſe zu Fuß machte, war gerade zu Philadelphia, als ich mich daſelbſt aufhielt. Er war ſehr entzückt über den Fluß und die Menge Schiffe von jeder Größe auf demſelben, aber die Ebbe beſchäftigte ſeine Aufmerkſamkeit mehr als alles andere. Als er den erſten Tag zum Fluſſe kam, ſah er zur Sonne hinauf, und machte einige Beobachtungen über den Lauf des Stromes, und über die Lage des Ortes im Allgemeinen, welches die Indianer, wenn ſie an einen, ihnen neuen oder merkwürdigen, Ort kommen, nie unterlaſſen. Bald darauf, als die Fluth eingetreten war, ging er den Fluß hinab, und fand, zu ſeiner größten Verwunderung, daß das Waſſer mit derſelben Schnellheit eine entgegengeſetzte Richtung genommen hatte. Anfangs glaubte er, er ſei, durch einen Irrthum, an die andere Seite des Fluſſes gerathen; bald darauf überzeugte er ſich indeß, daß er ſich gerade an derſelben Stelle befinde, von wo er Tages zuvor den Fluß in Augenſchein genommen hatte, und nun kam er außer ſich vor Erſtaunen. Um über einen ſo intereſſanten Gegenſtand

nähere Auskunft zu bekommen, ſuchte er ſogleich einen Adjutanten des Generals Wayne auf, der ihn mit ſich zur Stadt genommen hatte. Dieſer machte ihm die Sache noch geheimnißvoller, denn er ſagte: der große Geiſt habe, zur Bequemlichkeit der weißen Menſchen, die beſonders von ihm begünſtiget würden, die Einrichtung getroffen, daß die Flüſſe in ihrem Lande nach zwei verſchiedenen Richtungen liefen. Der arme Wyandot war mit der Antwort zufrieden und erwiederte: „Ach Freund! wenn doch der große Geiſt „machte, daß auch für uns das Waſſer des Ohio hin „und her liefe, ſo würden wir euch recht oft zu „Pittsburg beſuchen.“ Während ſeines Aufenthalts zu Philadelphia verſäumte er es nicht, den Fluß täglich zu beſuchen.

Von allen öffentlichen Schauſpielen zu Philadelphia gewähren die Vorſtellungen der Kunſtreiter und Luftſpringer den Wilden das mehrſte Vergnügen. Sie haben einen ſehr hohen Begriff von dieſen Leuten, die ſich ſo ungemein durch ihre Gelenkſamkeit auszeichnen, und halten ſie für die merkwürdigſten Menſchen der Nation. Nichts in der Welt macht einem Wilden größeres Vergnügen, als einen Mann zu ſehen, der ſich durch körperliche Geſchicklichkeit hervorthut; erzählt man ihnen etwas von Jemanden, der ſich durch große Stärke, durch ſehr ſchnelles Laufen, durch ſeine Geſchicklichkeit mit dem Bogen und der Flinte, durch ſeine Liſt auf der Jagd, durch ſein unerſchrockenes und ſtandhaftes Benehmen im Kriege u. ſ. w. aus-

zeichnet, so hören sie mit großer Theilnahme zu, und verfehlen nicht, den Helden einstimmig mit Lob zu überhäufen.

Die Wilden scheinen, auf den ersten Anblick, sehr kalt und phlegmatisch zu sein, und es erfordert schon eine nähere Bekanntschaft mit ihnen, wenn man vom Gegentheil überzeugt werden will. Zeigt man ihnen ein Kunstprodukt, das ihnen gefällt, so sagen sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit nichts weiter, als „das ist hübsch" — „das sehe ich gern" — „das ist eine artige Erfindung;" auch bei einem neuen, überraschenden Anblick, oder wenn sie eine frohe Bothschaft vernehmen, legen sie ihre Zufriedenheit und Freude, dem Anscheine nach, auf eine fast eben so kalte Art an den Tag. Die Vorstellungen auf dem Amphitheater in Philadelphia, die unstreitig das größte Interesse für sie haben, nöthigten ihnen, wie ich bemerkte, niemahls mehr als ein Lächeln oder bescheidenes Lachen ab, worauf gewöhnlich eine Bemerkung folgte, die sie, mit leiser Stimme, ihren Nachbaren mittheilten. Eben so gleichgültig benehmen sie sich auch, wenn sie Gegegenstände des Schreckens erblicken, oder wenn sie erfahren, daß ihrer Familie oder ihrer Nation ein großes Unglück zugestoßen ist. Diese Apathie ist indeß bloß angenommen, und gewiß keinem wirklichen Mangel an Gefühl zuzuschreiben. Kein Volk in der Welt hat ein wärmeres Herz für Freundschaft, keins eine größere Zärtlichkeit für die Kinder, und keins so zarte Begriffe von Recht und Unrecht, als

die Wilden; ein Wort, das nur die geringste Beleidigung mit sich führt, facht eine Flamme in ihrem Busen an, die bloß durch das Blut des beleidigenden Theils ausgelöscht werden kann. Mehrere hundert Meilen weit durchkreutzen sie Wälder, sie setzen sich rauher Witterung und nagendem Hunger aus, bloß um ihrer Rachsucht nachzuhängen. Jahre lang setzen sie ihre täglichen Wallfahrten zum Grabe eines ihrer Kinder fort, und klagen daselbst im Stillen. Sie wagen ihr Leben und opfern alles, was ihnen theuer ist, auf, um einen Freund der unglücklichen Lage zu entreißen, worin er sich befindet. Demungeachtet kann aber, nach ihrer Meinung, Niemand auf den Nahmen eines guten Kriegers, oder auf die Achtung seiner Mitbrüder Anspruch machen, der sich, bei irgend einer Gelegenheit, von den Leidenschaften der Freude, des Kummers oder des Erstaunens zu sehr hinreißen läßt. Von früher Jugend an wird es ihnen auf das schärfste eingeprägt, es sei eine der edelsten Tugenden, gleichgültig gegen das zu sein, was bei andern Völkern den Ausdruck der stärksten Leidenschaft hervorbringt. Daher kommt denn die bewundernswürdige Herrschaft, die sie über sich selbst haben, so daß sie, wie man weiß, selbst bei den schrecklichsten Qualen des Feuers und Messers unerschütterlich bleiben und über ihre Folterer lachen.

Diese erkünstelte Gefühllosigkeit der Wilden macht, daß sie in Gegenwart von Fremden äußerst ernst und zurückhaltend erscheinen; in ihren eigenen Privat-

Zirkeln unterhalten sie sich aber auf die heiterste, fröhlichste Art; auch soll es ihnen, wie man sagt, nicht an witzigen Einfällen fehlen. Wenn sie in einer Stadt, wie Philadelphia, in Gesellschaft fremder Leute ganz gleichgültig gegen alles gewesen sind, was vorgegangen ist, so bleiben sie doch, wenn sie sich in ein Gemach für die Nacht begeben haben, oft ganze Stunden vor dem Schlafengehen bei einander, und schwatzen und lachen über das, was sich im Verlauf des Tages zugetragen hat. Leute, die ihrer Sprache kundig sind, und ihren Gesprächen bei solchen Gelegenheiten zugehört haben, sagen, daß ihre Bemerkuugen äußerst treffend sind, und daß sie so gut die lächerliche Seite einer Sache auffinden können, daß auch der Ernsthafteste sich nicht des Lachens enthalten kann.

So zurückhaltend nun auch die Wilden in Gegenwart von Fremden zu sein pflegen, so sind sie doch viel zu kaltblütig und gelassen, als daß sie jemahls in Verlegenheit kommen sollten; sie würden sich gewiß im Pallaste des vornehmsten der gekrönten Häupter der Welt mit eben so vieler Unbefangenheit zur Tafel setzen, als sie es zu einem kärglichen Mahle in ihren eigenen Hütten zu thun pflegen. Sie glauben, es ziere einen Krieger, wenn er seine Sitten nach denen derjenigen Leute modelt, bei welchen er sich befindet, und da sie eine ungemein große Aufmerksamkeit besitzen, so bemerkt man, wenn sie in Gesellschaft von Fremden sind, selten etwas tölpisches oder gemei-

nes in ihrem Betragen. Ich habe einen Wilden, der von seiner Kindheit an in den Wäldern gelebt hatte, zu Philadelphia in eine Damengesellschaft mit so vieler Unbefangenheit und Artigkeit treten sehen, als ob er in der Stadt erzogen wäre, und doch hatte man ihn mit den zu beobachtenden Formalitäten bloß vor seinem Eintritte in das Zimmer bekannt gemacht. Die folgende Anekdote wird einen noch auffallendern Beweis von der Wahrheit des Gesagten geben.

Unser Freund Nekig, der kleine Otter, war zugleich mit uns bei einem Herrn in Detroit zum Mittagsessen eingeladen worden; er kam und brachte seinen Sohn, einen Jungen von 9 oder 10 Jahren, mit sich. Nach der Mahlzeit wurden verschiedene Früchte aufgetragen, und unter andern auch einige Pfirsichen. Man überreichte dem jungen Indianer eine Schüssel mit diesen Früchten, er nahm eine derselben mit großer Artigkeit hin, führte sie aber sogleich zum Munde und biß hinein. Der Vater sah ihn mit Blicken des Unwillens an, und sagte mit leiser Stimme einige Worte zu ihm, die ich nicht verstand, die aber, nach der Auslegung eines Mannes aus der Gesellschaft, einen bittern Vorwurf enthielten, wie er so unbedachtsam sein könnte, die Pfirsiche nicht vorher zu schälen, da er doch gesehen hätte, wie es der gegenüber sitzende Herr gemacht habe. Der kleine Mann schämte sich nicht wenig, doch machte er sogleich seinen Fehler wieder gut; er zog einen Teller herbei und schälte die Frucht auf die zierlichste Art. Bald darauf gab man

ihm etwas Portwein, der ſeinem Gaumen nicht behagte, weshalb er, wie ein Kind zu thun pflegt, wenn man ihm Wein zu trinken giebt, das Geſicht verzog. Dies brachte ihm einen andern Verweis von Seiten des Vaters zuwege. Er verzweifle daran, ſagte er, daß jemahls ein großer Mann oder ein Krieger aus ihm werden würde, da er ſogar ſeinen Widerwillen gegen dasjenige bezeige, was ſein Wirth gütig genug geweſen wäre, ihm vorzuſetzen. Der Junge nahm hierauf den übrigen Wein im Glaſe mit freundlicher Miene zu ſich.

Die Wilden heben faſt niemahls die Hand gegen ihre Kinder auf. Sind ſie nicht gehorſam, ſo ſchütten ihnen die Eltern etwas Waſſer in das Geſicht; eine Art Strafe, vor der ſich die Kinder nicht wenig fürchten, und die auf der Stelle gute Wirkung leiſtet. Einer der Franzöſiſchen Miſſionairs ſagt, er habe geſehen, daß eine Mutter ihre herangewachſene Tochter, dadurch daß ſie ihr, wie einem kleinen Kinde, Waſſer in das Geſicht ſchüttete, ſo ſehr kränkte, daß dieſe ſich ſogleich fortbegab und ihrem Leben ein Ende machte. In ihren Kinderjahren ſind die jungen Indianer ihren Eltern im höchſten Grade folgſam; haben ſie aber die Jahre der Mannbarkeit erreicht, und ſind ſie im Stande, ſelbſt für ſich zu ſorgen, ſo achten ſie dieſelben nicht länger, und folgen, trotz allen Ermahnungen, ihrem eigenen Willen, es ſey denn daß die Eltern ſchon ſehr bejahrt wären. Das hohe

Alter einer Person flößt ihnen immer die größte Verehrung für dieselbe ein."

Kein Volk besitzt wohl mehr natürliche Höflichkeit als die Wilden. Sie unterbrechen nie einen Redenden; sagt man ihnen etwas, das sie für unwahr halten, so widersprechen sie nicht auf eine grobe Art, sondern antworten gewöhnlich: „Wir sind überzeugt, „daß du selbst das, was du uns da sagst, für wahr „hältst, aber uns kommt die Sache so unwahrscheinlich vor, daß wir ihr unmöglich Glauben beimessen können."

In ihrem Betragen gegen einander bemerkt man nichts als Artigkeit und Eintracht. Man wird bei ihnen weder Lärm und laute Zänkereien, noch pöbelhafte Sitten wahrnehmen, wie man alles dieses unter den gemeinen Volksklassen Europens so häufig trifft; sie benehmen sich bei jeder Gelegenheit als Leute von guter Erziehung, und wären nicht unläugbare Beweise für das Gegentheil vorhanden, so sollte man glauben, ein solches Volk könne unmöglich so roh, so wild im Kriege sein, als man es dargestellt hat. — Was ich hier gesagt habe, gilt indeß nur von den Wilden im nüchternen Zustande; haben sie sich in geistigen Getränken berauscht, welches nur zu oft der Fall ist, so erscheinen sie in einem ganz verschiedenen Lichte; sie gleichen alsdann mehr eingefleischten Teufeln als menschlichen Wesen, sie brüllen und kämpfen, sie schneiden einander und begehen alle mögliche Arten von Ausschweifungen. Sie wissen sehr wohl, daß sie

im Zuſtande der Berauſchung nicht Herren über ſich ſelbſt ſind; wenn ſich daher eine Anzahl von ihnen betrinken will, ſo übergeben dieſe gewöhnlich ihre Meſſer, Tomahawks u. ſ. w. einem aus der Geſellſchaft, der auf ſein Ehrenwort verſprechen muß, daß er nüchtern bleiben, und Unglücksfälle zu verhindern ſuchen will, welches Verſprechen er denn auch gewöhnlich hält. Betrinken ſie ſich, ohne dieſe Vorſichtigkeitsregel beobachtet zu haben, ſo bedienen ſich ihre Squaws der erſten beſten Gelegenheit, ſie ihrer Waffen zu berauben.

Whiskey und Rum ziehen die Wilden allen andern geiſtigen Getränken vor; indeß ſcheinen ſie nicht ſowohl des Wohlgeſchmacks, als vielmehr der Berauſchung wegen ſo begierig darnach zu ſein. Unter hundert Wilden findet man kaum Einen, der nicht übermäßig im Trinken iſt, wenn er Gelegenheit dazu hat. Die mehrſten von ihnen geben ſich, ſo bald ſie irgend ein berauſchendes Getränk geſchmeckt haben, alle mögliche Mühe, mehr davon zu bekommen; auf dieſe Weiſe werden ſie niederträchtig, knechtiſch, betrügeriſch und überhaupt verderbt in jeder Bedeutung des Wortes. Der Schade, den man dieſen unglücklichen Leuten, durch die Einführung des Branntweins, geſtiftet hat, kann ihnen durch nichts erſetzt werden. Ehe ſie dieſes Getränk kannten, zeichneten ſie ſich vor allen andern Nationen durch ihre Mäßigkeit im Eſſen und Trinken, aus. Wegen des Maaßes, das ſie im Eſſen zu halten wiſſen, ſind ſie noch jezt merkwürdig; ſie

glauben es sei höchst ungesittet, Jemanden sehen zu lassen, daß man hungrig ist. Kommen sie, nachdem sie vielleicht mehrere Tage gefastet haben, in ihren Dörfern an, so setzen sie sich ruhig nieder, und bekümmern sich eine Zeit lang um keine Nahrung. Wird sie ihnen nachher gebracht, so essen sie mit so großer Mäßigung, als ob sie erst vor einer Stunde ihren Hunger gestillt hätten. Bei keiner Gelegenheit essen sie mit Hastigkeit.

Ein Zug im Charakter der Wilden ist ihre Gastfreiheit, die sie immer ausüben, wenn sie nicht durch ganz besondere Umstände zum Gegentheile umgestimmt werden. Selbst wenn die Rache ihnen gern eingeben möchte, anders zu handeln, so lassen sie sich doch, wenn sie ein Mahl einem Fremden ihre Freundschaft geschenkt, oder wenn sie sich seiner angenommen haben, durch nichts verleiten, ihr gegebenes Wort zu brechen. Von ihrer Freigebigkeit besitze ich viele Beweise in den Geschenken, welche sie mir gemacht haben. Obgleich man gestehen muß, daß sie gewöhnlich, wenn sie Geschenke geben, andere dafür zurück erwarten, so bin ich doch überzeugt, daß sie mir die Kleinigkeiten, die ich von ihnen bekam, nicht aus Gewinnsucht, sondern aus bloßer Freundschaft gaben. Es ist allgemein bekannt, daß sie gegen einander im höchsten Grade freigebig und immer bereit sind, das, was ihren Nachbaren abgeht, durch ihren Ueberfluß zu ersetzen. Weit entfernt davon, Reichthümer für sich zusammen zu scharren, legen sie oft ihre Verwun-

derung an den Tag, wie man Leute in der menschlichen Gesellschaft finden könne, welche, mit allen edlern Gefühlen unbekannt, sich auf Kosten anderer bereichern, und, uneingedenk des Unglückes und Elendes ihrer Brüder, in Ueppigkeit und Ueberfluß leben mögen. Ihre Kleidungsstücke, ihr Hausgeräth und ihre Waffen sind die einzigen Sachen, auf welche sie ein ausschließliches Recht zu haben verlangen; alles übrige ist das gemeinschaftliche Eigenthum des ganzen Stammes, und jedes Individuum bemühet sich aus allen Kräften zum Gedeihen desselben behülflich zu sein. Auch die Oberhäupter der Wilden werden von demselben Geiste beseelt. Statt die Reichsten zu sein, sind sie oft die Aermsten des ganzen Stammes; denn indeß Andere Zeit zum Jagen u. s. w. haben, trifft es sich häufig, daß sie ihre ganze Zeit den Geschäften der Nation widmen müssen.

Die mehrsten Indianischen Nationen haben zweierlei Oberhäupter: Civil-Oberhäupter und Heerführer. Erstere beschäftigen sich mit Civil-Angelegenheiten, doch können sie auch zu gleicher Zeit Heerführer sein; ihr Amt ist erblich. Die leztern werden aus denjenigen gewählt, die sich im Kriege besonders ausgezeichnet haben; ihr einziges Geschäft ist, die Krieger in das Feld zu führen. Die Oberhäupter können Niemanden zwingen, ihren Befehlen Gehorsam zu leisten, auch ertheilen sie dieselben niemahls auf eine stolze, gebieterische Art, sondern sie sind bloß Rathgeber des Volkes. Jedes Individuum ist sich bewußt, im Zu-

ſtande der vollkommenſten Freiheit gebohren zu ſein; es unterwirft ſich daher keinem Zwange, als demjenigen, welchen ſeine Vernunft gut heißt. Da ihnen allen indeß nur Eine Sache am Herzen liegt, nähmlich das Beſte der Nation, und da ſie wiſſen, daß dieſes auch bei den Oberhäuptern die Triebfeder ihrer Handlungen iſt, ſo ſind ſie auch mit allen Maaßregeln, welche dieſe treffen, zufrieden, und jeder iſt bereit, ſich denſelben zu unterwerfen. Heißen dieſe Menſchen gleich Wilde, ſo giebt es doch, wie ich glaube, keinen civiliſirten Staat in der Welt, wo man ſolchen Gemeingeiſt, ſolche Uneigennützigkeit findet, als unter ihnen; auch die Liebe zur Ordnung iſt groß bei ihnen, obgleich ſie nicht durch ſtrenge Geſetze eingeſchärft wird.

Die Wilden bezeigen denjenigen Völkern, die ſich ihre Freiheit, ohne Widerſtand zu leiſten, entreißen ließen, unbegränzte Verachtung; ſelbſt diejenigen, welche ihre Freiheit nach einem harten Kampfe verloren haben, halten ſie für unwürdig, einen höhern Rang in der Geſellſchaft zu behaupten, als den der alten Weiber. Dieſes und die körperliche Verſchiedenheit iſt, wie ich glaube, die Urſache des eingewurzelten Haſſes, den die Wilden den Negern bei jeder Gelegenheit blicken laſſen. Man kann einem Wilden keine größere Beſchimpfung anthun, als wenn man ihm ſagt, er habe einige Aehnlichkeit mit einem Neger, oder ihm fließe Negerblut in den Adern. Sie betrachten die Neger als Geſchöpfe ſchlechterer Art, und

morden dieſelben mit ſo großer Gleichgültigkeit, als ob ſie einen Hund oder eine Katze tödteten.

Ein Amerikaniſcher Offizier wurde, während des Krieges mit Großbrittannien, zu einer der Nationen an den weſtlichen Gränzen der vereinigten Staaten geſendet, um dieſelbe zur Beobachtung der Neutralität zu überreden; dieſer Mann ſagte mir, es hätten ſich, während ſeines Aufenthalts unter den Wilden, einige Agenten in dieſen Dörfern eingefunden, um wegen der Herausgebung einiger Negerſklaven zu unterhandeln, welche dieſelben von den Amerikaniſchen Niederlaſſungen mit ſich fortgenommen hatten. Einer der Neger, ein ungemein ſchöner und großer Menſch, war (wie es denn ſehr gewöhnlich bei ihnen iſt, die Gefangenen weg zu geben) einer vornehmen Indianerin geſchenkt worden. Man ging zu ihr und erſuchte ſie, den Menſchen gegen ein Löſegeld auszuliefern; ſie hörte ruhig auf das, was man ihr ſagte, beſchloß aber zugleich, der Menſch ſolle ſeine Freiheit nicht haben, ging in ihre Hütte, lief mit einem großen Meſſer, das ſie hervorzog, auf ihren Sklaven zu, und ſtieß es ihm ohne Umſtände in den Leib. „Jezt, ſagte ſie und wendete ſich zu den Agenten, jezt mögt ihr euren Neger hinnehmen.“ Der Unglückliche ſtürzte zu Boden und kämpfte mit dem Tode, bis ſich endlich einer der Krieger ſeiner erbarmte, und durch einen Hieb mit dem Tomahawk ſeinen Leiden ein Ende machte.

In Detroit, Niagara und einigen andern Oertern

tern in Oberkanada befinden ſich noch immer einige Neger in Knechtſchaft. Als wir in Malden waren, fanden zwei dieſer Unglücklichen Mittel, von Detroit zu entfliehen; ſie ſtahlen nähmlich ein Boot und fuhren des Nachts den Fluß hinab. Da der Wind es ihnen unmöglich machte, gerade über den See zu fahren, ſo vermuthete man, ſie würden ſich an der Küſte halten, bis ſie an einen ſichern Ort gekommen wären; in der Hoffnung, ſie wieder zu bekommen, kam daher ihr Beſitzer nach Malden herab, und miethete zwei Wilde, auf die er ſich verlaſſen konnte, welche den Sklaven nachſetzen mußten. Dieſe ließen ſich eine Beſchreibung des Aeußern der Entflohenen geben, und fuhren ab; kaum hatten ſie aber einige hundert Schritte zurück gelegt, ſo kehrte einer derſelben, der einige Worte Engliſch ſprechen konnte, zurück, um den Eigenthümer zu fragen, ob er ihm erlauben wolle, die Neger zu ſkalpiren, wenn ſie durchaus widerſpenſtig wären und nicht mit ihnen zurück kehren wollten. Dies wurde ihnen von dem Herrn der Sklaven geradezu verboten, denn er wußte ſehr wohl, daß ſie, wenn er es ihnen erlaubte, beide auf alle Fälle tödten würden, um ſich die Mühe zu erſparen, dieſelben zurück zu bringen. „Nun," ſagte der Wilde, „wenn „ich ſie denn nicht beide ſkalpiren ſoll, ſo werdet ihr „doch, hoffe ich, nicht böſe werden, wenn ich auch „von Einem derſelben den Skalp mitbringe." Die Antwort war, er müſſe ſie beide lebendig zurück bringen. Dieſer Umſtand war äußerſt ärgerlich für ihn,

und er trug wirklich Bedenken, ſich fort zu begeben, als — mit Verdruß ſage ich es — der Herr der Sklaven, aus Furcht ſie möchten ihm entwiſchen, dem Wilden ſeine Einwilligung gab, doch mit der Bitte, daß er ſie nicht umbringen möchte, wenn er es auf irgend eine Art verhindern könnte. Was die Folge davon war, habe ich nie erfahren, aber die laute Freude, mit welcher ſich der Wilde, nach bekommener Erlaubniß, auf den Weg begab, ließ vermuthen, daß wenigſtens Einer der Neger aufgeopfert werden würde.

Die Kaltblütigkeit, mit welcher die Wilden einem ihrer Mitmenſchen das Leben nehmen, läßt ſie, ich muß es geſtehen, in keinem vortheihaften Lichte erſcheinen; auch muß ein Jeder der Meinung ſein, daß alle die guten Eigenſchaften, die ſie beſitzen, durch ihr rachſüchtiges Herz und durch die Grauſamkeiten, welche ſie an den Gefangenen verüben, die in einem Treffen in ihre Hände fallen, durchaus verdunkelt werden. Sowohl die Franzöſiſchen als die Engliſchen Miſſionairs haben ſich alle Mühe gegeben, ihnen die Abſcheulichkeit, ihre Gefangenen ſo zu quälen, ans Herz zu legen — und dieſe Mühe iſt wirklich nicht ganz vergebens geweſen; denn obgleich einige neuere Fälle beweiſen, daß ſie dieſer abſcheulichen Gewohnheit noch nicht gänzlich entſagt haben, ſo darf ich doch, nach dem was ich gehört habe, behaupten, daß ſeit mehreren Jahren nicht der zwanzigſte Theil ihrer Gefangenen ſo gequält worden iſt, als es vor hundert Jahren ohne Unterſchied geſchahe. So viele Erkundigun-

gen ich auch eingezogen habe, so konnte ich dennoch nicht erfahren, daß von allen Gefangenen, welche ihnen bei der Niederlage der Armee des Generals Clair in die Hände fielen, auch nur ein einziger an den Pfahl befestiget worden ist. So bald die Englischen Offiziers die Niederlage gewahr wurden, so setzten sie und andere, welche Einfluß auf die Wilden hatten, Belohnungen für diejenigen aus, welche die Englischen Gefangenen lebendig ausliefern würden, und wirklich wurden auch die mehrsten derselben wohl behalten zurück gebracht. Die Rachsucht gänzlich aus ihrem Herzen zu verbannen, ist bis jezt eine Sache der Unmöglichkeit gewesen. Um Ihnen zu beweisen, wie wenig die Erziehung in dieser Hinsicht über die Gemüther der Wilden vermag, will ich Ihnen einige Anekdoten vom Kapitain Joseph Brandt, einem Anführer der Mohawk-Indianer, mittheilen.

Dieser Brandt wurde in seiner frühen Kindheit auf eine Schule in Neu-England geschickt, wo er, da er ein sehr gutes Fassungsvermögen besaß, in der Griechischen und Lateinischen Sprache bald ansehnliche Fortschritte machte. Man gab sich große Mühe, ihm die Wahrheiten des Evangeliums beizubringen. Er zeigte sich als einen warmen Anhänger der Christlichen Lehre, und übersetzte, in der Hoffnung seine Landsleute bekehren zu können, wenn er wieder zu ihnen zurück käme, das ganze Evangelium des Matthäus in die Sprache der Mohawks; auch die Gebete der Englischen Kirche übersetzte er in diese Spra-

che. Noch ehe er indeß ſeine akademiſche Laufbahn vollendet hatte brach der Amerikaniſche Krieg aus, und ſo verließ er, angefeuert durch die Begierde nach Ruhm, welche die Natur dem Buſen eines jeden Wilden eingepflanzt zu haben ſcheint, ſogleich die Schule, begab ſich zu dem Dorfe, wo er gebohren war, und ſchlug ſich bald darauf, mit einer anſehnlichen Menge ſeiner Landsleute, zu einigen Engliſchen Truppen unter dem Kommando Sir John Johnſton's. Hier zeichnete er ſich bei vielen Gelegenheiten durch ſeine Tapferkeit aus, und ſchwang ſich nicht allein zur Würde eines Anführers der Wilden, ſondern auch zu dem Range eines Kapitains in Dienſten des Königs empor.

Es dauerte indeß nicht lange, ſo befleckte Brandt die Ehre, welche er ſich bei der Engliſchen Armee erworben hätte, auf folgende Art: Es fiel zwiſchen ihm und einem Corps Amerikaniſcher Truppen ein Scharmützel vor; man focht mit großer Hitze, und Brandt wurde von einer Muskетenkugel an der Ferſe verwundet; am Ende wurden indeß die Amerikaner geſchlagen, und etwa 60 Mann derſelben nebſt einem Offiziere zu Gefangenen gemacht. Der Offizier hatte eben ſeinen Degen abgegeben und ſich mit dem Oberſt Johnſton in ein freundſchaftliches Geſpräch eingelaſſen, als Brandt ſich hinter beide ſchlich, und dem Amerikaner einen Hieb mit ſeinem Tomahawk verſetzte, ſo daß er todt zu Boden ſtürzte. Sir John Johnſton wurde, wie Jeder vermuthen kann, über

dieſe Handlung äußerſt entrüſtet, und ſtellte ihm mit vielem Eifer vor, wie ſchändlich er ſich benommen habe. Brandt hörte ihn ruhig an und ſagte, als er ausgeſprochen hatte, es ſei ihm leid, daß er durch das Vorgefallene ſeinen Unwillen rege gemacht habe, aber der Schmerz an ſeiner Ferſe ſei in dem Augenblicke ſehr heftig geweſen, er habe es daher nicht unterlaſſen können, an dem einzigen Chef des Trupps, den man zu Gefangenen gemacht, Rache zu üben; ſeitdem er, ſetzte er hinzu, den Offizier getödtet habe, ſei auch der Schmerz an ſeiner Ferſe um vieles erträglicher geworden.

Als der Krieg ausbrach, wohnten die Mohawks am Mohawk-Fluſſe, im Staate Neu-York; als aber Friede gemacht wurde, ſo wanderten ſie nach Oberkanada aus. Jezt liegt ihr vornehmſtes Dorf am großen Fluſſe, der ſich, etwa 60 Meilen von der Stadt Newark oder Niagara, in den Erie-See an der Nordſeite ergießt; in dieſem Dorfe wohnt Brandt jezt. Er hat ſich daſelbſt ein bequemes Haus gebauet, in welchem jeder Fremde eine gute Aufnahme und täglich eine wohl beſetzte Tafel findet. Er beſitzt nicht weniger als 30 bis 40 Neger, welche ſeine Pferde beſorgen, ſeinen Acker bauen u. ſ. w. Dieſe Unglücklichen werden in der größten Unterwürfigkeit erhalten, und dürfen es nicht wagen zu entfliehen, denn er hat ihnen angezeigt, wenn ſie jemahls auf dieſen Gedanken kommen würden, ſo wolle er ſie verfolgen, ſei es auch bis zu den Gränzen von Georgien,

und ſie, wo er ſie auch treffen würde, mit dem Tomahawk tod ſchlagen. Sie kennen ihn zu gut, als daß ſie an der Erfüllung ſeines Verſprechens im Geringſten zweifeln ſollten.

Brandt empfängt von der Regierung die Hälfte der Gage eines Kapitains, und überdies noch jährlich Geſchenke, ſo daß ſich ſein Jahrgehalt auf 500 Pf. Sterl. belaufen ſoll. Unſere Neugierde, dieſen Mann zu ſehen, war, wie Sie ſich einbilden können, ſehr groß; wir verſchafften uns daher von dem Sekretair des Gouverneurs, von mehreren Offiziers und andern ſeiner Bekannten Briefe an ihn, und hatten die Abſicht, uns von Niagara nach ſeinem Dorfe zu begeben. Unglücklicherweiſe hatte er ſich indeß den Tag vor unſerer Ankunft zu Niagara, an der entgegen geſetzten Seite des Sees, nach Kingſton eingeſchifft. Daß Brandt ein Mann von nicht geringer Bedeutung ſei, können Sie daraus abnehmen, daß ein Advokat aus Niagara, welcher von Kingſton, wo er einige Zeit von widrigen Winden aufgehalten worden war, in demſelben Schiffe mit uns über den Ontario-See fuhr, uns nachher zu Niagara anzeigte, er ſei zu ſpät an dieſem Orte angekommen, um eine juriſtiſche Angelegenheit für Brandt zu beſorgen, die jezt einem Andern übergeben ſei, durch welche Verſäumniß er wenigſtens 100 Pfund Sterling verliere.

Brandt war klug genug ſchon in ſeiner frühen Jugend einzuſehen, daß jede fremde Macht, die in

Amerika Fuß faßte, auch die Wilden zu ihren Narren machte; und hätte er noch den geringsten Zweifel deshalb gehabt, so würden diese gehoben worden sein, als er sah, daß die Engländer im Amerikanischen Kriege erst den Beistand der Wilden forderten und bekamen, nachher aber auf eine so unedle als ungerechte Art alle Indianische Besitzungen, östlich vom Mississippi und südlich von den Seen, den vereinigten Staaten, kurz dem Feinde abtraten, den sich die Wilden auf Antrieb der Engländer hatten machen müssen. Unzufrieden damit, daß sich die Wilden der Streitigkeiten der Weißen annahmen, und dadurch den größten Schaden litten; und überzeugt, daß sie, wenn sie sich durch Klugheit leiten ließen und sich nicht mit andern Sachen befaßten, bald furchtbar werden würden, machte Brandt den kühnen Plan, alle Wilden durch einen Bund mit einander zu vereinigen. Er schickte zu diesem Ende Bothschafter an verschiedene Oberhäupter, mit dem Vorschlage, daß sich die Vornehmsten jedes Stammes versammeln möchten, um die Sache in Ueberlegung zu ziehen; aber einige der Stämme, die argwöhnten, Brandt wolle durch diese Maaßregeln die Obergewalt an sich reißen, widersetzten sich denselben aus allen Kräften. Brandt hat sich bei vielen der kriegerischsten Häupter verhaßt gemacht, und sie sehen ihn jezt mit so neidischen Augen an, daß es gefährlich für ihn sein würde, wenn er sich in die obern Gegenden des Landes wagen wollte.

Er hat sich der Angelegenheiten seines eigenen

Volkes auf eine vortheilhafte Art für daſſelbe angenommen, und die überflüſſigen Ländereien deſſelben verpachtet, wodurch der Nation, wahrſcheinlich ſo lange ſie Nation bleibt, gewiſſe jährliche Revenüen zufließen werden. Er urtheilte ſehr weiſe, dieſes ſei beſſer, als wenn er litte, daß die Mohawks, wie es viele andere Stämme gethan haben, ihre Beſitzungen Stückweiſe verkaufen; weil nähmlich die Geldſummen, welche ſie dafür bekämen, wären ſie auch noch ſo groß, bald durchgebracht ſein würden.

Brandt hat geſagt, es ſei ſeine Abſicht, ſobald ihm die Geſchäfte ſeiner Nation Zeit dazu ließen, das Studium der Griechiſchen Sprache, die er ſehr liebt, fortzuſetzen, und noch mehr von dem neuen Teſtamente in die Sprache der Mohawks überzutragen; und doch war es dieſer Mann, der kurz vor unſerer Ankunft zu Niagara ſeinen einzigen Sohn mit eigener Hand tödtete. Der Sohn war, wie es ſcheint, ein verſoffener Taugenichts, der ihm oft zu verſtehen gegeben hatte, es ſei ſeine Abſicht, ihn umzubringen. Eines Abends begab er ſich wirklich in das Zimmer des Alten und fing an, mit ihm handgemein zu werden, wahrſcheinlich um ſeine unnatürlichen Drohungen auszuführen, aber der Vater zog einen kurzen Degen und hieb ihn nieder. Brandt ſpricht von dieſer Sache mit Bekümmerniß, doch ohne den Schmerz an den Tag zu legen, den vielleicht jeder andere als ein Wilder bei einer ſolchen Gelegenheit verrathen würde. Er tröſtet ſich damit, der Nation einen Vortheil ge-

ſtiftet zu haben, indem er ſie von einem Böſewichte befreiete.

Brandt trägt ſein Haar ganz nach Art der Wilden, und ſein Anzug iſt von dem ihrigen nicht verſchieden; ſtatt des Umhanges oder der Decke trägt er einen kurzen Rock, ſo wie ich ihn beſchrieben habe, der Aehnlichkeit mit einem Reitfrack hat.

So viele Mühe ſich auch die Franzöſiſch-Katholiſchen und andere Miſſionairs gegeben haben, das Evangelium unter den Wilden auszubreiten, und obgleich auf dieſe Art viele von verſchiedenen Stämmen dazu gebracht worden ſind, ſich taufen zu laſſen, ſo ſcheint es doch nicht, daß die Einführung der Chriſtlichen Religion (einige Fälle ausgenommen) großen Vortheil unter den Wilden geſtiftet hat. Sie haben gelernt, gewiſſe Gebete herzuſagen, und einige äußere Ceremonien mit zu machen, aber noch immer werden ſie von denſelben heftigen Leidenſchaften beherrſcht, wie zuvor, und haben bis jezt nichts von dem wahren Geiſte des Chriſtenthums aufgefaßt.

Die Mähriſchen Miſſionairs haben in den Gemüthern der Wilden eine größere Veränderung hervorgebracht, als alle übrigen, denn ſie haben wirklich einige dahin gebracht, ihre wilde Lebensart aufzugeben, dem Kriege zu entſagen und den Acker zu bauen. Mit den Munſies, einem kleinen Stamme, der an der öſtlichen Seite des Sees St. Clair wohnt, iſt es ihnen am beſten geglückt; demungeachtet iſt die Zahl derer, die ſie ſo bekehrt haben, ſehr geringe.

Die Katholiken finden die mehrsten Anhänger, weil das Formelle und der Prunk ihrer Religion die Phantasie der Wilden am angenehmsten beschäftiget, und weil ihnen von den Katholischen Missionairs der wenigste Zwang angethan wird. Die Quäker haben von allen andern den geringsten Anhang gefunden; die Lehre vom blinden Gehorsam, welche sie predigen, verträgt sich mit den Grundsätzen der Wilden nicht besonders, und bei einigen Stämmen, denen sie dieselbe einzuprägen suchten, vorzüglich bei den Schawnesen, einem der kriegerischsten Stämme an der Nordseite des Ohio, haben sie sich der größten Gefahr ausgesetzt *).

Diejenigen Wilden, welche von der göttlichen Offenbahrung noch nichts wissen, scheinen allgemein an das Dasein eines erhabenen, gütigen, allweisen und allmächtigen Geistes zu glauben. Ueberdies nehmen sie auch das Dasein untergeordneter, sowohl gu-

*) Die Ursache, warum es so schwer hält, die Wilden zum Christenthume zu bekehren, ist nicht sowohl in ihrer Anhänglichkeit an eine eigene Religion, sondern vielmehr in gewissen Gewohnheiten zu suchen, welche sie scheinen mit der Muttermilch eingesogen zu haben. Ein Französischer Missionair bemühete sich einst einen Wilden zu bekehren, zu welchem Ende er ihm die Belohnungen beschrieb, welche die Guten, und die schrecklichen Strafen, welche die Gottlosen im zukünftigen Leben zu erwarten haben. Plötzlich unterbrach ihn ein Wilder, der kurze Zeit vorher seinen besten Freund verloren hatte, mit der Frage: ob er glaube sein verstorbener Freund sei in den

ter als böser Geister an. Da jenen das Beste der Menschen am Herzen liegt, so halten sie es für unnöthig, ihnen zu huldigen; nur den bösen Geistern, vor welchen sie eine angeborne Furcht haben, bezeigen sie ihre Ehrfurcht, um den Zorn derselben von sich abzuwenden. Einige entfernte Stämme haben, wie man sagt, Priester unter sich; doch aber keine bestimmte Religionsfeierlichkeiten. Jeder derselben sagt ein Gebet her, oder bietet dem bösen Geiste etwas an, sobald es die Furcht ihm gebietet.

Der Glaube an ein zukünftiges Leben, in welchem sie die Freuden dieser Welt genießen können, aber keine schmerzliche Empfindungen haben, und wo ihnen die Mühe gespart wird, sich ihre Nahrung selbst zu verschaffen, scheint sehr allgemein unter ihnen zu sein. Einige Stämme zeigen weit weniger Frömmigkeit als andere; die Schawnesen, eine kriegerische, muthige Nation, fürchten sich wenig vor den bösen Geistern; daher findet man fast gar keine Religions-

Himmel oder in die Hölle gekommen? Ich glaube fest, antwortete der Geistliche, daß er im Himmel ist. So will ich denn thun, erwiederte der Wilde, was du mir heißest, und einen frommen Lebenswandel führen, denn ich wünsche sehr, an den Ort zu kommen, wo sich mein Freund befindet. — Hätte er erfahren, sein Freund sei in der Hölle, so würde ihn alles, was ihm der ehrwürdige Pater von Feuer und Schwefel vorpredigte, nicht abgehalten haben, das ausschweifendste Leben zu führen, in der Hoffnung seinen Freund wieder zu finden, und seine Qualen mit ihm zu theilen.

gebräuche unter ihnen. Keiner dieſer Nation iſt, ſo viel ich erfahren konnte, jemahls zum Chriſtenthume bekehrt worden.

Es iſt ein beſonderer und ſehr merkwürdiger Umſtand, daß, ungeachtet der auffallenden Aehnlichkeit, welche wir in der Geſtalt, den Sitten, Gebräuchen, dem Charakter und der Religion der verſchiedenen Stämme von einem Ende von Nordamerika bis zum andern, bemerken — eine Aehnlichkeit, die gar keinen Zweifel übrig läßt, daß alle einerlei Urſprung gehabt haben müſſen — dennoch die Sprache des einen Stammes durchaus von der aller andern abweicht. Nicht zwei Stämme haben genau einerlei Sprache, und die Sprachen vieler von denen, die gar nicht weit aus einander wohnen, iſt ſo verſchieden, daß Keiner den Andern verſtehen kann. Man ſagte mir die Tſchippewäh-Sprache ſei die ausgebreitetſte, und Jemand, der dieſe genau verſtände, könne auch bald alle übrigen Sprachen lernen, die zwiſchen dem Ohio und dem Ober-See geredet werden. Von Anderen, welche ſich die Indianiſche Sprache zum Studium gemacht haben, hörte ich, alle die Sprachen, welche von denjenigen Stämmen geſprochen werden, mit welchen Europäer in Verbindung ſtehen, wären nichts weiter, als Dialekte dreier Grundſprachen, nähmlich der Sprache der Huronen, der Algonquin und der Sioux; verſtehe man die beiden erſtern gut, ſo könne man ſich jedem Stamme in Kanada oder in den vereinigten Staaten zur Noth verſtändlich machen. Alle

Nationen, welche eine Sprache reden, die von der Sioux-Sprache abgeleitet iſt, ſollen eine ziſchende Ausſprache haben; diejenigen, deren Sprache von der der Huronen abſtammt, haben eine Guttural-Ausſprache und die, welche eine Mundart haben, die der Algonquin-Sprache ihren Urſprung zu verdanken hat, ſprechen die Wörter viel weicher und mit mehrerer Leichtigkeit aus, als alle übrigen. Ob dieſe Bemerkung durchaus richtig ſei, kann ich nicht beſtimmen; ſo viel kann ich indeß ſagen, daß alle Männer unter den Indianern, die ich jemahls ſah, ſowohl diejenigen, welche ihre Sprache von der der Huronen, als diejenige, welche ſie von der der Algonquins herleiten, nur wenige Lippenbuchſtaben in ihrer Sprache haben, und die Wörter, welche ſie ausſprechen, tief in der Kehle bilden. Man bemerkt bei ihnen einen geringen Grad von Stottern; ſie artikuliren, wie es ſcheint, mit einiger Schwierigkeit, wie es etwa ein Menſch thun würde, dem ein ſchweres Gewicht auf der Bruſt liegt, oder der einen ſo heftigen Schlag auf die Bruſt oder auf den Rücken bekommen hat, daß das Geſchäft des Athemholens darunter leiden mußte. Die Weiber hingegen ſprechen mit der größten Leichtigkeit, und in ihrem Munde klingt die Indianiſche Sprache ſo melodiſch als die Italieniſche. Sie haben, ohne Ausnahme, die zarteſten, harmoniſchſten Stimmen, die ich je hörte; auch lachen ſie auf eine ſo ſanfte, anmuthvolle Art, daß man ſich nichts liebenswürdigeres denken kann. Sehr oft ſaß ich meh-

rere Stunden lang in Weiber-Gruppen, bloß um das Vergnügen zu haben, ihren Gesprächen, die ich zwar nicht verstand, die mir aber so sanft und lieblich klangen, zuhören zu können.

Sowohl die Männer als die Weiber reden mit sehr vieler Ueberlegung, und es scheint ihnen nie an Worten zu fehlen, den Sinn desjenigen auszudrücken, was sie vortragen wollen.

Die National-Musik der Wilden ist ohne alle Melodie und äußerst einförmig. Ihr berühmter Schlacht-Gesang ist nichts weiter, als ein langweiliges Recitativ. Singen und Tanzen sind in beständigem Verein mit einander. Stimmt eine große Anzahl Wilde Einen Gesang an, so thun zuweilen die wenigen Noten, welche er enthält, mit dem Tone der Pfeifen und Trommeln, eine angenehme Wirkung auf das Ohr des Zuhörers, wenn er sich in der Entfernung befindet; aber auch nur unter diesen Umständen ist ihre Musik erträglich.

In der ersten Nacht nach unserer Ankunft zu Malden wurden wir, auf diese Art, gerade als wir uns nieder legen wollten, sehr angenehm durch eine Musik auf der Insel Bois-blanc unterhalten. Da wir begierig waren, mehr davon zu hören, und zugleich den Tanz der Wilden zu sehen, so nahmen wir ein Boot, und fuhren sogleich über den Fluß zu dem Orte, wo diese Leute versammelt waren. Drei ältliche Männer, welche unter einem Baume saßen, waren die vorzüglichsten Musiker. Einer derselben schlug

eine kleine Trommel, die aus einem Stücke eines hohlen Baumes, und einer darüber gespannten Haut bestand; die beiden Andern waren mit Klappern aus trocknen, mit Erbsen gefüllten, Kürbissen versehen, und hielten Takt mit der Trommel. Diese Männer sangen zugleich; sie waren die Vorsänger, und die Tanzenden stimmten das Chor an. Die ganze Tanz-Gesellschaft bestand etwa aus zwanzig Squaws, welche in einem Kreise standen. Jede derselben hatte mit ihrem Arm den Hals ihrer Nachbarin umschlungen, und so verkettet bewegten sie sich alle seitwärts, mit nicht sehr großen Tanzschritten, um ein kleines Holzfeuer her. Männer und Weiber tanzen nie mit einander, ausgenommen wenn etwa eine hübsche Squaw von einem jungen Kerl bei den Männern zum Tanze eingeführt wird, welches das Zeichen einer großen Begünstigung ist. Die Wilden betrachten ihre Weiber aus einem ganz andern Gesichtspunkte als wir Europäer; sie brauchen dieselben als Sklavinnen zu allen schweren Arbeiten. Ich habe einen jungen vornehmen Wilden gekannt, der, wenn er Eichhörnchen schießen wollte, nicht weniger als drei Weiber mit sich nahm, welche nach seinen Pfeilen laufen mußten. Auch habe ich Wilde, die einige Meilen weit von einem Orte zum andern zogen, auf ihre Pferde steigen und mit Gemächlichkeit reiten sehen, indeß ihre Weiber nicht allein zu Fuße gehen, sondern auch den Männern schwere Lasten nachtragen mußten.

Als die Weiber eine Zeit lang getanzt hatten, wurde ein größeres Feuer angezündet, und die Männer kamen von verschiedenen Gegenden der Insel zusammen, um sich gleichfalls lustig zu machen. Es waren ihrer etwa funfzig bis sechszig; ihr Tanz war fast eben so einförmig, als der der Weiber. Sie gingen zuerst in einem großen Kreise nach der Musik, mit kleinen Schritten, rund um das Feuer; der beste Tänzer hatte die erste Stelle und gab die Schritte an; auch war er der vorzüglichste Sänger im Kreise. Als sie sich ein Mahl im Kreise herum gedrehet hatten, so gingen die kleinen Schritte in größere über, und sie fingen an mit verdoppelten Kräften auf den Boden zu stampfen. Wenn sie sich drei bis vier Mahl herum gedrehet hatten, so machten sie kleine Sprünge vom Boden mit beiden Füßen, wandten die Gesichter zum Feuer, machten eine Verbeugung, und gingen zugleich seitwärts. Als sie sich zehn bis zwanzig Mahl herum gedrehet hatten, so stampfte Jeder, besonders aber der Vortänzer, mit unsäglicher Gewalt auf den Boden, alle erhoben ein lautes Freudengeschrei und der Tanz war zu Ende.

Nach zwei bis drei Minuten fingen sie einen andern Tanz an, der sich fast eben so früh und fast auf gleiche Weise, wie der erste, endigte. Die Figuren waren fast dieselben, und der einzige Unterschied im Singen war der, daß die Tänzer, statt den ganzen Gesang nachzusingen, bloß auf die Lieder der alten Musikanten singend antworteten. Sie luden uns

durch

durch Zeichen ein, am Tanzen Theil zu nehmen, welchen Gefallen wir ihnen denn auch sogleich thaten, und so blieben wir bis Morgens um 2 oder 3 Uhr auf der Insel mit ihnen zusammen. Der Anblick einer Gesellschaft Wilde, die so in dicken Waldungen um ein Feuer tanzen, hat wirklich viel fürchterliches, welches noch durch das laute Geschrei am Ende eines jeden Tanzes vermehrt wird.

Kaum eine einzige Nacht verging, daß nicht solche Bälle auf der Insel gegeben wurden. Sie denken nicht eher an das Tanzen, als bis in später Nacht, und hören erst bei Tagesanbruche damit auf. Bei Tage liegen sie, wenn sie nicht durch Geschäfte davon abgehalten werden, an der Sonne und schlafen, oder sie sitzen und rauchen Tabak. So ausdauernd auch der Fleiß der Wilden ist, wenn sie durch irgend einen Umstand in Thätigkeit gesetzt werden, so besitzen sie doch, wenn sie mit ihren Nachbaren nicht in Krieg verwickelt sind, und dabei etwas haben, womit sie ihren Hunger stillen können, eine unbeschreibliche Trägheit.

Die jezt beschriebene Tänze sind solche, womit sich die Wilden für gewöhnlich belustigen; bei feierlichen Gelegenheiten haben sie eine Menge anderer, die dem Zuschauer weit größeres Vergnügen machen. Auch die gewöhnlichen Tänze der Schawnesen und gewisser anderer Stämme sollen weit unterhaltender als die jezt beschriebenen sein. Einige Familien der Schawnesen hatten auf der Insel Bois-blanc, als

wir uns daſelbſt befanden, ihr Lager aufgeſchlagen; da aber die Anzahl derſelben zur Bildung eines vollſtändigen Tanzes nicht hinlänglich war, ſo hatten wir keine Gelegenheit, ihre Geſchicklichkeit bewundern zu können.

Von allen ihren großen Tänzen verdienet, nach dem was ich davon gehört habe, unſtreitig der Kriegs-Tanz die vorzüglichſte Aufmerkſamkeit eines Fremden. Er wird getanzt, wenn ſie ſich in das Feld begeben wollen, oder wenn ſie aus dem Kriege zurück kehren, und auch wohl zu andern Zeiten; niemahls aber, als bei beſonders feierlichen Gelegenheiten. Die Anführer und Krieger, welche ſich zu dieſem Tanze vereinigen, kleiden und mahlen ſich ſo, als ob ſie wirklich ins Feld ziehen wollten, und tragen ihre Waffen mit ſich. Haben ſie ſich verſammelt, ſo ſetzten ſie ſich auf den Boden, rund um ein anſehnliches Feuer, in deſſen Nähe ein großer Pfahl angebracht iſt. Wenn ſie einige Zeit auf dieſe Art zugebracht haben, ſo ſteht einer der vornehmſten Heerführer auf, ſtellt ſich in die Mitte des Kreiſes, und erzählt nun, beinahe in einem Recitative, alle Heldenthaten, die er in ſeinem Leben verrichtet hat. Vorzüglich ſpricht er viel von der Anzahl der Feinde, die er getödtet, und von der Art und Weiſe, wie er dieſelben ſkalpirt hat; wobei er allerlei Bewegungen macht und ſeine Waffen ſchwingt, als ob er wirklich im Begriffe ſei, die ſchreckliche Operation vorzunehmen. Bei Beendigung jeder merkwürdigen Geſchichte ſchlägt er mit großer

Gewalt ſeine Kriegskeule auf den Pfahl. An jeden Anführer und jeden Krieger kommt die Reihe, ſeine Thaten zu erzählen. Der Geſang eines Kriegers dauert oft mehrere Stunden, der Tanz ſelbſt wird zuweilen drei bis vier volle Tage und Nächte fortgeſetzt. Während dieſer Zeit iſt es Keinem erlaubt, zu ſchlafen; außerhalb des Kreiſes ſteht ein Mann, deſſen Geſchäft es iſt, jeden, der nur im Geringſten ſchläfrig zu werden ſcheint, wieder zu ermuntern. Ein Reh, ein Bär oder irgend ein anderes großes Thier wird, ſo bald der Tanz anfängt, am Feuer gebraten, und jeder Krieger kann, ſo lange es vorhält, aufſtehen und ſich nach Gefallen davon abſchneiden. Hat Jeder im Zirkel ſeine Thaten mitgetheilt, ſo erheben ſie ſich Alle, und fangen einen wirklich ſchrecklichen Tanz an; ſie machen alle möglichen Poſituren, ſpringen wie toll umher, ſchwingen ihre Meſſer und die übrigen Waffen, und ſchreien dazu, daß einem die Ohren gellen. Damit iſt der Tanz zu Ende.

Die Indianiſche Flöte oder Pfeife wird aus einem dicken Rohre verfertiget, das Aehnlichkeit mit demjenigen hat, welches an den Ufern des Miſſiſſippi in den ſüdlichen Gegenden der vereinigten Staaten gefunden wird. Sie iſt etwa zwei Fuß lang und hat acht bis neun Löcher in einer Reihe. Sie wird eben ſo an den Mund geſetzt, wie die Klarinette, und der Ton wird durch ein Mundſtück hervorgebracht, welches Aehnlichkeit mit dem einer gewöhnlichen Pfeife hat. Die Töne dieſes Inſtrumentes ſind

auf keine Weise unharmonisch, und man würde vielleicht angenehme Sachen darauf blasen können; ich traf indeß nie einen Wilden, der im Stande gewesen wäre, nur eine der Arien zu spielen, welche gewöhnlich von ihnen gesungen werden. Sie lieben dieses Instrument sehr, und sitzen oft Stunden lang bei der glühenden Asche ihres Hüttenfeuers, bringen aber nichts als wilde, melancholische Töne hervor, so wie sie die Kinder auf Dreierpfeifen anzugeben pflegen. Jeder von ihnen, der einen Ton herausbringen und die Löcher mit den Fingern verschließen kann, welches nicht schwer ist, glaubt, er sei Meister auf der Flöte.

Als Zugabe zu dem, was ich über die Wilden gesagt habe, bemerke ich noch, daß, ungeachtet dieses Volk so freundschaftlich und gastfrei ist, dennoch wenige Menschen, die mit den Vortheilen bekannt sind, welche man unter kultivirten Nationen genießt, Neigung fühlen würden, unter ihnen zu leben, sobald sie ihre Lebensart kennen gelernt haben. Fände auch Jemand, der sich unter ihnen niederlassen wollte, keine andere Hindernisse, als den Schmutz und die elende Beschaffenheit ihrer räucherichen Hütten, ihre Nahrungsmittel, die selbst dem weniger zarten Gaumen ekelhaft sind, und ihre Unreinlichkeit überhaupt, so würden auch diese, nach meiner Meinung, schon hinlänglich sein, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Ich selbst hatte, bei meiner Ankunft in Amerika, fest beschlossen, eine ansehnliche Zeit im In-

nern des Landes unter den Wilden zuzubringen, um Gelegenheit zu haben, ihre Sitten und Gebräuche durchaus unverfälscht beobachten zu können; aber die wenigen derselben, die mir, während meines Aufenthalts in dieser Gegend des Landes, zu Gesichte gekommen sind, haben mir zwar eine sehr vortheilhafte Meinung von der Nation selbst beigebracht, aber auch zugleich alle Lust benommen, mein Vorhaben auszuführen. Zufrieden mit dem, was ich theils selbst gesehen, theils von Anderen gehört habe, will ich, wenn mich nicht der Zufall, auf meiner Reise durch die kultivirten Gegenden der vereinigten Staaten, wieder mit ihnen zusammen bringen sollte, auf nähere Bekanntschaft mit denselben gänzlich Verzicht thun.

Sechsunddreißigster Brief.

Abreise von Malden. — Sturm auf dem Erie-See. — Werden zurück zwischen die Inseln getrieben. — Fahrt über den See. — Landung bei Fort Erie. — Begeben sich zum Buffalo-Krihk. — Reise durch die Wälder. — Beschreibung der Gegend oberhalb des Buffalo-Krihks. — Ungeheure Ebenen. — Majestätisches Ansehen der Bäume. — Indianische Hunde. — Ankunft bei den Niederlassungen am Genesee-Flusse. — Erste Ansiedler. — Ihr allgemeiner Charakter. — Beschreibung des an den Genesee-Fluß gränzenden Landes. — Fieber sind hier zur Herbstzeit häufig. — Gehen zu Fuß nach Bath.

Theurer Freund

Bath im November.

Zu Ende des Monaths Oktober kam der Schooner, in welchem wir unsere Fahrt nach Presq' Isle machen wollten, vor Malden an, wo er drei Tage lang vor Anker liegen mußte, weil der Wind nicht so günstig war, daß er den Fluß hätte weiter hinabfahren können. Nach drei Tagen drehete sich der Wind, und wir begaben uns, nachdem wir unserm Freunde, dem Kapitain E—, ein herzliches Lebewohl gesagt hatten, an Bord. Die Güte dieses Mannes gegen uns war gränzenlos, und unser Dank dafür mußte

um ſo viel wärmer ſein, da wir ſie keinesweges von einem Manne erwarten konnten, mit welchem wir, vor unſerer Ankunft, nicht die geringſte Bekanntſchaft hatten, und dem wir auch nicht durch Briefe empfohlen waren.

Der Wind war des Morgens, als wir uns einſchifften, zwar günſtig, aber ſchwach; indeß brachte uns der ſtarke Strom bald zum See hinab. Nachmittags kamen wir vor den Inſeln vorbei, welche ſich wunderſchön ausnahmen. Die üppigen Waldungen, die Zierde der Ufer, waren jezt mit den Farben des Herbſtes geſchmückt, und gewährten, durch das Dahinwelken der Blätter, dem Auge des Zuſchauers mehr Freude, als wenn ſie mit dem freundlichſten Grün bekleidet geweſen wären; ihre bunten Farben wurden, vereint mit dem Schatten der Felſen, auf eine reizende Art von der Spiegelfläche des ausgebreiteten Sees zurück geworfen Beim Anbruche des folgenden Tages hatten wir das Land gänzlich aus den Augen verloren, aber ſtatt des blauen Himmels und der ſanften Winde, die wir den Tag vorher hatten, bekamen wir jezt trübes Wetter, und aus allem, was uns umgab, konnten wir ſchließen, daß wir nach wenigen Stunden einen der gefährlichen Stürme bekommen würden, die auf dem Erie-See ſo häufig ſind. Wirklich dauerte es nicht lange, ſo machte ſich der Wind auf, die Wellen erhoben ſich auf die furchtbarſte Art, und wir wurden bald Augenzeugen der Verwirrung und aller der unangeneh-

men Szenen, die in einem ſtark beſetzten, kleinen Fahrzeuge niemahls auszubleiben pflegen, wenn ſich ein ſtarker Wind erhebt. Eine Anzahl alter Franzöſinnen, die ihre Großkinder in Unterkanada beſuchen wollten, und ſich jezt zum erſten Mahle in ihrem Leben zu Waſſer befanden, hatten die Kajüte beſetzt. Der Raum des Schiffes, der von einem Ende zum andern mit Brettern belegt, und bloß durch ein Segel getrennt war, welches von einem der Balken herab hing, war an der einen Seite mit Paſſagieren beſetzt, die weniger bezahlten, und unter ihnen waren Weiber und Kinder; an der andern befanden ſich Paſſagiere, welche zwar den Kajütenpreis erlegen mußten, aber doch keine beſſere Einrichtung fanden, und unter dieſen war unſere Geſellſchaft. Mit Ausſchluß der Frauenzimmer in der Kajüte und der Paſſagiere der andern Seite des Raumes, ſetzten ſich täglich unſerer 26 Perſonen zum Mittagseſſen nieder; denken Sie ſich nun, daß das Schiff nur 70 Tonnen Laſt hatte, ſo werden Sie ſich einen Begriff machen können, wie groß das Gedränge auf demſelben ſein mußte. Die mehrſten der Paſſagiere, die an der Seekrankheit darnieder lagen, baten den Kapitain um Gottes Willen, er möge wieder umkehren; da er indeß ſeine Reiſe mit aller Eile machen mußte, weil der Winter ſo nahe war, und er befürchten konnte, daß er bei ſeiner Rückkehr vom Eiſe aufgehalten werden würde, ſo war er taub gegen ihr Flehen. Was er indeß auf das ernſtlichſte Bitten ſeiner Paſſagiere

zu thun ſich weigerte, dazu wurde er bald darauf vom Sturme gezwungen. Es war unumgänglich nothwendig einen Zufluchtsort aufzuſuchen, um der Wuth deſſelben zu entgehen; wir kehrten daher ſo geſchwinde als möglich zu den Inſeln zurück, und warfen, zwiſchen zweien derſelben, in einer Bai unſere Anker aus. Dieſe Bai liegt zwiſchen den Baß-Inſeln, den größten in der Gruppe, und wird, weil ſich ſo oft Schiffe in derſelben einfinden, die, beim Hinabfahren des Sees, widrige Winde getroffen haben, Put-in-bay, von den Matroſen aber gewöhnlich Pudding-bay genannt.

Hier glaubten wir, vom Lande gedeckt, einen ſichern Standpunkt zu haben, als, Morgens um 4 Uhr, die Wache auf dem Verdecke Lärm machte und anzeigte, das Schiff habe ſich vom Anker losgemacht und gehe ſchnell aufs Ufer zu. Der Kapitain ſprang auf, und da er ſahe, daß ſich der Wind gedrehet hatte, und daß das Land dem Schiffe keinen weitern Schutz verſchaffen könne, ſo gab er ſogleich Befehl, man ſolle das Kabelthau nachlaſſen und den Klüver aufhießen, damit das Schiff umgewendet und ſo, wo möglich, vom Ufer entfernt werden möchte. In der Eile und Verwirrung hießte man indeß, zugleich mit dem Klüver, auch das große Seegel. Das Schiff wurde back gelegt, und nichts würde es haben abhalten können, plötzlich auf das Ufer los zu fahren, wenn nicht ſogleich ein anderer Anker ausgeworfen wäre. Die Urſache dieſes unglücklichen Irrthu-

mes läßt ſich nicht anders erklären, als wenn man annimmt, daß das Schiffsvolk noch nicht hinlänglich aus dem Schlafe geweckt war, um das Kommando des Kapitains deutlich hören zu können. Man hatte, in der Ueberzeugung, daß das Schiff ſicher ſei, nur eine einzige Schildwache ausgeſtellt, und von der Zeit, da zuerſt Lärm gemacht wurde, bis zum Werfen des Ankers waren kaum vier Minuten hingegangen.

Die Morgendämmerung ſetzte uns in den Stand, das Gefährliche unſerer Lage in ſeiner ganzen Größe zu ſehen. Wir befanden uns etwa hundert Schritte von einem felſichten Leeufer, und mußten uns auf Einen Anker verlaſſen, der, wie es der Kapitain ſelbſt befürchtete, unmöglich halten konnte, wenn der Wind zunahm. Der Tag war feucht und nebelig, und die Beſchaffenheit des Himmels von der Art, daß wir Ausſichten auf noch weit ſtürmeriſches Wetter hatten; unter dem Beiſtande der Hoffnung und mit gehöriger Lebhaftigkeit verſehen, aßen wir indeß unſer Frühſtück, ohne die herannahende Gefahr zu achten, und ſetzten uns darauf zum Kartenſpiele nieder. Kaum hatten wir eine Stunde geſpielt, als ſich ein fürchterliches Geſchrei erhob; man rief alle Männer auf das Verdeck, denn das Schiff wurde ſchon wieder dem Ufer zu getrieben. Da der Tag ziemlich kalt war, ſo hatte ich eine Decke über die Schultern gehangen, und ſie, nach Art der Wilden, mit einem Gürtel um den Leib befeſtiget. Da ich indeß nicht wie ein

Wilder damit umzugehen wußte, ſo hielt ich mich einige Augenblicke auf, um ſie vorher abzulegen, und ſo traf es ſich, daß ich der lezte Mann unten im Schiffe war. Der geſchwindeſte Weg hinauf zu kommen, war der durch die Lucke; ich wollte mich deſſelben bedienen, kaum hatte ich aber einen Fuß auf die Leiter geſetzt, ſo rannte das Schiff mit großer Gewalt auf die Felſen. Die Weiber brachen in ein Geſchrei aus, verſammelten ſich um mich her, und baten mich um Gottes Willen, ich möchte bei ihnen bleiben; zugleich riefen meine Gefährten von oben herab, ich möchte in aller Eile zu ihnen kommen. So lange ich lebe, wird es mir unmöglich ſein, die Empfindungen zu vergeſſen, die ſich meiner in dieſem Augenblicke bemeiſterten; unten zu bleiben würde keinen Nutzen gehabt haben, ich bemühete mich daher, die armen Geſchöpfe, die ſich mir anklammerten, zu tröſten, riß mich darauf von ihnen los und arbeitete mich hinauf. Als ich oben war, wurden die Luckenklappen ſogleich nieder gelaſſen. Das Geſchrei der unglücklichen Weiber durchdrang, Trotz des Lärmens des Schiffsvolkes, und des fürchterlichen Gebrülles der Brandungen an den nahen Felſen, das ganze Schiff.

Noch nicht zwei Minuten waren verfloſſen ſo ſtieß das Schiff wieder auf den Grund, aber die Erſchütterung war weit größer, als das erſte Mahl, und nach Verlauf einer Viertelſtunde, während welcher Zeit es ſich nach und nach dem Ufer genähert

hatte, fing es an, mit dem Falle jeder Welle auf den Grund zu stoßen.

Die allgemeine Meinung war jezt, man müsse die Maste umhauen, damit das Schiff leichter würde. Wirklich wurden bereits die Aexte zu diesem Zwecke aufgenommen, als einer meiner Reisegefährten, der Seedienste gethan hatte, und große nautische Kenntnisse besaß, seine Einwendungen gegen diese Maaßregeln machte. Er glaubte, daß, da die Pumpe noch frei war, und das Schiff noch nicht so viele Lecke hatte, als daß das Wasser nicht leicht fortgeschafft werden konnte, das Absägen der Maste uns alle Mittel abschneiden würde, von den Felsen hinweg zu kommen, wenn sich der Wind etwa drehen sollte; dafür gab er dem Kapitain den Rath, er möge die Raa's und Stengen absägen lassen; welches er denn auch that. Unglücklicherweise behielt indeß der Wind noch immer denselben Strich bei; die einzige Veränderung, welche man bemerkte, war, daß er mit noch weit größerer Heftigkeit blies.

So wie der Sturm zunahm, fingen auch die Wellen an, sich mit größerem Ungestüm zu wälzen, als vorher; auch stürzten sie sich mit solcher Gewalt über die Backen des Schiffes, daß es mir und sechs Anderen, die wir auf der Back standen, äußerst schwer wurde, unsere Hände fest genug zu halten, um sicher zu sein, nicht über Bord geworfen zu werden. Länger als vier Stnden befanden wir uns in dieser Lage, erwarteten mit jedem Augenblicke, daß das Schiff

zertrümmert werden würde, und waren mit jeder dritten oder vierten Minute dem Schlage einer der fürchterlichen Brandungen ausgesetzt, die sich uns entgegen wälzten. Viele der Wellen waren halb so hoch als das Vormars, und oft, wenn sie sich über uns brachen, wurde uns, durch die Heftigkeit der Erschütterung, beinahe der Athem benommen. Da wir zulezt fanden, daß es, der Kälte wegen, die uns ganz starr gemacht hatte, unmöglich sein würde, im Wasser zu arbeiten, um uns zu retten, wenn etwa das Schiff zertrümmert werden sollte, so beschlossen wir, uns hinab zu begeben, und daselbst so lange zu bleiben, bis wir durch die Wellen gezwungen würden, wieder hinauf zu gehen.

Einige der Passagiere schrieben jezt ihre Testamente auf Stückchen Papier, und jeder gab dem seinigen einen Umschlag, den er für den wasserdichtesten hielt; Andere nahmen das, was ihnen am theuersten war, aus ihren Koffern, und einen unglücklichen, unbesonnenen Mann, der mit seiner Familie die obere Gegend des Landes verlassen hatte, sahen wir, wie er sich vom Kopfe bis zu den Füßen mit Thalerstükken belastete, die ihn, wenn er damit in das Wasser gefallen wäre, unfehlbar auf den Grund gezogen haben würden.

Worte sind nicht vermögend, die Verzweiflung zu beschreiben, welche sich beinahe auf jedem Gesichte mahlte, als die Nacht heran rückte. Viele, die durch den Gedanken an einen nächtlichen

Schiffbruch außer ſich geſetzt wurden, fingen an zu wehklagen, daß man das Tau nicht zerſchnitten, und das Schiff noch bei Tageszeit hatte an das Ufer laufen laſſen. Wirklich war dieſes, einige Stunden ehe das Schiff angefangen hatte auf den Grund zu ſtoßen, in Vorſchlag gebracht worden; der Kapitain hatte ſich aber vernünftigerweiſe geweigert, Maaßregeln zu treffen, bei welchen ſein Schiff augenblicklich und ohne Rettung verloren gehen mußte, da doch noch Wahrſcheinlichkeit vorhanden war, daß es gerettet werden könne.

Bis 9 Uhr Abends ſtieß das Schiff mit jeder Minute auf den Grund, ſo daß wir die ganze Zeit über in der fürchterlichſten Spannung wegen unſers Schickſals waren; jezt wurde aber der Wind um einige wenige Striche günſtiger, wodurch bewirkt wurde, daß das Schiff nicht mehr auf den Boden ſtieß, ſondern hin und her rollte. Um Mitternacht nahm der Wind etwas ab, und um 3 Uhr Morgens hatte er ſich ſo weit gelegt, daß die Mannſchaft bald im Stande war, das Schiff wieder in tiefes Waſſer und aus aller Gefahr zu bringen. Man kann ſich einbilden, wie groß die Freude war, die dieſer Umſtand unter den Paſſagieren verbreiten mußte; glücklich fühlte ſich ein Jeder, daß er ſich nun, nach den Beſchwerlichkeiten und Aengſten des vergangenen Tages, ruhig und ſicher ſchlafen legen konnte.

Am folgenden Morgen ging die Sonne, in ihrer ganzen Glorie, hinter einer der entfernt liegenden In-

seln auf; der azurne Himmel war durch kein Wölkchen verdunkelt, die Luft war heiter und mild, und die Vögel, als freueten sie sich mit den Menschen, daß der Sturm vorüber war, trillerten ihre Liedchen in den benachbarten Wäldern; die Szene hatte sich ganz verändert, und hätten wir nicht unser Schiff und alles was dazu gehörte in so traurigen Umständen gesehen, so würden uns alle Gefahren, die uns vorher umgaben, wie ein Traum vorgekommen sein.

Der erste Gegenstand unserer Untersuchung war das Steuerruder. Die Ruderpinne war zu den kleinsten Splitterchen zerschmettert, und die Matrosen, welche sich zum hintersten Theile des Schiffes begaben, meldeten, daß von den vier Haspen oder Haaken, an welchen das Steuerruder hing, nur noch einer ganz, und dieser eine sehr krumm gebogen sei. Als die Ruderpinne abgenommen wurde, fand es sich, daß der unterste Theil derselben so zerspalten war, daß er wirklich einem Besen ähnlich sahe. Es war Grund zu vermuthen, daß der Kiel dieselbe Beschaffenheit hatte, und doch zog das Schiff, zur größten Verwunderung Aller die an Bord waren, nur wenig Wasser. Wäre es nur halb so beschädiget gewesen, als das Königliche Schiff, auf welchem wir den See hinan fuhren, so hätte es durch nichts vom Untergange gerettet werden können.

Jezt wurde Berathschlagung gehalten, was zu machen sei. Die Fahrt fortzusetzen, daran war gar nicht zu denken, es blieb daher weiter nichts übrig,

als auszumitteln, welches der beste und nächste Weg nach Malden zurück sei. Wir waren durchaus unschlüssig, was wir thun sollten, als ein Offizier in Amerikanischen Diensten den Vorschlag that, man müsse eine eiserne Stange zu einer Haspe umzuschmieden suchen. Dies würde nicht für thunlich gehalten, aber die Nothwendigkeit, als Mutter der Erfindung, setzte unsere Köpfe in Thätigkeit; wir bereiteten aus einer Anzahl Aexten, die auf einen hölzernen Block gelegt wurden, einen Amboß, zündeten ein Feuer an, Einige unserer Gesellschaft wechselten im Schmieden ab, und so war, nach Verlauf von drei Stunden, eine tüchtige Haspe fertig gehämmert.

Indeß dieses geschah, waren andere Passagiere darüber aus, eine neue Ruderpinne zu verfertigen, andere fischten das Kabeltau und das Anker auf, die entwischt waren, und die Matrosen beschäftigten sich ämsig mit dem Tauwerke. Des Abends in der Dämmerung war das Schiff wieder so weit im Stande, daß wir nicht länger besorgt zu sein brauchten, wie wir nach Malden kommen sollten; ja Einige hielten dafür, es sei nicht gefährlich, die Reise den See hinab weiter fortzusetzen. Der Kapitain sagte, er würde sein Verfahren nach der Beschaffenheit des Wetters am folgenden Tage einrichten.

Frühmorgens am folgenden Tage, als wir uns noch auf unserm Lager streckten, erstaunten wir nicht wenig, eine fremde Stimme auf dem Verdecke zu hören; wie groß war aber die Ueberraschung, als wir

bald

bald darauf die Stimmen zweier unſerer Freunde vernahmen, welche gleichfalls über das Atlantiſche Meer gekommen waren, um in Nordamerika zu reiſen, und welche wir, nur wenige Tage vor unſerer Abreiſe von Philadelphia, einige Meilen weit von dieſer Stadt, auf ihrem Wege nach Süden, begleitet hatten. Sie waren von Philadelphia nach Virginien, und darauf nach Kentucky gereiſet, und hatten, nachdem ſie unzähligen Ungemächlichkeiten ausgeſetzt geweſen waren, den Weg vom Ohio bis nach Detroit zu Pferde gemacht. Zu Detroit hatten ſie ſich einer kleinen Jacht bedienet, welche nach Fort Erie ſegelte, und das lezte Fahrzeug war, welches für den gegenwärtigen Sommer von dieſem Hafen auslief. Sie hatten ſich den Tag vorher eingeſchifft, und waren des Nachts in die Put-in-bay gefahren, weil der Wind nicht günſtig geweſen war, den See weiter hinab zu ſegeln. Der Kapitain des neu angekommenen Schiffes erbot ſich, dem unſrigen in der Nähe zu bleiben, und auch nach Möglichkeit Hülfe zu leiſten, wenn unſer Kapitain mit ihm zugleich den See hinab fahren wollte. Dieſes Anerbieten wurde mit Freuden aufgenommen, und man beſchloß, die beiden Schiffe mit einander ſeegeln zu laſſen, ſobald ſich ein günſtiger Wind aufmachen würde.

Als wir gefrühſtückt hatten, nahmen wir das Boot des Schiffes, und fuhren mit unſern jungen Freunden nach der Gegend der Inſel, wo wir ſo großer Gefahr ausgeſetzt geweſen waren. Wir ſahen

hier das Ufer mit Rudern, Sparren u. ſ. w. beſtreuet, die über Bord geſpühlt worden waren; die ſchreckliche Art, auf welche wir ſie zerſchmettert ſahen, ließ uns nicht den geringſten Zweifel, daß, wenn wir Schiffbruch gelitten hätten, wenigſtens zwei Drittel der Menſchen, die an Bord waren, zwiſchen den Felſen und Brandungen ihren Tod gefunden haben würden. Wir ſchwärmten den ganzen Tag in den Waldungen umher, erzählten uns wechſelſeitig unſere Abentheuer ſeit der lezten Trennung, und kehrten darauf Abends wieder zu den Schiffen zurück. Um Mitternacht wurde der Wind günſtig, und während wir im tiefſten Schlafe lagen, ſtach das Schiff in See.

Alle Hoffnung auf Presq' Isle zu landen mußte jezt aufgegeben werden, denn da unſer Schiff in einer ſo kritiſchen Lage war, ſo mochte ſich der Kapitain nicht dahin wagen, weil er auf dieſe Art die Jacht leicht aus den Augen verlieren konnte. Wir fanden uns alſo darein, daß wir wieder nach unſerm alten Quartier, Fort Erie, zurück mußten, und ſtiegen, nach einer höchſt unangenehmen Fahrt von vier Tagen, während welcher Zeit wir mehrere heftige Windſtöße und Regenſchauer bekommen hatten, wohlbehalten daſelbſt ans Land.

Unſere Freunde fuhren ſogleich nach Newark ab, von wo ſie, wenn es die Umſtände erlaubten, nach Kingſton ſegeln wollten; wir hingegen wünſchten einen andern Weg als den, welchen wir hinauf gekom-

men waren, zurück zu nehmen, und fuhren daher über den Buffalo-Krihk, weil wir hofften, in einem Indianischen Dorfe Pferde bekommen zu können, die uns durch das Geneſee-Land bringen ſollten. Zu unſerem größten Leidweſen fanden wir indeß, daß alle Bewohner des Dorfes, die Pferde beſaßen, dieſelben ſchon auf ihren Jagdſtreifereien mit ſich genommen hatten. Unſer Dollmetſcher meinte, wenn wir nichts dawider hätten, durch den Wald bis zu den Niederlaſſungen der Weißen zu gehen, ſo würden wir, um unſer Gepäck fort zu bringen, ſicher einige Wilde im Dorfe finden, und wenn wir ein Mahl bei den Niederlaſſungen angekommen wären, ſo würde es auch nicht ſchwer halten, Pferde zu bekommen. Obgleich die nächſte derſelben 90 Meilen weit vom Buffalo-Krihk entfernt lag, ſo nahmen wir dennoch ſeinen Vorſchlag mit Freuden an, worauf er uns fünf Wilde verſchaffte, unter denen ein Anführer war; er verſicherte, wir könnten uns auf lezteren ganz vorzüglich verlaſſen, denn er ſei ein Mann, der im allerbeſten Rufe ſtehe. Es wurde ausgemacht, daß jeder Wilde, außer Lebensmitteln und Branntwein, 5 Thaler für ſeine Dienſtleiſtung bekommen ſollte. Der Dollmetſcher, der ein Weißer war, warnete uns, ihnen ja nicht zu vielen Branntwein zukommen zu laſſen; wir möchten, ſagte er, ihnen nur dann etwas davon geben, wenn wir ſelbſt welchen tränken, auch möchten wir mit ihnen zu gleicher Zeit eſſen, und uns überhaupt gegen ſie ſo benehmen, als ob ſie un-

sers Gleichen wären. Wir kannten die Wilden bereits zu gut, als daß wir seinen Rath nicht hätten billigen sollen, auch würden wir dieselben Maaßregeln getroffen haben, selbst wenn er uns nicht aufmerksam darauf gemacht hätte.

Als die Sachen in Richtigkeit waren, begaben wir uns wieder nach Fort Erie, ließen daselbst alles überflüssige Gepäck zurück, vermehrten den Vorrath an trockenen Lebensmitteln und Zwieback, womit uns unser gütiger Freund, Kapitain E—, als wir sein gastfreies Haus verließen ausgerüstet hatte, noch um etwas, bestiegen darauf, mit allem was uns zugehörte, das Boot des Schiffes, und fuhren zum Dorfe am Buffalo-Krihk, wo wir ausgemacht hatten, unser Nachtquartier zu nehmen, um am folgenden Morgen in aller Frühe bereit zu sein.

Die Wilden waren, der Verabredung zu Folge, mit Tagesanbruch bei uns; sie vertheilten das Gepäck, und befestigten ihre Lasten auf Trage-Gestellen. Als sie zum Abgehen fertig waren, ließ uns ihr Anführer durch den Dollmetscher ersuchen: „wir möchten ihnen, ehe sie fortgingen, etwas von dem köstlichen Wasser geben, womit sie ihre Augen waschen „könnten, damit der Nebel des Schlafes, der noch „auf denselben liege, vertrieben werde, und sie so in „den Stand gesetzt würden, den üblen Weg durch „den dicken Wald mit Gewißheit zu finden" — mit andern Worten: wir möchten ihnen etwas Branntwein geben. Einer solchen bildlichen Sprache bedie-

nen ſich die Wilden jedes Mahl, wenn ſie ſtarke Getränke fordern. Wir erfüllten ſeinen Wunſch, und gaben einem jeden der Wilden, ſo wie auch ihren Squaws und Kindern, welche ſie deshalb mit ſich gebracht hatten, ein Glas des köſtlichen Waſſers. Sie nahmen jezt ihre Ladung auf, und nun begaben wir uns in den Wald, auf einen Fußpfad, den man, der vielen verwelkten Blätter wegen, womit er bedeckt war, kaum entdecken konnte.

Als wir einige Meilen zurück gelegt hatten, hielten wir bei einem klaren Bache an, um zu frühſtükken; an den Ufern eines andern Baches nahmen wir unſer Mittagseſſen ein, und bei einem dritten blieben wir die Nacht. Die Wilden legten hier ihre Laſten nieder, fingen ſogleich an, Stangen aufzurichten, und ſie mit Stücken Rinde zu bedecken, welche ſie auf dem Boden fanden, die offenbar von einigen Reiſenden, die gleichfalls ihr Nachtquartier an dieſer Stelle genommen hatten, zurück gelaſſen waren. Wir machten indeß ihren Arbeiten bald ein Ende, denn wir zogen aus einem Sacke unſer Reiſezelt hervor. Sie ſahen jezt, daß ſie ſich auf eine andere Art beſchäftigen mußten, und machten ſich daher Alle mit ihren Tomahawks daran, Stangen und Pflöcke zu verfertigen. In weniger als fünf Minuten waren Stangen und Pflöcke gehauen, und das Zelt wurde aufgeſchlagen.

Einer der Wilden gab uns jezt durch Zeichen zu verſtehen, wir möchten ihm einen Beutel geben; er

bekam ihn und lief damit so geschwinde in den Wald, daß wir ihn bald aus den Augen verloren. Wir konnten nicht begreifen, was er im Sinne habe, aber in kurzer Zeit kehrte er zurück, und hatte den Beutel voll der schönsten Krausbeeren. Ein Anderer beschäftigte sich, auf eigenem Antrieb, damit, getrocknete Blätter in das Zelt zu tragen, die denn, mit den Büffelhäuten, für uns, die wir länger als einen Monath bloß auf Brettern geschlafen hatten, die üppigsten Betten abgaben. In den obern Gegenden des Landes ist es sehr gewöhnlich, daß Reisende ihr Bettzeug mit sich führen; selbst in unsers Freundes, des Kapitains Hause hatten wir kein anderes Nachtlager, als dem Boden eines leeren Zimmers, auf welchem wir unsere Häute ausbreiteten. Die Wilden selbst dachten an kein Lager und an keine Decken, sondern nahmen, wie Hunde oder Katzen, neben dem Feuer auf dem Boden Platz, wo sie bis zum Morgen liegen blieben. Wir machten uns in aller Frühe auf, und lagerten uns an diesem Tage, wie am vorigen, bei Bächen, um daselbst unser Frühstück und Mittagsessen zu uns zu nehmen.

Vom Buffalo-Krihk bis zu dem Orte, wo wir die erste Nacht unser Lager aufschlugen, welches eine Strecke von etwa 25 Meilen ausmacht, ist das Land sehr flach, und die Bäume wachsen so dicht, daß es uns unmöglich war, in irgend einer Richtung, mehr als 50 Schritte vorwärts zu sehen; unsere Reise war daher auf einige Zeit etwas langweilig. Nichts

von dieſer Art kann indeß die Schönheit der Ausſicht übertreffen, welche wir am folgenden Tage um uns hatten. Wir kamen durch eine Gegend, die mit offenen Ebenen geſchmückt war, deren einige nicht weniger als 15 bis 20 Meilen im Umfange haben mochten. Die Bäume an den Gränzen derſelben waren, da ſie Spielraum genug hatten, über alle Beſchreibung üppig gewachſen, und breiteten ihre Aeſte mit aller der Pracht und Schönheit aus, durch welche ſich das Engliſche Nutzholz, vorzüglich die Engliſche Eiche auszeichnet. Die Holzungen rund um die Ebenen her waren, in jeder Richtung — wie ſich Herr Gilpin ausdrückt — mit Bai's und Vorgebirgen verſehen, indeß prachtvolle Gruppen von Bäumen, die man hier und dort erblickte, romantiſche Inſeln zu bilden ſchienen. Von dem Farbenſpiele, welches die Wälder in Amerika um dieſe Jahrzeit aufweiſen, kann ſich Niemand einen Begriff machen, der nicht ſelbſt Augenzeuge davon geweſen iſt, und die oft gemachte Bemerkung, daß ein hier gemahltes Waldſtück in Europa für vollkommen unnatürlich gehalten werden würde, iſt ſehr richtig. Dieſe Holzungen haben ein langes, grobes Gras, welches in Zukunft wahrſcheinlich vielen Hornvieh-Heerden Futter geben wird; bis jezt iſt aber noch kein Gebrauch davon gemacht worden. Im ganzen nordweſtlichen Gebiete der vereinigten Staaten, ſelbſt bis zum obern Theile des Miſſiſſippi, iſt das Land mit ähnlichen Ebenen verſehen, und je weiter man ſich nach Weſten begiebt,

deſto mehr ſieht man ſie, im Allgemeinen, an Größe zunehmen. Auf denen nach Weſten finden ſich viele Elenthiere, Büffel und andere wilde grasfreſſende Thiere. Vormahls traf man dieſelben auch auf den Ebenen des Staates Neu-York; aber ſie ſind durch das beſtändige Jagen der Wilden und Weißen ſchon längſt ausgerottet worden.

Die Meinungen, warum es dieſen großen Flächen in einem Lande, das ſo reichlich mit Holz geſegnet iſt, gänzlich an Bäumen fehlt, ſind ſehr verſchieden. Einige ſchreiben dieſes der Armuth des Bodens zu; Andere hingegen behaupten, die Ebenen wären vormahls eben ſo wohl beholzt geweſen, als die übrigen Theile des Landes, aber die Bäume wären entweder durch das Feuer, oder durch Büffel, Biber und andere Thiere zerſtöhret worden. Es iſt bekannt, daß die Büffel in allen Gegenden, wo ſie wild gefunden werden, durch das Benagen der Rinde, große Verwüſtung unter den Bäumen anrichten; auch freſſen ſie gern die jungen Saamen- und Stammloden, die ſie in den Wäldern finden; man kann daher leicht denken, daß auf dieſe Art große Landſtriche von Bäumen entblößt werden können. Da das Amerikaniſche Nutzholz leicht verwittert, wenn es dem Einfluſſe des Wetters ausgeſetzt wird, ſo kann gar wohl, nach Verlauf einiger Jahre, auf einem ſolchen Landſtriche jede Spur von Bäumen dermaßen ausgelöſcht ſein, als wären ſie alle vom Feuer verzehrt. — Uebrigens ſcheint mir die Meinung derjenigen, welche

die Abwesenheit der Bäume der Unfruchtbarkeit des Bodens zuschreiben, mehreres für sich zu haben; denn der Boden ist nach oben durchaus leicht, und hat eine sehr dunkle Farbe, und gräbt man nur einige Zoll tief, so kommt man auf kalten, steifen Klaiboden. Auf Long-Island, im Staate Neu-York, trifft man Ebenen, die den hiesigen beinahe gleich kommen, und die Holländischen Pächter, die den Boden derselben zu wiederholten Mahlen versucht haben, finden, daß weder Weizen noch anderes Getreide auf ihm gedeihet, und daß er nichts brauchbares als grobes Gras hervor bringt. Ich zweifle gar nicht, daß man auch bei Untersuchung des Bodens der Ebenen nach Westen zu finden wird, daß nichts weiter auf denselben gedeihen kann, als was er bis jezt hervor gebracht hat.

Nachdem wir über eine Menge dieser Ebenen hinweg gegangen waren, kamen wir nochmahls in den dicken Wald. Die Gegend hier war weit reicher an Anhöhen, als alle andere, durch welche wir bereits gegangen waren. Als wir, am Ende unserer zweiten Tagereise, den Gipfel eines kleinen Hügels im dichsten Theile dieser Holzungen erstiegen, machte unser Indianischer Chef, China-breast-plate, (diesen Nahmen hatte er nähmlich bekommen, weil er im Amerikanischen Kriege eine dicke Schüssel von Porzellan als Zierrath auf der Brust trug) ein Zeichen, wir möchten nach der linken Hand mit ihm vom Wege abgehen. Als wir ihm auf einige Schritte gefolgt

waren, befanden wir uns plötzlich am Rande einer tiefen, ausgebreiteten Grube, die einem erschöpften Steinbruche, der mehrere Jahre vernachlässiget worden ist, nicht unähnlich sahe. Der Boden derselben nahm etwa zwei Acker ein, und war beinahe zirkelrund; die Seiten waren ungemein hoch, denn sie schienen an keiner Stelle niedriger als 40 Fuß zu sein, und an vielen waren sie ansehnlich höher. Beinahe in der Mitte befand sich ein großer Teich, an dessen Rande, so wie auch am Fuße der abhängigen Seiten, hohe Fichten standen. Die Seitenwände bestanden aus einer weißlichten Substanz, die halb gelöschtem Kalke ähnlich war, und rund um den obern Rand der Grube lagen mehrere Haufen irgend einer losen Materie, die wie Kalkschutt aussahe. China-breast-plate stellte sich an den Rand des Abgrundes, fing an, eine lange Geschichte zu erzählen, und zeigte mit dem Finger auf einen entfernten Platz über die Grube hinaus, wobei er oft das Wort Niagara aussprach. Ob indeß die Geschichte auf diese Grube oder auf die Wasserfälle von Niagara, dessen Wolke wahrscheinlich auch zu Zeiten von der erhabenen Stelle, auf welcher wir uns befanden, gesehen werden kann, Bezug hatte, oder auf beide zugleich, dies konnten wir auf keine Weise erfahren, da wir mit der Seneka-Sprache durchaus unbekannt waren, und er fast eben so wenig von der Englischen verstand. Ich habe nachher niemahls Jemanden getroffen, der diesen Ort gesehen, oder etwas davon zu erzählen ge-

wußt hätte. Wir ſuchten China-breast-plate durch Zeichen deutlich zu machen, daß wir nichts von ſeiner Geſchichte verſtänden, er ließ ſich indeß nicht irre machen, ſondern ſetzte ſie beinahe eine Viertelſtunde lang fort. Die andern Wilden hörten ihm mit großer Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu.

Sowohl die Wilden als die weißen Amerikaner ſprechen das Wort Niagara anders aus, als die Engländer. Die Wilden legen den Akzent auf die zweite Silbe, und ſprechen das Wort voll und breit aus, wie Ni-ahg-ara; auch die Amerikaner legen den Akzent auf die zweite Silbe, aber ſie ſprechen ſie wie ein kurzes e aus. Niagara heißt in der Sprache der benachbarten Wilden eine heftige Stürzung oder ein gewaltiger Waſſerfall.

Am zweiten Abend unſerer Wanderung nahmen wir unſer Nachtquartier auf einem Berge, von deſſen Gipfel wir die reizendſte, romantiſchſte Ausſicht auf einen anſehnlich großen Waſſerſtrom hatten, der ſich um den Fuß des Berges wand, und ſich, ſo weit unſer Auge reichen konnte, in kleinen Fällen über Klippenreihen ſtürzte. Es wurde hier, nachdem, wie gewöhnlich, das Zelt aufgeſchlagen war, ein Feuer angezündet, und die Wilden machten ſich daran, einige Eichhörnchen zu braten, welche wir an den Gränzen der erwähnten Ebenen geſchoſſen hatten. Die Wilden bemerkten dieſe Thiere auf dem Gipfel eines hohen hohlen Baumes, worauf ſie ſogleich ihre Laſten ablegten, ihre Tomahawks hervorzogen, und an meh-

reren Stellen auf den Baum einhaueten, ſo daß er in einigen Minuten gefällt war. Diejenigen Eichhörnchen, welche ihren Hunden entgingen, konnten wir leicht für ſie ſchießen.

Die Indianiſchen Hunde haben, im Allgemeinen, kurze Beine, lange Rücken, große, geſpitzte Ohren und lange, gelockte Schweife. Sie unterſcheiden ſich von den gewöhnlichen Engliſchen Hirtenhunden nur dadurch, daß ſie ſehr ſelten bellen. Sie ſind äußerſt klug, und ſcheinen ſelbſt das zu verſtehen, was ihnen ihre Herren, ohne mit der Hand oder dem Kopfe ein Zeichen zu geben, mit leiſer Stimme ſagen.

Indeß die Eichhörnchen an einem gegabelten Stocke, der in den Boden geſteckt und über das Feuer gebogen war, brateten, begab ſich einer der Wilden in den Wald, und brachte verſchiedene kleine Zweige, wahrſcheinlich von Weidenarten, mit ſich zurück. Er ſchabte ſorgfältig die Rinde davon ab, und bildete eine Art Geſtell daraus, das einige Aehnlichkeit mit einem Roſt hatte, alsdann legte er die abgeſchabte Rinde auf daſſelbe, und ſtellte es zum Trocknen an das Feuer. Als die Rinde hinlänglich gedörrt war, zerrieb er dieſelbe zwiſchen den Händen, und ſteckte ſie in ſeine Jagdtaſche, um ſich ihrer ſtatt Rauchtabak zu bedienen.

Die Wilden rauchen, außer Tabak, auch die Rinde verſchiedener Bäume, nebſt einer Menge von Kräutern und Blättern. Die angenehmſte Subſtanz zum Rauchen für ſie ſind die Blätter des eichenblätt-

rigen, giftigen Sumach (rhus toxicodendrum). Zu Ende des Herbſtes bekommen die Blätter dieſes ſtaudenartigen Baumes eine hellrothe Farbe; ſie werden alsdann abgepflückt und an der Sonne getrocknet. Der Geruch der brennenden Blätter iſt ſehr angenehm. Auch von den Weißen des Landes werden ſie, mit Tabak vermiſcht, geraucht; ſie unvermiſcht zu rauchen iſt, wie man glaubt, den Lungen nachtheilig. Wenn man einen der Blumenbüſchel des Sumachs einige Mahle in Punſch taucht, ſo bekommt dieſer einen ſehr angenehmen, ſäuerlichen Geſchmack dadurch. In den ſüdlichen Staaten bedienet man ſich derſelben oft zu dieſem Zwecke; es iſt dies aber mit Gefahr verknüpft, denn die Säure hat zwar einen ungemein angenehmen Geſchmack, aber ſie iſt ſehr giftig, und der häufige Gebrauch derſelben richtet die größten Unordnungen in den Eingeweiden an.

Ein ſcharfer Froſt fiel dieſe Nacht ein, und doch fingen wir am folgenden Morgen, bei Tagesanbruch, unſere Tagesreiſe damit an, daß wir den erwähnten Fluß paſſirten, zu welchem Ende wir bis zur Mitte des Körpers im Waſſer waten mußten, welches keine angenehme Arbeit war. So wohl an dieſem als am folgenden Tage mußten wir uns auf gleiche Art durch verſchiedene andere anſehnliche Ströme hindurch arbeiten.

Die wenigen Eichhörnchen, welche wir geſchoſſen hatten, waren die einzigen wilden Thiere, welche wir bei unſerer Wanderung durch die Wälder zu ſehen

bekamen; es herrschte die feierlichste Stille, die nur vom Spechte, der mit seinem Schnabel an einen hohlen Baume klopfte, dann und wann unterbrochen wurde. Die Vögel halten sich, im Allgemeinen, in der Nachbarschaft der Niederlassungen auf; nur selten trifft man sie im Herzen der Wälder.

Am dritten Abend schlugen wir, wie gewöhnlich, unser Zelt auf. Kaum waren wir zu unserm Ruheplatze gekommen, so zogen die Wilden ihre Kleidung aus und wälzten sich, so wie es die Pferde zu thun pflegen, auf dem Grase herum, wodurch sie sich abzukühlen suchten, denn der Tag war, ungeachtet des Frostes der vorhergegangenen Nacht, sehr heiß gewesen. Es gesellte sich diesen Abend ein anderer Trupp Seneka-Indianer zu uns, die nach einem Dorfe gehen wollten, welches am Genesee-Flusse liegt. Wir machten uns frühmorgens mit ihnen auf den Weg, und kamen bald an verschiedene Ebenen, welche die Beschaffenheit der beschriebenen hatten, aber nicht so groß wie diese waren. An dem Rande einer derselben sahen wir zum ersten Mahle eine Rinden-Hütte, die, dem Anscheine nach, bewohnt sein mußte; wir gingen daher hin und fanden, zu unserer größten Verwunderung, zwei Männer, deren Sprache und Aeußeres verriethen, daß sie keine Amerikaner wären. Als wir uns einige Zeit mit ihnen unterhalten hatten, hörten wir, daß es zwei Engländer waren, die vormahls als Kammerdiener in London gelebt, und etwas Geld zusammen gescharret hatten, womit sie

nach Neu-York gegangen waren, weil sie der Hoffnung lebten, hier angesehene Männer werden zu können. Sie fanden indeß bald, daß ihr Beutel für die theure Lebensart in dieser Stadt um vieles zu klein war, und faßten daher den Entschluß, sich in den hintern Gegenden des Landes anzusiedeln. Es wurde ihnen nicht schwer, Leute zu finden, die Land zu verkaufen hatten, und da sie einem Landmäkler in die Hände fielen, der im Besitze einiger dieser Ebenen war, und der ihnen den Vortheil, welchen sie von bereits abgetriebenem Lande ziehen würden, mit den lebhaftesten Farben mahlte, so kauften sie, für eine runde Summe, einen ansehnlichen Strich dieses unfruchtbaren Bodens, und ließen sich auf demselben nieder. Von den benachbarten Niederlassungen, die etwa 10 Meilen von diesen Ländereien entfernt waren, verschafften sie sich zwei Männer, die ihnen die Rinden-Hütte, in welcher wir sie fanden, gebauet, und ihr Wort geben hatten, bald wieder zu kommen, um ihnen ein Balkenhaus aufzuführen. Da sie aber ihr Versprechen nicht erfüllt hatten, so saßen diese armen Menschen, die nicht im Stande waren, eine Axt zu regieren, oder irgend eine andere Arbeit zu verrichten, traurig in ihrer Hütte, und hatten nichts zu essen, als einen kleinen Vorrath ungesalzener Speisen, der aber jezt beinahe erschöpft war. Als wir bei den Niederlassungen ankamen, erkundigten wir uns bei den Ansiedlern nach diesen armen Leuten, aber diese betrachteten ihren hülflosen Zustand bloß

von der lächerlichen Seite. Wirklich geben dieſe Engländer ein auffallendes Beiſpiel, wie thöricht Jemand handelt, wenn er ſich in Amerika anſiedeln will, ohne ſich vorher genau mit dem Lande bekannt gemacht zu haben, und ohne im Stande zu ſein, jede ländliche Arbeit ſelbſt zu verrichten.

Zu unſerm größten Verdruſſe bemerkten wir, kurz nachdem wir die Hütte verlaſſen hatten, an einem der Wilden deutliche Spuren der Trunkenheit; wir unterſuchten unſer Branntwein-Fäßchen, und fanden nur zu deutlich, daß es geplündert war. Während des erſten Theiles unſerer Wanderung hatten wir ein wachſames Auge auf unſere Begleiter gehabt; da wir aber Urſache hatten, mit ihrem Betragen zufrieden zu ſein, ſo waren wir an dieſem Tage nicht ſo aufmerkſam geweſen. Obgleich wir die Wilden höchſtens fünf Minuten außer Acht gelaſſen hatten, ſo war es ihnen doch möglich geweſen, in dieſer kurzen Zeit die Schraube an dem Fäßchen aufzudrehen, und daſſelbe bis auf den lezten Tropfen auszuleeren. Der Wilde, den wir betrunken ſahen, war etwas voraus gegangen; er wankte eine Zeit lang von einer Seite zur andern, zulezt blieb er ſtehen, zog ſein Skalpiermeſſer, welches die Wilden beſtändig an der Seite tragen, und fing an, es mit drohender Miene zu ſchwingen. Es giebt bei ſolchen Gelegenheiten nur Eine Art, mit den Wilden zu Werke zu gehen; nähmlich mit der größten Entſchloſſenheit. Verräth man die geringſte Furcht, oder

ſcheint

ſcheint man unſchlüſſig zu ſein, ſo werden ſie immer hartnäckiger und wilder. Ich packte ihn daher bei der Schulter, ſtieß ihn fort, und zeigte ihm meine Flinte, wobei ich ihm zu verſtehen gab, ich würde ihn auf der Stelle tod ſchießen, wenn er ſich nicht anſtändig betragen wolle. Indeß ich es mit dieſem zu thun hatte, gingen meine Gefährten zurück, um zu ſehen, wie es mit den übrigen Wilden ſtände. Glücklicherweiſe hatte der Branntwein, obgleich ſie alle davon getrunken haben mochten, nicht denſelben Eindruck auf ſie gemacht. Einer fing freilich an, widerſpenſtig zu werden; er warf ſeine Laſt geradezu auf den Boden, und weigerte ſich, weiter zu gehen; indeß brachte ihn China - breast - plate durch einige Worte bald dahin, daß er ſie wieder aufnahm und fort ging. Als ſie den erſten Wilden wieder eingeholt hatten, und den traurigen Zuſtand ſahen, worin er ſich befand, ſo ſchüttelten ſie die Köpfe und riefen: „Kein guter Indianer! kein guter Indianer!“ und bemüheten ſich, uns durch Zeichen verſtändlich zu machen, daß Er das Faß ausgeleert habe. Da indeß ein anderer Wilder das Faß getragen hatte, ſo blieb kein Zweifel übrig, daß ſie alle an der Plünderung Theil genommen haben mußten. Daß der erſte indeß mehr getrunken hatte, war augenſcheinlich, denn nach einigen Minuten fiel er ſprachlos mit ſeiner Laſt nieder; die andern nahmen ihm darauf geſchwinde die Laſt ab, vertheilten dieſelbe unter ſich, und warfen ihren Landsmann un-

ter einen Busch am Wege, wo er seinen Rausch ausschlafen sollte.

Diesen Mittag erreichten wir den Genesee-Fluß, an dessen entgegen gesetzter Seite das Dorf lag, wo wir Pferde zu bekommen hofften. Wir setzten in Kanots über den Fluß, und nahmen unser Quartier in einem Hause im obersten Theile des Dorfes, wo die Wilden nicht unterkommen konnten, und zwar zu unserer größten Freude, denn wir waren überzeugt, daß sie für das Geld, welches wir ihnen geben mußten, sogleich Branntwein kaufen und sich betrinken würden; in welchem Zustande sie die lästigsten Gesellschafter für uns gewesen wären. Es war kaum dunkel geworden, als man uns von einem Hause nahe am Flusse, zu welchem sie sich, nach empfangener Bezahlung, begeben hatten, die Nachricht überbrachte, sie wären durch die Menge der zu sich genommenen starken Getränke ganz wild geworden, und schlügen und schnitten einander auf die fürchterlichste Art. Die Wilden rächen nie den Schaden, der ihnen von einem vollkommen Betrunkenen zugefügt worden ist, sondern schreiben die Wunden dem geistigen Getränke zu, welches sie, für das gestiftete Unheil, mit Verwünschungen überhäufen. — Noch muß ich anführen, daß die Wilden es auf keine Weise unter ihrer Würde hielten, Lasten für uns zu tragen; als sie den versprochenen Lohn empfangen hatten, schüttelten sie uns herzlich die Hände, und schieden von uns, nicht als ob sie von uns gemiethet worden, sondern

als ob wir Freunde wären, denen sie beigestanden hatten, und von denen sie sich jezt ungern trennten.

Das Dorf, zu welchem wir uns begaben, bestand aus acht oder neun einzeln stehenden Häusern, von denen dasjenige, in welchem wir wohnten, das beste war. Es gehörte einer Familie aus Neu-England, welche, vor etwa sechs Jahren, bis zu dieser Stelle, die damahls mit Holzungen bedeckt und 150 Meilen von jeder andern Niederlassung entfernt lag, vorgedrungen war. Jezt ist die ganze Gegend, durch welche sie mußten, als sie sich dahin begaben, mit Niederlassungen besetzt. Das Haus war bequem und gut gebauet, und an den Bewohnern desselben fanden wir gesittete, höfliche und rechtliche Leute. Es ist ein sehr seltener Umstand, Menschen dieser Art unter den ersten Ansiedlern, an den Gränzen zu finden; diese sind, im Allgemeinen, mürrisch und roh, und der Auswurf der Gesellschaft. Sie begraben sich in die Wälder, als ob sie den Anblick ihrer Nebenmenschen scheuen müßten, bauen sich daselbst eine schlechte Hütte, und treiben vielleicht einen oder zwei Morgen Landes ab, gerade so viel als sie brauchen, um ihre Familie mit Korn zu versehen. Den größeren Theil ihrer Nahrungsmittel verschaffen sie sich durch ihre gezogenen Büchsen. Auf diese folgt eine andere Menschenklasse, nähmlich die der neuern Ansiedler, die weniger wild und roh ist, als die eben erwähnte. Diese Leute treiben mehr Land ab, und verschaffen sich ihre Nahrung mehr durch Ackerbau

als durch Jagen. Auf dieſe folgt eine dritte Klaſſe, die gute Häuſer bauet, und auch mehr Fleiß auf die Bebauung des Landes verwendet. Die erſten Anſiedler bringen, ſo bald ſie ihre erbärmlichen Wohnungen vortheilhaft verkauft haben, weiter in die Wälder zurück, um einen Platz zu finden, der ihrer rohen Lebensart angemeſſen iſt. Dieſe Menſchen ſind es eben, welche, wie ich oben geſagt habe, ſo widerrechtlich den Wilden in ihren eigenen Gebieten Abbruch thun, und die Urſache des bittern Haſſes ſind, der zwiſchen den Weißen und Wilden ſtatt findet. Die Anſiedler von der zweiten Art ſuchen ebenfalls, wenn ſie ihre erſten Wohnplätze abgetreten haben, andere, die dieſen gleich ſind. Als ich durch dieſe Gegend kam, fand ich, daß es hier kaum einen Mann gab, der nicht ſeinen Wohnort ſieben oder acht Mahl verändert hatte.

Da die Pferde, welche wir in dieſem Dorfe am Geneſee-Fluſſe bekommen konnten, ungemein ſchlecht waren, und da unſere Wanderung durch die Wälder uns das Gehen keinesweges verleidet hatte, ſo entſchloſſen wir uns, unſere Fußreiſe fortzuſetzen, und bloß zum Tragen des Gepäckes Pferde zu miethen. Wir nahmen uns daher zwei Pferde nebſt einem Jungen dabei, und machten uns, am zweiten Morgen nach unſerer Ankunft im Dorfe, auf den Weg nach der Stadt Bath.

Das Land zwiſchen dieſen beiden Oertern hat einen angenehmen Wechſel von Bergen und Thälern,

und der Wanderer wird, wenn er die Berge erſteigt, welche den Geneſee-Fluß und das daran gränzende Flachland überſehen, durch die prächtigſten und mahleriſchſten Ausſichten überraſcht. Am auffallendſten war uns die Ausſicht von einem großen, und in ſeiner Art ſchönem Hauſe des Majors Wadsworth, welches auf einem dieſer Berge ſteht. Man kann von hier den Geneſee-Fluß, mit den üppigſten Waldungen eingefaßt, auf viele Meilen weit verfolgen und ſehen, wie er ſich durch das fruchtbare Land hindurch windet, ſo wie man auch verſchiedene Reihen blauer Berge erblickt, welche, über dies Flachland hinaus, an beiden Seiten des Fluſſes einer über den andern empor ſteigen. Auf dieſe Weiſe könnte man die ſchönſte Landſchaft erblicken, die ſich die Phantaſie erdenken kann; aber man hat ſich hier, ganz nach Amerikaniſchem Geſchmacke, die größte Mühe gegeben, alle Schönheiten der Ausſicht zu verringern oder gar ganz wegzunehmen. Jeder Baum in der Nachbarſchaft des Hauſes iſt gefället worden; ſtatt einer ſchönen Aue, wozu ſich der Boden ſo gut eignete, hat man ein Weizenfeld vor demſelbem angelegt, und unten am Abhange, in einer Entfernung von 200 Schritten vom Hauſe, läßt der Major eine Menge Häuſer bauen, welche, wenn ſie fertig ſein werden, dem Wohnhauſe wirklich jede Ausſicht auf den Fluß und die Berge entziehen müſſen. Die Amerikaner ſcheinen ganz fühllos gegen die Schönheiten der Natur zu ſein, und nur in ſo fern einen Platz mehr oder we-

niger zu bewundern, als er dem Eigenthümer mehr oder weniger Vortheil bringt.

Der Geneſee-Fluß hat ſeinen Nahmen von einem hohen, im Indianiſchen Gebiete befindlichen, Berge bekommen, bei welchem er vorbei fließt, und der von den Wilden Geneſee (Dſcheneſi) genannt wird, welches eine ausgebreitete Ausſicht bedeutet.

Das Flachland, welches an den Geneſee-Fluß gränzt, gehört zu dem fruchtbarſten in ganz Nordamerika, öſtlich vom Ohio. Weizen kommt, wie ich bereits geſagt habe, auf demſelben nicht fort; man hat aber auch nicht gefunden, daß der Boden durch die, Jahr aus Jahr ein ohne Brache auf einander folgenden, Ausſaaten von Mais und Hanf magerer geworden iſt. Die große Fruchtbarkeit dieſes Flachlandes iſt der jährlichen Ueberſchwemmung des Geneſee zuzuſchreiben, deſſen Waſſer ſehr viel Schlamm auf demſelben zurückläßt. Dieſer Fluß ergießt ſich in den Ontario-See; ſeine Länge beträgt etwas mehr als 100 Meilen, aber nur für die lezten 40 Meilen ſeines Laufes iſt er ſchiffbar, ausgenommen zur Zeit der Ueberſchwemmungen; obgleich auch in dieſem Falle die Schiffahrt nicht ununterbrochen bis zum See hinab geht, weil ſich drei anſehnliche Waſſerfälle im Fluſſe, etwa 10 Meilen über ſeine Mündung, befinden, deren größter eine ſenkrechte Höhe von 90 Fuß haben ſoll. Das Hochland in der Nachbarſchaft des Geneſee-Fluſſes iſt felſig, zeichnet ſich mithin nicht durch ſeine Fruchtbarkeit aus; die Thäler hingegen

sind sehr fruchtbar, und liefern vortreffliches Nutzholz im Ueberflusse.

Die Sommerhitze ist in dieser Gegend des Landes keinesweges so stark, als weiter nach dem Atlantischen Meere zu, und die Kälte im Winter ist sehr mäßig. Es ist wirklich etwas seltenes, daß der Schnee viel länger als sechs oder sieben Wochen auf dem Boden liegen bleibt; aber obgleich dieser Umstand statt findet, und auch die Gegend viele Berge hat, so ist dennoch das Land, im Ganzen, außerordentlich ungesund. Kaum Eine Familie entgeht den verderblichen Fiebern, die hier im Herbste wüthen. Die Einwohner sagten mir, es wären im verwichenen Herbste weit weniger Personen vom Fieber befallen worden, als in früheren Jahren, und von diesen wenigen wären nur einige gestorben, denn die Krankheit sei bei weitem nicht so bösartig gewesen. Dieser Umstand ließ die Bewohner hoffen, daß das Klima immer gesunder werden müsse, so wie das Land mehr von Bäumen befreiet werden würde. Es ist freilich bekannt, daß viele Gegenden des Landes, die außerordentlich gesund waren, so lange sie ihre Waldungen behielten, und es wieder wurden, als das Land durchaus abgetrieben und angebauet war, sich sehr ungesund zeigten, als die Bäume zuerst gefällt waren. Dieses ist den Dünsten zugeschrieben worden, die sich aus den neu abgetriebenen Ländereien entwikkeln, wenn sie den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, und welche, so lange der neu abgeholzte

Fleck noch mit Waldungen umgeben ist, des mangelnden Luftzuges wegen, nicht fortgeschafft werden können. Die ungesunde Beschaffenheit des Landes schreckt jezt die Leute keinesweges ab, sich jedes Jahr in großer Menge hieselbst nieder zu lassen, und wenige Gegenden Nordamerika's können sich eines so schnellen Gedeihens rühmen, als das Genesee-Land es seit vier Jahren thun kann.

Auf dem Wege nach Bath kamen wir durch verschiedene kleine Städte, die man erst seit kurzem angefangen hatte, und in diesen waren die Häuser bequem und zierlich gebauet; die mehrsten der Pächterhäuser hingegen waren sehr armselig. Eins derselben, in welchem wir unser Nachtquartier nahmen, hatte weder Schornstein noch Fenster. Ein großes Loch am Ende des Daches ersetzte die Stelle beider; auch die Thüre war so eingerichtet, daß sie die Fenster einigermaßen entbehrlich machte, denn sie ließ das Licht an allen Seiten hindurch. Wir bekamen, als wir uns in derselben aufhielten, ein starkes Schneewetter, und wurden in der Nacht, als wir am Feuer auf unseren Häuten lagen, nicht wenig vom Schnee belästiget, der, durch die Lücken in der Thüre, seinen Weg bis zu unsern Ohren fand.

In einigen der Häuser bekamen wir eine Menge Wildpret, gute Milch, Butter und Käse; in anderen hingegen konnten wir nicht das Geringste zu essen bekommen. In einem kleinen Dorfe, das drei oder vier Häuser haben mochte, sagten die Leute, sie hät-

ten nicht Brot und Milch genug für ſich ſelbſt; und wirklich bezeugte das ſpärliche Mahl, zu welchem ſie ſich vor unſern Augen niederſetzten, daß ſie die Wahrheit geredet hatten. Wir wurden in die Nothwendigkeit verſetzt, neun Meilen weiter zu gehen, ehe wir etwas bekamen, womit wir unſern Hunger ſtillen konnten.

Der gefallene Schnee hielt uns, auf unſerm Wege durch die Wälder, am folgenden Morgen ſehr auf; aber noch vor Nacht war er gänzlich verſchwunden, ſo daß wir ſchon am dritten Tage, nachdem wir die Ufer des Geneſee-Fluſſes verlaſſen hatten, den Ort unſerer Beſtimmung erreichen konnten.

Siebenunddreißigster Brief.

Beschreibung der Stadt Bath. — Ihre Nachbarschaft. — Sonderbare Methode, um sie in Flor zu bringen. — Spekulirende Köpfe. — Kohorton-Krihk. — Uebersicht der Schiffahrt von Bath abwärts. — Abreise nach Newtown. — Schiffen sich in Kanots ein. — Stranden in der Nacht. — Suchen ein Obdach in einem benachbarten Hause. — Schwierigkeit Nahrungsmittel zu bekommen. — Setzen die Wasserfahrt fort. — Lochartsburgh. — Beschreibung des östlichen Armes des Susquehannah-Flusses. — French-Town. — Franzosen und Amerikaner schicken sich nicht für einander. — Wilkesbarré. — Berge in der Nachbarschaft. — Das Land, nach Philadelphia zu, nur wenig bevölkert. — Beschreibung der Windkluft in den blauen Bergen. — Nachricht von der Mährischen Niederlassung zu Bethlehem. — Rückkehr nach Philadelphia.

Theurer Freund

Philadelphia im November.

Bath ist eine Postenstadt, und der vornehmste Ort in den westlichen Gegenden des Staates Neu-York. Obgleich sie erst vor drei Jahren angelegt ist, so hat sie doch bereits 30 Häuser, und nimmt noch immer an Größe zu. Es giebt hier einige Magazine und Läden, und einen Gasthof, der in keinem Theile Ame-

rika's für schlecht gehalten werden würde. Diese Stadt wurde von einem Manne erbauet, der Kapitain in Königlichen Diensten gewesen war, und von dem auch Williamsburgh und Falkners-Down gegründet wurden. Wirklich hat man es bloß seinen Bemühungen und denen einiger anderer Privatmänner zu verdanken, daß die ganze Gegend, welche in Amerika am besten unter dem Nahmen des Geneseer-Landes oder des Kantons der Seen bekannt ist, weil die ganze Gegend von diesem Flusse und einer großen Anzahl kleiner Seen bewässert wird, jezt so sehr in Flor gekommen ist.

Das Landeigenthum, dessen Verwaltung dieser Mann selbst über sich genommen hatte, soll ursprünglich nicht weniger als 6 Millionen Acker ausgemacht haben. Der größte Theil desselben gehörte einem Privatmanne in England. Die Art und Weise, auf welche er dieses Eigenthum verbesserte, war, daß er Land in kleinen Theilen und auf Kredit für längere Zeit an solche Leute verkaufte, die es sogleich in bessern Zustand setzen konnten, und in größeren Theilen und auf Kredit für eine kürzere Zeit an andere, die es auf Spekulation ankauften; in beiden Fällen wurden die Ländereien für die Bezahlung des Kaufgeldes verpfändet. Wurde ihm das Geld nicht zur bestimmten Zeit ausgezahlt, so konnte er nichts dabei verlieren, denn die Ländereien fielen ihm alsdann wieder anheim, wodurch er, wenn diese etwa in besseren Stand gesetzt waren, welches häufig der Fall sein

mußte, immer gewann. Hatte ein armer Mann, der ſich auf ſeinem Lande anſiedeln wollte, nicht Geld genug ein Haus zu bauen, und die Koſten zur nöthigen Beſorgung des Landes aufzubringen, ſo ſchoß er ihm zu gleicher Zeit — denn er beſaß ein großes Kapital — ſo viel Geld vor, als dieſer brauchte, oder er ſchickte ihm ſeine eigenen Arbeiter, deren er eine ungeheure Menge beſchäftigte, ihm ein Haus zu bauen, und die Koſten für den Bau und dergleichen mußte ihn der Mann, mit den Intereſſen des Kapitals, in drei, vier oder fünf Jahren wieder bezahlen. War der Mann nicht im Stande auf dem feſtgeſetzten Termin ſeine Schuld abzutragen, ſo fiel das Haus, welches wie die Ländereien verpfändet war, dem erſten Beſitzer wieder zu, und das Geld, welches aus dem Verkauf deſſelben und den dazu gehörigen Meiereien gelöſet wurde, betrug gewöhnlich mehr als das, was der arme Mann ſich anheiſchig gemacht hatte, dafür zu geben. Uebrigens möchte es aber wohl ein ſeltener Fall ſein, daß Jemand, der auf dieſe Art in Amerika, um einen ſo mäßigen Preis, Ländereien an ſich bringt und dabei fleißig iſt, nicht Geld genug heraus bringen ſollte, um für dieſelben ſowohl, als auch für das Haus zur beſtimmten Zeit Bezahlung leiſten zu können.

Dieſer Vortheil, den man nirgends weiter in den vereinigten Staaten trifft, hat eine unbeſchreiblich große Anzahl Menſchen bewogen, ſich im Geneſee-Kanton anzuſiedeln, und noch mit jedem Jahre ſtrö-

men ſie haufenweiſe herbei, denn es iſt noch kein Drittel aller Ländereien an den Mann gebracht worden. Bei meiner Durchreiſe durch dieſen Kanton hörte ich, der Mann, von dem hier die Rede iſt, habe, in den an ihn ausgeſtellten, und nach Verlauf von drei, vier oder fünf Jahren zahlbaren, Wechſeln für verkauftes Land, die ungeheure Summe von 2 Millionen Thaler gehabt. Ihm ſelbſt hatte das Land nicht mehr als einige Pence der Acker gekoſtet; wie groß muß daher der Vortheil geweſen ſein, den er daraus gezogen hat!

Man kann leicht denken, daß durch das Abtreten des Landes unter ſo vortheilhaften Bedingungen eine Menge ſpekulirender Köpfe (eine Menſchenklaſſe, welche in Amerika allenthalben im Ueberfluſſe iſt) in dieſe Gegend gezogen werden mußte; und wirklich fanden wir auch, auf unſerer Durchreiſe, daß jedes Städtchen und jedes Dorf des Landes mit ihnen beſetzt war, mithin jeder Ort ein Bild des Müſſiggan-ges und der Verſchwendung darſtellte.

Die Stadt Bath ſteht auf einer Ebene, die von allen Seiten mit mäßig hohen Bergen umgeben iſt. Dieſe Ebene iſt faſt durchgängig abgeholzt, aber die Berge haben noch alle ihre Bäume, und machen ſich, von der Stadt aus betrachtet, ausnehmend ſchön. Am Fuße der Berge läuft, über ein kieſiges Bett, ein heller Waſſerſtrom, welcher Konhokton-Krihk heißt, und in welchem ſich, gerade oberhalb der Stadt, eine anſehnliche Stürzung befindet. Dieſe Stelle

eignet ſich vortrefflich zur Anlegung von Mühlen, es ſind daher bereits große Korn = und Sägemühlen daſelbſt erbauet worden. Die Hauptſäge in einer der leztern that, als wir die Mühle beſuchten, 120 Schnitte in einer Minute, ſo daß ſie in dieſem Zeitraume in Eichenholz auf ſieben Fuß einſchnitt. Wie der Müller ſagt, ſchneidet ſie, wenn das Waſſer hoch iſt, noch viel geſchwinder.

Konhokton = Krihk wird, etwa 20 Meilen unterhalb Bath, von dem Tyoga = Fluſſe aufgenommen, der ſich, nach einem Laufe von etwa 30 Meilen, in den öſtlichen Arm des Susquehannah ergießt. Während der Fluthen kann man in leichten Flachbooten auf dem Krihk, und auf den Flüſſen Tyoga und Susquehannah den ganzen Weg von Bath nach der Tſcheſäpihk = Bai machen, ohne daß man aufgehalten wird Auch im Herbſte iſt gewöhnlich Waſſer genug da, um in Kanots von Bath abwärts zu fahren; aber wegen der großen Dürre, welche dieſes Jahr in jeder Gegend des Landes herrſchte, war das Waſſer im Krihk nicht tief genug, daß man ihn nur mit dem kleinſten Kanot hätte befahren können. Wäre es thunlich geweſen, ſo würden wir, wie es zuerſt von uns beabſichtiget war, von Bath zu Waſſer weiter gefahren ſein; da dieſes aber nicht ging, ſo ſetzten wir unſere Reiſe zu Fuß weiter fort, und nahmen den Weg längs dem Ufer des Fluſſes, bis wir zu einem kleinen Dorfe von acht bis zehn Häuſern kamen, welches Newtown heißt, und etwa 30 Meilen von Bath

entfernt liegt. Hier fanden wir den Strom ziemlich tief, und die Leute versicherten uns, daß, ausgenommen an ein Paar seichten, engen Stellen, in jeder Gegend desselben weiter hinab, Wasser genug für Kanots sei. Da unsere Gesellschaft, mit Einschluß der Bedienten, aus fünf Personen bestand, so entschlossen wir uns, unsere eigene Schiffer zu sein, kauften von zweien Pächtern, die am Ufer des Flusses wohnten, ein Paar Kanots, banden dieselben, um sie fester und sicherer zu machen, an einander, brachten unser Gepäck an Bord, und ruderten kühn davon.

Es war um drei Uhr Nachmittags, als wir, bei sehr hellem aber kaltem Wetter, das Dorf verließen. Da der Strom stark war, so hofften wir im Stande zu sein, noch vor Nacht ein Wirthshaus erreichen zu können, welches, wie man uns gesagt hatte, etwa sechs Meilen unterhalb Newtown am Ufer des Flusses lag. Für die ersten zwei Meilen ging es mit unserer Fahrt sehr gut, alsdann zeigte es sich aber, daß der Fluß viel seichter war, als wir es uns eingebildet hatten, und es wurde uns äußerst schwer, von der Stelle zu kommen. Unsere Kanots saßen zu wiederholten Mahlen auf dem Boden fest, und das Flottmachen raubte uns so viel Zeit, daß, ehe wir noch zwei Drittel unserer Reise vollendet hatten, es schon anfing dunkel zu werden. Mit der Nacht fand sich auch eine wesentliche Veränderung des Wetters ein; ein heftiges Hagelwetter kam auf uns herab, und, in tiefes Dunkel gehüllt, wurden

unſere Kanots, weil eben eine Wolke den Mond verbarg, vom Strome, dem wir uns gänzlich hatten hingeben müſſen, auf eine Sandbank mitten im Fluſſe getrieben. Wir bemüheten uns wieder los zu kommen, nahmen aber unglücklicherweiſe, woran die Dunkelheit Schuld war, eine unrechte Richtung, und fanden nach Verlauf einiger Minuten unſere Kanots ſo tief in den Sand eingekeilt, daß es unmöglich war, ſie aus der Stelle zu bringen. Nichts blieb uns jezt übrig, als mit einander in das Waſſer zu ſpringen, und unſere Schultern unter die Kanots zu ſtemmen. Dies thaten wir, und ſo gelang es uns bald, eins der Kanots — denn wir hatten ſie vorher von einander gebunden, um ſie deſto leichter handhaben zu können — in das tiefe Waſſer zu ſchieben; aber hier war der Strom ſo ſtark, daß das Kanot, ſo große Mühe wir uns auch gaben es zu verhindern, mit aller Gewalt unſern Händen entriſſen wurde, und ſich, als wir es feſt zu halten ſuchten, beinahe gänzlich mit Waſſer anfüllte.

Da wir uns jezt eines unſerer Kanots und eines großen Theils des Gepäckes beraubt ſahen, ſo beſchloſſen wir, mit dem noch übrig gebliebenen deſto vorſichtiger umzugehen; wir kehrten daher zur Sandbank zurück, und trugen alles was im Kanot war auf den Schultern an das Ufer, welches etwa vierzig Schritte entfernt war. Dies war wirklich weder eine leichte noch eine angenehme Arbeit, denn das Waſſer reichte uns bis an die Hüften, und der Strom war

ſo

ſo reißend, daß wir es äußerſt ſchwer fanden, uns auf den Beinen zu erhalten. Als das Kanot ausgeleeret war, zogen wir es, ſo genau als möglich, zu der Stelle, wo das andere fortgeriſſen war; einer der Geſellſchaft ſtieg mit einem Ruder hinein, und nun überließen wir es, auf ſeinen eigenen Antrieb, dem Strome; wir hofften nähmlich, es würde dem andern nachgeführt werden, welches wir alsdann, nebſt den in demſelben befindlichen Sachen wieder bekommen könnten. In wenigen Augenblicken hatte der Strom das Kanot ſo weit fort geriſſen, daß wir es nicht mehr ſahen, denn der Mond ſchien nur ſchwach durch die Wolken. Da keiner von uns den Fluß genau kannte, ſo iſt es natürlich, daß wir für unſeren Reiſegefährten ſehr beſorgt ſein mußten; noch ehe indeß viele Minuten verfloſſen waren, hatten wir die Freude, ſeine Stimme in der Entfernung zu hören. Wir begaben uns, ſo geſchwinde wir konnten, ans Ufer, zu der Stelle, von woher der Schall kam, und erblickten ihn, zu unſerer größten Freude, wohlbehalten dicht hinter dem verlornen Kanot. Es war uns ſehr angenehm, unſere Mantelſäcke, obgleich vom Waſſer durchzogen, auf dem Boden des Kanots liegen zu ſehen; die Kleider hingegen, welche wir ausgezogen hatten, ehe wir uns in das Waſſer begaben, waren, nebſt anderen leichten Sachen, alle verloren gegangen.

Es fror jezt ſo ſtark, daß in wenigen Minuten unſere Mantelſäcke und die naß gewordenen Kleider

mit einer Eisrinde überzogen, und unsere Glieder, wegen des anhaltenden Watens im Wasser, ganz erstarret waren. Da es unser Wunsch war, unter ein Obdach zu kommen, so beschlossen wir sogleich, unser Gepäck an einen sichern Ort zu bringen, damit es uns nicht gestohlen würde. Eine tiefe Höhlung unter einigen umgestürzten Bäumen schien uns sehr bequem dazu; wir stopften daher alles hinein, bedeckten es mit Blättern und gingen weiter. Keine Spur von einem Fußwege befand sich in dem Walde, wo wir landeten, und über eine Meile weit mußten wir uns durch Büsche, längs den Ufern des Flusses, drängen; alsdann trafen wir einen Fußweg, der zu einem elenden kleinen Balkenhause führte. In diesem Hause war an gar kein Unterkommen zu denken, aber man sagte uns, wenn wir den Fußsteig durch den Wald noch eine Meile weiter verfolgten, so kämen wir zu einem Fahrwege, auf welchem wir ein anderes Haus finden würden, wo man uns wahrscheinlich aufnehmen könne. Wir erreichten das Haus, man ließ uns ein, und ein mächtig großes Holzfeuer machte das, was wir durch die Unfreundlichkeit des Wetters hatten leiden müssen, bald wieder gut. Die kalte Luft und die Last und Arbeit des Tages hatten unsern Appetit nicht wenig geschärft; kaum hatten wir uns daher gewärmt, so fingen wir auch schon an, uns zu erkundigen, ob wir etwas zu essen bekommen könnten? Hätten wir in einem Englischen Gasthofe ein Schaaf oder einen Ochsen zum Abendes-

ſen verlangt, ſo würde, glaube ich, dieſes den Wirth nicht ſo befremdet haben, als unſere Fragen den Amerikaner befremdeten. Er machte allerlei Entſchuldigungen; die Weiber, ſagte er, wären bereits ſchlafen gegangen, er wiſſe nicht, wo der Schlüſſel zur Speiſekammer ſei u. ſ. w.; wir ließen uns aber ſo nicht abſpeiſen, ſondern ſetzten ihm aus Leibeskräften zu, und gaben ihm eine ſo herzbrechende Beſchreibung unſerer Leiden, daß er zulezt gerührt wurde; die Schlüſſel wurden gefunden, er öffnete die Speiſekammer und brachte nun, um fünf hungrige junge Leute zu befriedigen, 2 kleine Weizenmehl-Kuchen, die kaum eine Hand groß waren, nebſt $1\frac{1}{2}$ Maaß Milch. Er verſicherte uns, mehr könne er nicht hergeben, denn ſeine Frau würde es ihm nie verzeihen, wenn er nicht genug zum Frühſtück zurück ließe; wir mußten daher zufrieden ſein, und ſo legten wir uns, nachdem ein jeder ſeinen kleinen Antheil verzehrt hatte, auf unſere Häute, die wir auf den Schultern hierher getragen hatten, und ſchliefen ein.

Am folgenden Morgen ſahen wir, daß der Mann wirklich einen treuen Bericht vom Zuſtande der Speiſekammer gegeben hatte. Da kein Biſſen für uns übrig war, ſo entſchloſſen wir uns, wieder zu dem kleinen Hauſe zu gehen, wo wir die vorige Nacht geweſen waren, und welches innerhalb zwei oder drei Meilen um uns her das einzige war. Wir hofften hier einen anſehnlichern Vorrath zu finden, aber nicht

einmahl ein Biſſen Brot war zu haben. Uebrigens ſagte die Frau, ſie habe etwas Maismehl, und könne uns daher, wenn wir ein Paar Stunden warten wollten, einen Kuchen backen. Dies war eine vortreffliche Nachricht für uns; wir baten, ſie möchte ihn ja groß genug machen, und begaben uns in der Zwiſchenzeit fort, um die Kanots und das Gepäck aufzuſuchen.

Faſt allenthalben am Susquehannah fanden wir nachher einen eben ſo großen Mangel an Nahrungsmitteln, wie in dieſer Gegend.

Wir fanden das Gepäck und die Kanots gerade ſo wieder, wie wir ſie verlaſſen hatten; wir ſchifften uns darauf noch ein Mahl ein, und begaben uns in aller Eile hinab zu dem am Ufer ſtehenden Hauſe, wo wir das Frühſtück beſtellt hatten. Die Leute waren hier ſehr höflich; ſie halfen uns neue Ruder ſtatt derer machen, welche wir die vorige Nacht verloren hatten, und ſtatteten uns für die Kleinigkeit, welche wir ihnen mehr gaben, als das, was ſie für das Frühſtück forderten, ihren verbindlichen Dank ab, welches etwas ſehr ungewöhnliches in den vereinigten Staaten iſt.

Nach dem Frühſtücke fuhren wir etwa 7 Meilen den Fluß hinab, waren aber auf dieſem Wege mehr als zwölf Mahl genöthiget, uns in das Waſſer zu begeben, um die Kanots über die ſeichten Stellen zu ziehen. Als wir Nachmittags bei einem Hauſe anlangten, waren wir unſerer Waſſerfahrt ſo herzlich

müde, daß wir, hätten ſich nicht zwei Männer erboten, unſere Kanots zur Mündung des Tyoga-Fluſſes zu bringen, wo wir tieferes Waſſer zu finden hofften, ſie ſicherlich zurück gelaſſen haben würden. Die Männer fuhren frühmorgens fort, und wir folgten ihnen bald darauf am Ufer zu Fuß nach. Indeß war die Schiffahrt ſo ſchwierig, daß wir zu Tyoga-Point oder Lochartsburgh (eine kleine Stadt an der Mündung des Fluſſes) mehrere Stunden früher anlangten, als ſie.

Bei unſerer Ankunft in dieſer Stadt hörten wir, zu unſerm größten Mißvergnügen, daß der Susquehannah, obgleich er gewöhnlich zu dieſer Jahrszeit für Boote, die 4 Fuß tief in Waſſer gehen, ſchiffbar iſt, jezt nicht tiefer als der Tyoga-Fluß ſei, ſo daß er an vielen Stellen, vorzüglich bei den Stromſchnellen, kaum Waſſer genug habe, um ein Kanot ſicher über die ſcharfen Felſen fahren zu laſſen, die im Bette deſſelben ſehr häufig ſind; kurz, man benachrichtigte uns, der Kanal des Fluſſes ſei jezt übel und gefährlich zu beſchiffen, und Jemand, der nicht genau damit bekannt ſei, dürfe es kaum wagen, ihn hinab zu fahren. Es wurde uns nicht ſchwer von den Schiffern, die beſtändig auf dem Fluſſe fahren, einen Mann zu bekommen, der den Fluß vollkommen kannte. Wir vertauſchten, auf ſeinen Rath, unſere beiden Kanots für Ein größeres, das uns alle bequem faſſen konnte, und ſetzten darauf unſere Waſſerreiſe weiter fort.

Von Lochartsburgh nach Wilkesbarré oder Wyoming, an der südöstlichen Seite des Susquehannah, rechnet man 90 Meilen. Ist der Fluß voll, mithin der Strom stark, wie dieses gewöhnlich im Herbste und Frühjahre der Fall zu sein pflegt, so kann man diesen ganzen Weg in Einem Tage machen; da indeß, bei dieser Gelegenheit, das Wasser niedrig war, so brachten wir, obgleich wir sehr eilig zu Werke gingen, nicht weniger als vier Tage unterwegs zu. An vielen Stellen fanden wir freilich den Strom des Flusses sehr reißend, wie z. B. bei den Stürzungen von Wyaluhing, wo wir innerhalb einer Viertelstunde drei bis vier Meilen zurück legten; an andern Stellen hingegen, wo der Fluß tief war, bemerkte man kaum den Strom, und wir waren genöthiget, Hand an die Ruder zu legen, um uns von der Stelle zu arbeiten. Das Bett des Flusses ist felsig und sandig, und das Wasser so durchsichtig, daß man an mehreren Stellen, wo es wenigstens 20 Fuß tief sein mußte, den kleinsten Kieselstein auf dem Boden liegen sehen konnte. Die Breite des Flusses beträgt von 50 bis 300 Yards. Schwerlich giebt es irgend einen andern Fluß in Amerika, der einen so unregelmäßigen Lauf hat als dieser; an einigen Stellen läuft er in einer Richtung, die der an der anderen durchaus entgegengesetzt ist. Das Land, durch welches dieser (der östliche) Arm des Susquehannah läuft, ist außerordentlich uneben und bergig. Von Lochartsburgh bis beinahe ganz nach Wilkesbarré hin, ist es entweder an

der einen oder an der andern Seite von steilen Bergen begränzt. An beiden Seiten zugleich sieht man niemahls Berge, ausgenommen da, wo der Fluß eine plötzliche Beugung annimmt. Wo man an der einen Seite eine Reihe von Bergen trifft, da sieht man auch sicher eine ausgebreitete Ebene an der andern. Kaum in irgend einer Gegend erstrecken sich die Berge an einer Seite mehr als eine Meile weit, auch sieht man häufig in dem Raume einer Meile diese Berge mehr als zwölf Mahl von beiden Seiten mit einander abwechseln. Man kann aus dieser Beschreibung des östlichen Arms des Susquehannah abnehmen, daß die Gegenden an demselben sehr schön sein müssen, und wirklich giebt es, nach meiner Meinung, keinen Fluß in Amerika, der eine so große Menge und Abwechselung von mahlerischen Ansichten aufweisen könnte, als dieser. Bei jeder Beugung desselben verändert sich die Szene, und es giebt zwischen Locharts-burgh und Wilkesbarré kaum einen einzigen Fleck, wo der Mahler nicht einen, seines Pinsels würdigen, Gegenstand finden sollte. Die mit kühn hervorragenden Felsen und Waldungen bedeckten Berge machen den schönsten Vordergrund aus, der sich denken läßt; die mit angebaueten Feldern und kleinen Holzungen geschmückten Ebenen, welche von dem prächtigen Flusse, den man hin und wieder sich dahin winden sieht, bewässert werden, machen die Mitte der Landschaft aus, und die blauen Berge, die sich in der Ferne erheben, beschließen die Aussicht auf die reizendste Art.

Die Gegend am Susquehannah hat einen Ueberfluß an Wildpret. Auf unserm Wege abwärts trafen wir unzählige Parthien, die sich mit Treibjagen beschäftigten. Werden die Rehe in dieser Gegend des Landes verfolgt, so nehmen sie sogleich ihren Weg zum Flusse, da sich denn Männer an denjenigen Stellen des Strandes, wo man die Thiere erwarten kann, in Büschen versteckt halten, und sie, beim Hineingehen in das Wasser, tod schießen. Kommen sie dem Hinterhalte nicht nahe, so werden sie von den Jägern in Kanots verfolgt; nur selten entgehen sie denselben, wenn sie sich erst im Wasser befinden.

Man findet allenthalben im Susquehannah vortreffliche Fische; auch wird der Fluß häufig von wildem Geflügel besucht, vorzüglich von der Kanvaß-Ente.

Auf dem ganzen Wege zwischen Lochartsburgh und Wilkesbarré trifft man, an beiden Seiten des Flusses, Niederlassungen, die nicht weit auseinander liegen. Auch sieht man verschiedene kleine Städte, an den Ufern dieses Flusses, deren vornehmste French-Town ist. Diese Stadt liegt nahe bei den Wasserfällen von Wyalusing, an der westlichen Seite des Flusses. Sie wurde auf Kosten verschiedener Menschenfreunde in Philadelphia angelegt, die eine Subskription dazu eröffneten, um den unglücklichen Französischen Ausgewanderten, die nach Amerika flüchteten, einen Wohnort zu verschaffen. French-Town hat etwa 50 Balkenhäuser; ein ansehnlicher Strich dar-

anſtoßenden Landes iſt zum Nutzen der Einwohner angekauft, und in kleine Grundſtücken vertheilt worden. Die hieſigen Franzöſiſchen Anſiedler ſcheinen indeß keine große Neigung oder Geſchicklichkeit zum Akkerbau zu beſitzen, denn die mehrſten derſelben haben ihre Grundſtücke für eine Kleinigkeit an Amerikaner verpachtet, und beluſtigen ſich mit Jagen, Fiſchen und Vogelſtellen. Sie leben ganz für ſich, und haſſen die Amerikaner, ſo wie ſie wiederum von den Amerikanern gehaſſet, und der Trägheit und Liederlichkeit beſchuldiget werden. Die Sitten beider Völker ſind ſo ſehr von einander verſchieden, daß ein Einverſtändniß zwiſchen ihnen vollkommen unmöglich iſt.

Wilkesbarré, vormahls Wyoming, iſt die vornehmſte Stadt des Lucerne-Kantons. Sie liegt auf einer Ebene, die an der einen Seite vom Susquehannah, an der andern von einer Bergreihe begränzt wird, und enthält 150 Wohnhäuſer von Holz, eine Kirche, ein Rathhaus und ein Gefängniß. Hier war es, wo im Amerikaniſchen Kriege die Wilden, unter dem Kommando des Oberſt Butler, das fürchterliche Gemetzel anrichteten, welches in den mehrſten Kriegsgeſchichten angeführt wird, und den Engliſchen Annalen auf immer ein Schandfleck bleiben muß. Mehrere der Häuſer, in welche ſich die unglücklichen Schlachtopfer begaben, um ſich zu vertheidigen, als man ihnen durchaus kein Quartier geben wollte, ſtehen, allenthalben von Kugeln durchbohrt, noch jezt da; auch ſieht man die Ueberbleibſel anderer, die man in

Brand ſteckte, und die Einwohner wollen auf keine Weiſe leiden, daß man ſie wieder aufbauet. Eben ſo ſehr halten auch die Amerikaner auf die Ruinen in der Nachbarſchaft von Philadelphia.

Wir hatten anfänglich die Abſicht, den Fluß von hier bis nach Sunburg oder Harrisburg hinab zu fahren, da aber das Wetter jezt ſo kalt war, daß eine Waſſerfahrt, vorzüglich in einem Kanot, in welchem man immer ſtill ſitzen muß, ſehr viel unangenehmes hatte, ſo beſchloſſen wir über die blauen Berge nach Bethlehem in Pennſylvanien zu gehen, welches etwa 65 Meilen ſüdöſtlich von Wilkesbarré liegt. Es wurden hierzu einige Pferde gemiethet, wie wir es bei einer früheren Gelegenheit gethan hatten, um unſer Gepäck fort zu ſchaffen; wir ſelbſt gingen zu Fuß. Den Tag nach beendigter Waſſerfahrt begaben wir uns Nachmittags auf den Weg, und gingen, noch vor Abend, über die Bergreihe hinweg, welche die Ebene von Wilkesbarré begränzt. Dieſe Berge, die ſehr uneben und felſig ſind, haben viel Eiſenſtein und Steinkohlen. Zur Bearbeitung des erſteren ſind einige Schmelzwerke angelegt worden; von den Steinkohlen hat man aber noch keinen Gebrauch gemacht, weil bis jezt noch Ueberfluß an Holz da iſt, welches für ein weit angenehmeres Brennmaterial gehalten wird. Von den Gipfeln der Berge hat man eine prächtige Anſicht der Ebene, auf welcher die Stadt Wilkesbarré ſteht, und des Susquehannah, den man bis über die Stadt, wo er ſich viele Meilen

weit zwiſchen den Bergen dahin windet, mit den Augen verfolgen kann.

Das Land über die Berge hinaus iſt äußerſt uneben und nur ſchwach bevölkert, mithin noch dick mit Holz bewachſen. Die Leute in den wenigen, zerſtreuet liegenden Häuſern ſchienen weit beſſer zu leben, als die Bewohner irgend einer andern Gegend der Staaten, durch welche ich vormahls gekommen bin. In jedem Hauſe, wo wir einkehrten, fanden wir gutes Brot, Butter, Thee, Kaffe, Chokolate und Wildpret, und wirklich führten wir hier einen Tiſch, der, mit der Koſt verglichen, die wir ſeit mehreren Wochen genoſſen hatten, in der That üppig genannt werden konnte.

Die Waldungen beſtehen an vielen Stellen dieſer Gegend beinahe allein aus Hemlocktannen, die nur auf magerem Boden wachſen. Viele derſelben ſind ungemein hoch, und ihre Gipfel nähern ſich einander ſo ſehr, daß man in der Tiefe der Waldungen nur an wenigen Stellen den Himmel erblicken kann. Das Gebüſch unter dieſen Bäumen beſtand größtentheils aus der Lorbeerroſe (Nerium oleander) und Kalmia angustifol., deren tiefgrüne Farbe dazu beitrug, das Dunkel der Wälder noch feierlicher zu machen. Wirklich ſcheinen ſie vollkommen den geheiligten Hainen zu gleichen, ſo wie uns dieſelben von den Dichtern dargeſtellt werden. Man wird beim Eintritte in dieſelben von einem heiligen Schauer ergriffen.

Etwa 20 Meilen von Bethlehem kommt man,

wenn man von Wilkesbarré dahin geht, über die blauen Berge, und zwar an derjenigen Stelle, welche die Windkluft (wind-gap) genannt wird; wie sie diesen Nahmen bekommen hat, habe ich nie in Erfahrung bringen können. Diese Kluft ist beinahe eine Englische Meile weit, und stellt eine fürchterlich wilde Szene dar. Die Straße läuft nicht auf dem Boden derselben, sondern an der Seite des südlichen Berges, etwa zwei Drittel des Weges hinan. Ueber sich, zur rechten Hand, sieht man nichts als abgebrochene Felsen und Bäume; zur linken zeigt sich ein steiler Abgrund. Die Felsen auf dem Boden des Abgrundes haben, wie man uns sagte (denn wir stiegen nicht hinab) das Ansehen, als wären sie vor langer Zeit vom Wasser bespühlet worden, woraus die Vermuthung entstanden ist, daß hier der ursprüngliche Kanal des Delaware-Flusses gewesen sein müsse, der jezt, etwa 15 Meilen nordwestlich von hier, durch die blaue Bergreihe geht. Ob dieses wirklich der Fall gewesen, ist jezt unmöglich zu bestimmen; so viel geht indeß aus der Beschaffenheit des Landes an beiden Seiten des Delaware hervor, daß durch eine ansehnliche Ueberschwemmung eine große Veränderung an dieser Stelle bewirkt worden ist.

An der Seite der Berge, die nach dem Atlantischen Meere geht, ist das Land bei weitem weniger uneben, als an der entgegen gesetzten; auch ist es besser abgetrieben und stärker bevölkert. Die Be-

wohner deſſelben ſind größtentheils von Deutſcher Abkunft.

Bethlehem iſt die vornehmſte Nordamerikaniſche Niederlaſſung der Mähriſchen oder vereinigten Brüder. Sie hat eine äußerſt angenehme Lage auf einer Anhöhe; an einer Seite fließt der Fluß Leheigh, welcher ſich in den Delaware ergießt, und an der andern ein Krihk, der einen ſehr reißenden Strom hat, und viele vortreffliche Plätze zu Mühlen hergiebt. Die Stadt iſt regelmäßig gebauet; ſie hat 80 ſtandfeſte, ſteinerne Wohnhäuſer und eine große Kirche. Drei der Wohnhäuſer ſind ſehr geräumige Gebäude; eins derſelben iſt für die unverheiratheten jungen Männer der Geſellſchaft, das andere für unverheirathete junge Frauenzimmer, und das dritte für die Wittwen beſtimmt. In dieſen Häuſern werden verſchiedene Sachen verfertiget, und die Bewohner derſelben ſind einer Disziplin unterworfen, die mit der klöſterlichen Aehnlichkeit hat. Sie eſſen mit einander in einem Refectorium, ſchlafen in einem Saale, der das Dormitorium heißt, verrichten Morgens und Abends ihre Gebete in der Kapelle des Hauſes, und haben ſowohl beſtimmte Stunden zur Arbeit, als zur Erholung. Die Geſetze der Geſellſchaft fordern nicht, daß ſie ſich beſtändig eingezogen halten, demungeachtet beſchränken ſie ſich faſt immer auf ihre Wandelplätze und Gärten, ausgenommen wenn ſie zuweilen bei ihren Freunden und Freundinnen in der Stadt Beſuche ablegen.

Die Mähriſchen Brüder verbieten zwar das Heirathen nicht, indeß halten ſie doch den eheloſen Stand für ſehr verdienſtlich. Die jungen Leute von beiderlei Geſchlecht haben wenig Umgang mit einander; ſie beſuchen ſich nicht in ihren Häuſern, und in der Kirche ſitzen ſie von einander getrennt. Wenn ein junger Mann den Vorſatz hat, um ein Mädchen anzuhalten, ſo gründet ſich dieſer Vorſatz auf nichts weiter, als weil er Gelegenheit gehabt hat, daſſelbe von fern zu ſehen. Es iſt ihm nicht erlaubt dem Gegenſtande ſeiner Liebe in Perſon Heirathsvorſchläge zu thun, ſondern er muß ſich deshalb an die Oberaufſeherin im Hauſe der Weiber wenden. Wenn dieſe durch die Ausſage der Aelteſten und Vorſteher der Geſellſchaft überzeugt wird, daß er im Stande iſt, ein Weib zu nehmen, ſo macht ſie ihre Untergebene mit dem Antrage bekannt; ſtimmt dieſe ein, ſo wird die Heirath auf der Stelle vollzogen: wo nicht, ſo ſucht die Oberaufſeherin ein anderes Frauenzimmer des Hauſes aus, welches ſie paßlich für den jungen Mann hält, und wenn dieſer mit der Wahl zufrieden iſt, ſo werden ſie mit derſelben Geſchwindigkeit getrauet. So eilig auch dieſe Heirathen geſchloſſen werden, ſo weiß man doch von keiner, die unglücklich ausgefallen wäre; denn da beide Parthien von Kindheit auf gewöhnt ſind, diejenigen Leidenſchaften, welche ſo groſſes Ungemach unter den Menſchen anrichten, im Zaume zu halten, da ſie ferner ein fleißiges, ruhiges und mäßiges Leben führen, und auch in ihren ſtillen,

entlegenen Klauſen frei von Verſuchungen ſind, die denjenigen nicht fehlen, welche mehr unter Menſchen leben, ſo ſtößt ihnen nichts auf, was ihr häusliches Glück nur im mindeſten ſtören könnte.

Bei den Häuſern für die jungen Männer und Weiber befinden ſich Erziehungs-Anſtalten für Knaben und Mädchen, unter der Direktion beſonderer Lehrer. Dieſe Schulen, über welche die Vorſteher und Aelteſten der Geſellſchaft gleichfalls die Oberaufſicht haben, ſtehen in ſehr gutem Rufe, und nicht allein die Brüderſchaft, ſondern auch angeſehene Leute von verſchiedenen Glauben in Philadelphia, Neu-York und anderen Städten der benachbarten Staaten ſchicken ihre Kinder häufig hierher. Die Knaben werden in der Lateiniſchen, Deutſchen, Franzöſiſchen und Engliſchen Sprache, im Rechnen, in der Muſik, im Zeichnen u. ſ. w. unterrichtet; die Mädchen bekommen gleichfalls Unterricht in den genannten Sprachen und Wiſſenſchaften, und überhaupt in allem, was gewöhnlich in Erziehungsanſtalten für Frauenzimmer gelehrt wird, nur nicht im Tanzen. Sind die Mädchen der Geſellſchaft ſo weit, daß ſie für ſich ſelbſt ſorgen können, ſo kommen ſie in das erwähnte Haus, wo ſie ſich mit Sticken, künſtlicher Nähterei, Kartätſchen, Spinnen, Stricken und anderen weiblichen Arbeiten beſchäftigen. Zu einer jeden Arbeit iſt ein beſonderes Gemach da, in welchem ein Frauenzimmer, das etwas älter als die übrigen iſt, präſidirt, die Arbeiten in Augenſchein nimmt, und für die Erhaltung

der Ordnung sorgt. Um die im Hause verfertigten Sachen zu verkaufen, sind gewisse Personen da; das Geld, welches dafür gelöset wird, wird unter diejenigen ausgetheilt, von denen die Arbeit ist. Sie geben ein gewisses davon zur Erhaltung des Hauses und zum Fond der Gesellschaft; das übrige dürfen sie für sich behalten.

Wenn die Knaben aus der Schule entlassen werden, so lernen sie irgend ein Gewerbe, das am mehrsten mit ihren Neigungen übereinstimmt. Haben sie Lust zur Landwirthschaft, so werden sie der Sorgfalt eines, zur Gesellschaft gehörigen, Landwirthes anvertrauet. — Die Jünglinge zahlen, wie die Weiber, etwas zur Erhaltung des Hauses und zum Fond; so wie auch die Wittwen, und überhaupt alle Stadtbewohner wöchentlich eine kleine Summe dazu beitragen.

Am Waldstrome, der die Stadt an einer Seite einfaßt, befindet sich eine Sägemühle, eine Mehlmühle, eine Oehlmühle, eine Walkmühle, eine Mühle für Rinde und Farbematerialien, eine Gerberei, ein Haus, in welchem das Leder zubereitet wird, und am Leleigh-Flusse eine ansehnliche Bierbrauerei. Diese Mühlen u. s. w. gehören der Sozietät; von dem Gelde, welches durch dieselben einkommt, werden die dabei beschäftigten Leute für ihre Mühe gut bezahlt, und der Ueberschuß wird zum Fond geschlagen. Auch die vortrefflichen Grundstücke um die Stadt her, und der Gasthof sind Eigenthum der ganzen Sozietät, und das durch dieselben einkommende Geld wird, wie das

von

von den Mühlen angewendet; die Leute, welche man auf den Meiereien sieht, und die in der Taverne, sind bloß Verwalter oder Agenten der Sozietät. Der Fond wird zur Unterstützung unglücklicher Brüder in anderen Gegenden der Welt, zur Gründung neuer Niederlassungen, und zur Bestreitung der Kosten, welche die Missionaire verursachen, angewendet.

Der Gasthof zu Bethlehem ist sehr bequem eingerichtet, und unbedingt der reinlichste und beste von allen denen, die mir in Amerika zu Gesicht gekommen sind. Als wir bei demselben ankamen, zeigten wir dem Wirthe an, daß wir die Stadt und die öffentlichen Gebäude derselben zu sehen wünschten; er schickte sogleich einen Boten nach einem der Aeltesten ab, und in weniger als einer Viertelstunde trat der Bruder Thomas, ein lebhafter, rothbäckiger kleiner Mann von etwa 30 Jahren, in das Zimmer. Er trug einen einfachen blauen Rock und dergleichen Weste, braune Beinkleider und einen großen runden Hut. Es war eine gewisse Herzensgüte und Unschuld auf seinem Gesichte zu lesen, und sein ganzes Benehmen war so unbefangen und offen, daß man sich gedrungen fühlte, Freundschaft mit ihm zu machen. Als wir bereit waren, uns mit ihm fort zu begeben, stellte er sich zwischen zwei von uns, faßte uns unter die Arme, scherzte nach Herzenslust, und führte uns zuerst zum Hause der jungen Frauenzimmer. Hier wurde uns ein hübsches Zimmer angewiesen, und Bruder Thomas ging fort, um uns die Erlaubniß

auszuwirken, das Haus beſehen zu dürfen. Nach einigen Minuten kam die Oberaufſeherin ſelbſt; Bruder Thomas führte uns bei ihr ein, und nun begaben wir uns, in beider Geſellſchaft, in die verſchiedenen Gemächer.

Das Haus iſt weitläuftig, und die Gänge und Treppen in demſelben ſind bequem und luftig; aber die Arbeitszimmer ſind klein, und waren gerade dermaßen geheitzet, daß wir, beim erſten Eintritte, kaum athmen konnten. Man bedienet ſich hier, nach Art der Deutſchen, der Oefen, und zwar der Kachelöfen. Das Feuer befindet ſich in einem großen Behälter aus verglaſeten Ziegeln, aus welchen die Wärme durch Röhren in andere ähnliche Behälter geleitet wird, die ſich an verſchiedenen Stellen im Zimmer befinden, wodurch denn das ganze Gemach eine gleichmäßige Temperatur bekommt. In jedem Gemache ſaßen etwa zwölf oder mehrere Frauenzimmer, die beinahe von Einem Alter waren, bei ihrer Arbeit. Der Eintritt fremder Leute ſtörte ſie nicht im Geringſten, ſie arbeiteten alle fort, und keine von ihnen, ausgenommen die Aufſeherin, welche höflich aufſtand, und ſich mit uns unterhielt, ſchien zu wiſſen, daß wir im Zimmer waren.

Die Kleidung der Schweſtern iſt zwar nicht ganz, aber doch beinahe gleichförmig. Sie tragen einfache Kleider aus Kattun, Leinewand oder Tuch, mit Schürzen, und dicht anſchließende Hauben von Leinewand, die nach vorne eine auslaufende Spitze haben,

und unter dem Kinne mit einem Bande befestiget sind. Man sagt, diejenigen von ihnen, die Neigung hätten, sich zu verheirathen, trügen Nelkenrothe Bänder als Zeichen; indeß bemerkte ich, daß sie von allen unverheiratheten Frauenzimmern getragen wurden, selbst von denen, deren Alter und Gesicht nicht vermuthen ließen, daß sie Hymen huldigen wollten.

Das Dormitorium des Hauses für die Frauenzimmer ist ein sehr geräumiges Gebäude im obern Stockwerke, dem durch einen großen Ventilator in der Decke frische Luft zugeführt wird. Es hat 50 Betten mit Brettern ohne Vorhänge, deren jedes auf Eine Person berechnet ist. Sie schlafen im Winter, nach Art der Deutschen, zwischen zwei Federbetten, an welchen die Betttücher und Decken fest gesteckt sind. Im Sommer ist hier die Hitze zu groß, als daß man nur eine einfache Decke ertragen könnte.

Als wir durch die verschiedenen Gemächer des Hauses der Frauenzimmer gegangen waren, führte uns die Oberaufseherin in eine Art Laden, wo verschiedene kleine Kunstsachen, welche von den Schwestern verfertiget werden, ausgekramt waren. Es wird erwartet, daß besuchende Fremde hier einige Kleinigkeiten kaufen, und dieses ist die einzige Belohnung, auf welche irgend ein Mitglied der Gesellschaft für die Mühe, einen Fremden durch die ganze Stadt zu führen, Anspruch macht.

Das Haus der Schwestern stellt ein Gemählde der größten Reinlichkeit und Ordnung dar; dasselbe

gilt von den Häusern der jungen Mannspersonen und der Wittwen, so wie auch beinahe von einem jeden Privathause der Stadt. Die Mühlen, Brauhäuser u. s. w., die man nach den besten Plänen angelegt hat, sind gleichfalls Muster der Ordnung und Reinlichkeit.

Als uns der Bruder Thomas die verschiedenen öffentlichen Gebäude u. s. w. gezeigt hatte, führte er uns in die Häuser verschiedener von denen verheiratheten Männern, die sich am mehrsten durch ihre Talente auszeichneten. In einigen derselben, vorzüglich bei einem Kunsttischler, sahen wir vortrefflich gearbeitete Sachen. Er brachte uns ein Buch mit getuschten Zeichnungen von seiner eigenen Arbeit, die einem Manne in seiner Lage sehr zur Ehre gereichten.

Die Sachen, welche im Allgemeinen zu Bethlehem verfertiget werden, bestehen in wollenen Tüchern und Leinewand, baumwollenen und wollenen Mützen und Strümpfen, Handschuhen, Schuhen, Zimmermanns-, Tischler- und Schreiner-Waaren, Stuben-Uhren, einigen Eisenwaaren u. drgl. mehr.

Die Kirche ist ein einfaches, steinernes Gebäude; sie ist mit Gemählden aus der biblischen Geschichte verziert, und hat eine ziemlich gute Orgel, so wie man solche auch in den Kapellen der Häuser für die jungen Manns- und Frauenspersonen trifft. Ueberdies begleiten sie ihre Hymnen mit Violoncellen, Violinen, Flöten u. s w. Die ganze Sozietät begiebt sich Sonntags in die Kirche, und stirbt eins der Mitglieder, so folgen alle übrigen der Leiche, die mit großer Feier-

lichkeit, aber ohne Pomp beerdiget wird. Sie legen nie ihrer verſtorbenen Freunde wegen Trauerkleider an.

Jedes Haus in der Stadt iſt mit vortrefflichem Quellwaſſer verſehen, welches, vermittelſt einer vom Waſſer getriebenen, an dem Ufer des Waldſtromes befindlichen, Maſchine durch Röhren dahin geleitet wird. In einigen Häuſern hat man in jedem Zimmer Waſſer zur Hand. Die Maſchine iſt ſehr einfach und würde, wenn es erforderlich wäre, das Waſſer mehrere hundert Fuß hoch treiben.

Die Springquelle, aus welcher die Stadt mit Waſſer verſehen wird, befindet ſich beinahe im Mittelpunkte der Stadt. Ueber dieſelbe iſt ein großes ſteinernes Haus mit ſehr dicken Mauern gebauet. Häuſer wie dieſes, trifft man in Amerika ſehr häufig; ſie werden Quellhäuſer genannt und dienen, während der heißen Sommertage, zum Aufbewahren der Butter, des Fleiſches u. ſ. w. Dieſes Haus in Bethlehem iſt gemeinſchaftlich für die ganze Stadt; jeder Familie iſt ein Geſimſe oder Brett in demſelben angewieſen, und obgleich keine Wache vorhanden, und die Thüre nur mit einer Klinke verſchloſſen iſt, ſo kann ſich doch jeder darauf verlaſſen, ſeinen Teller mit Butter, oder ſeinen Napf mit Milch und andere Sachen, wenn er wieder kommt, genau in demſelben Zuſtande zu finden, in welchem er ſie hineingebracht hat.

Die Mähriſchen Brüder beſtreben ſich ihre Handlungen genau nach den Grundſätzen und Vorſchriften

der Christlichen Religion einzurichten, obgleich mancher, in Ansehung des Sinnes, welchen sie einigen der aufgestellten Sätze unterlegen, nicht derselben Meinung mit ihnen sein möchte. Indeß muß jeder Unbefangene, der ihre Kolonie gesehen hat, bekennen, daß der Lebenswandel, den sie führen, durchaus untadelhaft und von der Art ist, daß, wenn er allgemein wäre, die Menschen durch denselben vollkommen glücklich werden würden. Sie leben bei einander, wie Glieder Einer großen Familie; die vollkommenste Harmonie findet unter ihnen statt, und es scheint ihnen allen nur Ein Zweck am Herzen zu liegen, nähmlich der: die Verbreitung des Evangeliums und Menschenwohl zu befördern. Im Allgemeinen ist ihr Charakter ernsthaft, aber man bemerkt in ihren Handlungen nichts von der Steifheit, von der erzwungenen Sonderbarkeit oder dem Stolze — wie man es nennen will — den man sonst ohne Ausnahme bei den Quäkern findet. Wo in Amerika ihre Gesellschaft Fuß gefaßt hat, da hat sie auch den wohlthätigsten Einfluß gehabt; Ordnung und Sittsamkeit sind in dem Benehmen der Bewohner der Nachbarschaft nicht zu verkennen, und Künste und Manufakturen haben durch sie Eingang in das Land gefunden.

Da der ganze Grund sowohl, auf welchem Bethlehem steht, als auch die Ländereien eine ansehnliche Strecke um die Stadt her, der Gesellschaft der Mährischen Brüder gehört, so haben sie hier von der Aufdringlichkeit Anderer nichts zu befürchten; indeß sind

sie von Herzen bereit, jeden, der sich den Gesetzen ihrer Gesellschaft unterwerfen mag, unter sich aufzunehmen. Sie machten sich das größte Vergnügen daraus, uns ihre Stadt, mit allem was dazu gehört zu zeigen, und bedauerten beim Abschiede von uns, daß wir nicht länger bleiben könnten, um die Sitten und Gebräuche der Gesellschaft noch näher kennen zu lernen.

Es scheint ihnen nicht daran gelegen zu sein, die Anzahl der Häuser in Bethlehem zu vergrößern; nimmt die Zahl der Brüder überhand, so schicken sie einen Theil derselben in eine andere Gegend des Landes, um daselbst eine neue Kolonie zu errichten. Seit der Gründung Bethlehems sind von ihnen noch zwei andere Städte in Pennsylvanien angelegt worden, nähmlich Nazareth und Letitz. Durch die erste, welche 10 Meilen von Bethlehem liegt, kommt man, wenn man von den blauen Bergen hinab geht. Sie ist etwa halb so groß als Bethlehem und fast nach demselben Plane gebauet. Letitz liegt 10 Meilen von Lancaster entfernt.

Die Gegend um Bethlehem her gewinnt sehr durch die schönen Anhöhen, welche man mehrere Meilen weit mit Flachland abwechseln sieht; der Boden ist hier fruchtbar und besser gebauet, als der irgend einer anderen Gegend in Amerika, der mir zu Gesichte gekommen ist. Bis vor einigen Jahren hat sich diese Gegend durch die gesunde Beschaffenheit des Klima's ausgezeichnet; indeß haben die Fieber, sowohl galligte als andere, seit einiger Zeit sehr zugenommen. Dies gilt übrigens nicht allein von dieser, sondern auch von

vielen anderen Gegenden Pennsylvaniens, welche schon länger bevölkert sind. Während des lezten Herbstes lag in den gut angebaueten Theilen des Landes eine größere Anzahl Menschen darnieder, als es, so viel man sich erinnern konnte, jemahls der Fall gewesen war. Man hat diese Zunahme der Fieber vielerlei Ursachen zugeschrieben; am wahrscheinlichsten ist die Schuld der ungleichen Menge des seit einigen Jahren gefallenen Regens, und der beispiellosen Gelindigkeit der Winter beizulegen.

Bethlehem wird im Sommer von vielen Leuten aus den benachbarten größeren Städten besucht, die sich entweder der Neugierde oder des Vergnügens wegen dahin begeben. Es fährt regelmäßig zwei Mahl wöchentlich ein öffentlicher Postwagen von Bethlehem nach Philadelphia und wieder zurück. Wir bedienten uns desselben, und erreichten früh am zweiten Tage nach unserer Abfahrt von Bethlehem, die Hauptstadt, von welcher wir etwas mehr als 5 Monathe abwesend gewesen waren.

Achtunddreißigster Brief.

Abreiſe von Philadelphia. — Ankunft zu Neu-York. — Beſuchen Long-Island. — Schreckliche Verwüſtung durch das gelbe Fieber. — Die Holländiſchen Bewohner trauen den Fremden nicht. — Zahl der Bewohner. — Getreidebau. — Große Menge Haſelhühner und Rehe. — Geſetze gegen die Ausrottung derſelben. — Zunahme derſelben. — Abnahme der Biber. — Neu-York hat viel Angenehmes für Fremde. — Schluß.

Theurer Freund

Neu-York im Januar 1797.

Als ich mich, um meine Sachen in Ordnung zu bringen, einige Tage in Philadelphia aufgehalten hatte, begab ich mich nochmahls nach Neu-York. Wir hatten bereits November, es war eine anſehnliche Menge Schnee gefallen, und die ſcharfen Nordweſtwinde hatten ſchon den Delaware, deſſen majeſtätiſcher Strom in dieſer Gegend des Landes immer am längſten dem Winterfroſte trotzt, mit einer dicken Eisrinde überzogen. Indeß war das Eis doch nicht ſtark genug, die Laſt eines Poſtwagens ertragen zu können, und es zu zerbrechen, war keine leichte Sache; wir mußten daher, als wir die Waſſerfälle im Fluſſe erreichten, wo man gewöhnlich, auf dem Wege von Philadelphia nach Neu-York, überfährt, länger als zwei Stunden, ein Spiel der ſchneidenden Winde, da ſitzen und frieren, bis ein Weg für das Boot geöffnet war, welches uns und den Wagen an die andere Seite bringen ſollte.

Mit einem Räderfuhrwerke an dieſer Stelle über den Delaware zu fahren, iſt gewöhnlich, wenn auch das Eis hinlängliche Stärke hat daſſelbe zu tragen, eine äußerſt unbequeme und läſtige Sache für den Reiſenden, denn es bilden ſich daſelbſt jedes Mahl beim Eintritte des Froſtes große unregelmäßige Eismaſſen; der reißende Strom ſtößt immer das Windeis von den Ufern ab, und treibt es nach und nach in Schichten über einander; und nur an dieſen unebenen Theilen des Fluſſes allein kann ein Räderfuhrwerk mit Sicherheit die Ufer hinabfahren.

Wenn der Boden mit Schnee bedeckt iſt, ſo giebt ein Schlitten bei weitem das bequemſte Reiſefuhrwerk ab, denn weder er, noch die Paſſagiere in demſelben, können durch das Umwerfen Schaden nehmen; auch fährt man weit leichter und geſchwinder in demſelben, als in einem Räderfuhrwerke. Da ich Ihnen geſagt habe, daß Schnee gefallen war, ſo werden Sie fragen, warum wir uns nicht dieſer zweckmäßigen Fuhrwerke auch auf unſerer Reiſe nach Neu-York bedienten? Hierauf antworte ich, daß kein erfahrner Reiſender in den mittlern Staaten zu Anfang des Winters eine große Reiſe in einem Schlitten unternimmt, weil um dieſe Jahrszeit plötzlich eintretendes Thauwetter etwas ſehr gewöhnliches iſt, welches denn oft die Folge hat, daß der Schnee in einem Morgen gänzlich verſchwindet; und dies iſt ein Umſtand, der in einem Lande, wo man nicht im Augenblicke Fuhrwerk bekommen kann, nicht aus den Augen gelaſſen werden darf. Im gegenwärtigen Falle war die Kälte heftig,

und wir durften vermuthen, daß sie anhaltend sein würde;. kaum hatte ich mich indeß 48 Stunden in Neu-York aufgehalten, so trat auch gelindes Wetter ein, so daß man sich in den Monath September zurück versetzt glaubte.

Diese plötzliche Veränderung des Wetters verschaffte mir Gelegenheit, einige Gegenden von Neu-York und Long-Island, welche ich im Sommer, wegen meines hiesigen kurzen Aufenthalts, nicht hatte besuchen können, noch in einer bessern Gestalt zu sehen, als man es zu dieser Jahrszeit erwarten kann. In der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt, die auf dem südlichen Ende der ersteren dieser Inseln liegt, trifft man wenig, was Aufmerksamkeit verdiente. Der Boden ist zwar fruchtbar, auch fehlt es der Gegend nicht an Bergen und Thälern, aber keine der Landschaften hat etwas auffallendes; auch bemerkte ich unter den vielen Landhäusern, mit welchen sie besetzt ist, keins, das sich entweder durch Schönheit oder angenehme Lage ausgezeichnet hätte. Keins derselben läßt sich mit den reizenden kleinen Villa's in Vergleichung setzen, welche die Ufer des Schuylkill bei Philadelphia schmücken.

Long-Island ist für den Wanderer, in Ansehung der Naturschönheiten, weit merkwürdiger als diese Gegend; vorzüglich an der westlichen Seite derselben, da, wo sich der enge Kanal zwischen den Inseln befindet, durch welchen die Schiffer segeln, wenn sie von dem Atlantischen Meere nach Neu-York wollen, ist die Gegend vollkommen romantisch zu nennen. Der Boden

ist hier sehr gebrochen, und viele große Baumgruppen sind noch stehen geblieben, durch deren Oefnungen man hin und wieder die reizendsten Ansichten der entfernt liegenden Berge auf der Staaten-Insel und am Neu-Yersey-Ufer hat; so wie auch auf das Wasser, welches beständig von Schiffen wimmelt, die auf und absegeln.

Dem Bewohner einer der großen Städte an der Amerikanischen Küste ist ein Landsitz nicht allein in so fern wünschenswerth, als er ein Ort der Ruhe ist, an welchem sich der Eigenthümer, vom Geräusche der Stadt entfernt, in einer Jahrszeit, da die Natur mit ihrem buntesten Gewande angethan ist, ganz der Betrachtung der schönen Naturszenen widmen kann, sondern auch als Zufluchtsort vor den furchtbaren Krankheiten, die seit einigen Jahren mehr oder weniger in diesen Städten ihre Wuth ausgelassen haben. Als zu Philadelphia das gelbe Fieber so fürchterliche Verwüstung anrichtete, daß weder Junge noch Alte verschonet wurden, wenn sie dreist genug waren, in der Stadt zu bleiben, oder sie nicht verlassen konnten, so zeigte sich doch kein einziger Fall, daß irgend einer von denen, die nur eine Meile weit von der Stadt entfernt wohnten, wenn sie anders alle Gemeinschaft mit den Kranken oder denen, die bei ihnen gewesen waren, aufgaben, jemahls befallen wurde. Jeder bemittelte Einwohner von Philadelphia, Neu-York, Baltimore u. s. w. hat daher sein Landhaus in der Nachbarschaft der Stadt, in welcher er wohnet, wohin er sich begeben kann, wenn die heiße ungesunde Jahrszeit eintritt. Obgleich aber diese reizende Gegend auf Long-

Island, von welcher ich gesprochen habe, eine so große Menge vortrefflicher Plätze für kleine Villa's hergiebt, so ist sie doch zu weit von Neu-York entfernt, als daß sie von Leuten, die so sehr in Handelsgeschäften versenkt sind, als die mehrsten der Einwohner dieser Stadt, häufig besucht werden könnte; es fehlt ihr daher an solchen Häusern beinahe gänzlich. Eine andere Gegend der Insel, die bequemer liegt, ist ganz mit Landhäusern übersäet, obgleich das Land hier flach und sandig, aller Bäume beraubt, und daher auf keine Weise anziehend ist.

Diejenigen, welche Long-Island für beständig bewohnen, sind größtentheils von Holländischer Abkunft, und scheinen das kalte Benehmen, die Zurückhaltung und die Filzigkeit ihrer Vorfahren als Erbtheil bekommen zu haben. Man hört in Neu-York oft sagen, ein Bewohner Long-Islands verstecke sich in seinem Hause, wenn sich ihm ein Fremder nähert, und wirklich scheinen die unzähligen Beispiele von Blödigkeit, welche mir bei diesen Leuten vorgekommen sind, diese Bemerkung einigermaßen zu bestätigen. Thut man ihnen nur eine einzige Frage wegen der benachbarten Gegend, so werfen sie einen verdächtigen Blick auf den Fragenden und suchen sich von ihm loszumachen; da hingegen, in ähnlichen Fällen, die Neugierde den Anglo-Amerikanern tausend unnöthige Gegenfragen eingiebt, weil sie zu erfahren wünschen, was der Fremde wohl für Geschäfte haben möge, und wie sie Vortheil daraus ziehen könnten. Diese Holländer sind fast alle sehr gute Landwirthe; einige derselben besitzen große Striche

Landes, welches ſich in einem guten Zuſtande der Bebauung befindet, und deſſen Produkte ſie ſehr bequem und vortheilhaft zu Neu-York abſetzen können. Man trifft ſehr reiche Leute unter ihnen; demungeachtet leben ſie aber, einige wenige ausgenommen, ſo elend und dürftig, als möglich. Die Anzahl der Bewohner der Inſel ſoll ſich auf 37000 Seelen belaufen, von denen beinahe 5000 Sklaven ſind. Der weſtliche Theil der Inſel iſt am ſtärkſten bevölkert, welches nicht ſowohl der Fruchtbarkeit ſeines Bodens, ſondern vielmehr ſeiner nahen Lage bei der Stadt Neu-York zuzuſchreiben iſt. Es ſind hier verſchiedene anſehnliche Städte, als Flatbuſch, Jamaika, Brooklynn, Fluſhing, Utrecht; die drei erſten haben jede über 100 Häuſer. Brooklynn, die größte dieſer Städte, liegt am Ufer des Oſt-Fluſſes, Neu-York gerade gegenüber, und thut, von hier angeſehen, eine angenehme Wirkung aufs Auge.

Der Boden auf Long-Island eignet ſich zum Anbaue des Getreides und Mais, und der nördliche Theil derſelben, der bergig iſt, ſoll gute Früchte hervorbringen. Der berühmte Newtown-Peppin, den man zwar jezt beinahe in jedem Theile des Staates Neu-York, und gleichfalls gut trifft, ſoll dennoch, wie Einige behaupten, hier einen vortrefflichern Geſchmack bekommen, als in irgend einem andern Theile von Nord-Amerika.

Von dem Boden der Ebenen, welche ſich beinahe im Mittelpunkte dieſer Inſel befinden, habe ich oben Gelegenheit gehabt zu reden, als ich die Ebenen in den weſtlichen Gegenden des Staates Neu-York beſchrieb.

Eine der hiesigen Ebenen, die sich von den anderen etwas unterscheidet, ist dick mit verkrüppelten Eichen und Fichten besetzt; Korn will nicht auf derselben gedeihen, obgleich man sie abgetrieben, und an verschiedenen Stellen allerlei Versuche deshalb gemacht hat. Diese Ebene hat den Nahmen Busch-Ebene (brushy-plain) bekommen. Eine ungeheure Anzahl Haselhühner und Rehe finden sich zwischen dem Gebüsche, mit welchem sie bedeckt ist, und welches diesen Thieren sichern Schutz verschafft. Es sind vor nicht langer Zeit Gesetze gegeben worden, welche das unnöthige, leichtsinnige Tödten dieser Thiere verbieten, weshalb sie sich jezt sehr schnell vermehren, obgleich jährlich eine große Menge derselben, sowohl für den Markt zu Neu-York, als auch für die Insulaner tod geschossen wird. Sie vermehren sich jezt wirklich in den mehrsten bewohnten Gegenden des Staates Neu-York, wo sie hinlängliche Holzungen finden, sehr schnell; in den Indianischen Gebieten hingegen werden die Rehe (so wie auch anderes Wildpret) mit jedem Jahre seltener, obgleich die Zahl der Jäger unter den Wilden abnimmt. Die Ursache davon ist, weil leztere dasselbe verderbliche Jagdsystem befolgen, welches man ehemahls auf Long-Island eingeführt hatte; sie tödten nähmlich jedes Thier, das ihnen aufstößt, es mag jung oder ausgewachsen sein. So sehr auch die Kanadischen Pelzhändler ihnen zugeredet haben, sie möchten doch jedem Biberweibchen einige Jungen lassen, weil sonst diese Thiere ausgerottet werden würden, so fahren sie dennoch fort dieselben zu tödten, wo sie ihnen aufsto-

ßen. Wirklich ſind auch die Biber aus einigen Gegenden, wo man ſie ehemahls im Ueberfluſſe fand, und welche ſie noch jezt, wegen ihrer Entfernung von den angebaueten Theilen des Landes, ſehr gut beherbergen könnten, gänzlich verbannt worden. Seit zwei Jahren hat man an den Biberfellen, die nach Montreal herab gebracht werden, jährlich ein Deficit von 15000 Stück bemerkt.

Von Long-Island begab ich mich nach dieſer Hauptſtadt, die mir, durch die Gaſtfreiheit und freundſchaftliche Höflichkeit, mit welcher man mich und andere Fremden in derſelben aufgenommen und behandelt hat, zum angenehmſten Orte in den vereinigten Staaten gemacht worden iſt; und jeder Reiſende, den ich hierüber ſprach, ſtimmt auch von ſeiner Seite vollkommen mit mir ein. So lange ich noch in Amerika verweilen werde, ſoll Neu-York der Ort meines Aufenthalts bleiben; aber meine Gedanken beſchäftigen ſich jezt mit nichts, als mit der Rückkehr in das Vaterland, welches mir jezt theurer als jemahls iſt. Wenn anders das Eis, welches jezt den Hafen zu blockiren drohet, uns die Verbindung mit dem Atlantiſchen Meere nicht abſchneiden ſollte, ſo werde ich bald von Amerika ſcheiden. Ich freue mich ſo viel davon geſehen zu haben, als ich ſah, aber ich werde es ohne einen Seufzer verlaſſen, und ſchwerlich wird ſich jemahls nur der geringſte Trieb bei mir einſtellen, es noch ein Mahl zu beſuchen.

Ende.

Druckfehler.

Erſter Theil.

S. 10. Z. 4. von unten ſtatt Kour lieſs Kurr.
— 18. Anmerk. Z. 3. von oben ſt. hieſigen l. daſigen.
— 21. Z. 16. v. o. ſt. eins l. eine.
— 26. — 16. v. o. ſt. lezteren l. erſteren.
— 32. — 8. v. u. nach weggenommen ſetze: werden.
— 36. — 6. v. o. ſt. aus l. und.
— 126. — 2. v. o. ſt. welchem l. welchen.
— 131. — 5. v. o. l. Stören.
— — — 6. v. o. l. Heeringen.
— 311. — 7. v. u. iſt das Komma nach: die überflüſsig, ſo wie auch an einigen anderen Stellen, wodurch iedoch der Sinn nicht entſtellt wird.
— 312. — 3. v. u. ſt. erhebt es l. erhebt ſie.
— — — 2. v. u. ſt. bleibt l. bleiben.
— 313. — 9. v. o. ſt. an gebaueten l. angebaueten.
— — — 15. v. o. ſt. Niederkanada l. Unterkanada.
— 314. — 13. v. o. iſt: nicht auszuſtreichen.
— 322. — 9. v. o. ſt. hatte l. hätte.
— 323. — 14. v. o. ſt. ſtiegen l. ſtieg.
— 324. — 16. v. o. ſt. einer l. eine.
— 328. — 12. v. o. ſt. welchen l. welcher.
— 359. — 18. v. o. ſt. Weineſſig l. Eſſig.
— 360. — 13. v. o. ſt. der l. das.
— 379. — 7. v. u. ſt. gütigſte l. gültigſte.
— 389. — 8. v. o. ſt. Ueberfluſſe l. Umläufe.
— 391. — 1. v. o. ſt. vortheilhafteſte l. vortheilhaftere.

Zweiter Band.

— 35. — 9. v. o. ſt. die l. den.
— 137. — 3. v. o. ſt. Kühle l. Kühlte.
— 175. — 12. v. o. ſt. müßte l. mußten.
— 196. — 12. v. o. iſt jezt auszuſtreichen.
— 199. — 7. v. o. ſt. verbrennen l. vergraben.
— 215. lezte Zeile, ſt. hinab l. hinauf.
— 216. Z. 10. v. u. ſt. ihm l. denſelben.
— 233. — 12 und 13. v. o. l. ſo werden auf ſolche Art wichtige Verhandlungen
— 234. — 6. v. o. ſt. ſehr gebräuchlich l. allgemein.
— 266. — 4. v. o. ſt. ihnen l. dieſen.
— 268. — 15. v. o. ſt. iſt l. ſind.
— 294. — 6. v. o. ſt. auf l. aus.
— 302. — 3. v. o. ſt. Baume l. Baum.
— 303. — 5. v. u. ſt. ungeſalzen l. eingeſalzen.
— 317. — 10. v. u. ſt. Verſchwendung l. Ausſchweifung.

Bemerkung:

Die Seite 251 befindliche Platte hat, durch einen Irrthum, die Unterſchrift: „Anſicht des Patowmak-Fluſſes von Mount-Vernon“ bekommen, welches in: „Anſicht des Hudſon-Fluſſes“ umzuändern iſt.

An den Buchbinder:

Die zum zweiten Bande gehörige Platte: „Abbildung des großen oder Hufeiſen-Waſſerfalles im Niagara-Fluſſe“ iſt bei Seite 109 anzubinden.